~~Sch. Dtt. deutsche. p. 16.~~

P. O. germ. 1208.

(173

<36618195080019

<36618195080019

Bayer. Staatsbibliothek

Sammlung

der besten deutschen

prosaischen Schriftsteller

und

Dichter.

Hundert und zwey und dreysigsten Theils

Dritter Band.

Salzmanns Schriften.

Mit allerhöchst-gnädigst Kaiserlichem Privilegio.

Carlsruhe,

bey Christian Gottlieb Schmieder.

1797.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Carlsruhe,
bey Christian Gottlieb Schmieder.
17[illegible]

Carl von Carlsberg
oder über das
menschliche Elend,

von

Christian Gotthilf Salzmann.

Vierter Theil.

Mit allerhöchst = gnädigst Kayserl. Privilegio.

Carlsruhe,
bey Christian Gottlieb Schmieder.
1797.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Erster Brief.

Henriette an die Hofräthin Grimmlein.

Koldingen den 5ten Decemb.

Unsere Friderike ist todt, liebste Frau Muhme. Es fliessen mir die Thränen über die Wangen, indem ich dieses schreibe, nicht deswegen, weil sie von uns ist, denn ach sie hat uns alle gar zu sehr geplagt, so sehr, daß es mir fast noch lieber ist, daß wir sie nicht mehr bey uns haben, sondern nur deswegen, weil ich besorge, daß sie in ihrem gegenwärtigen Zustande sich nicht gar wohl befinde.

Woher ich das wisse? ach das kann ich selbst nicht sagen. Mein Herz fühlt aber so etwas. Ich denke einem kranken Körper wäre nicht wohl, er möchte auf den Bergen oder in den Thälern, im Norden oder in Süden seyn, und so wäre es auch mit einer kranken, zerrütteten, Seele.

Ihr Beichtvater macht zwar gute Hoffnung, ich kann aber nur nicht recht daran glauben. Sie

selbst hoffte recht mit Freuden. Aber — doch ich will Ihnen den Ausgang ihrer Krankheit erzählen, und Sie selbst darüber urtheilen lassen!

Im Anfang der Krankheit war sie nicht nur ungeduldig, ach liebe Frau Muhme, wenn ich die Wahrheit erzählen soll, so muß ich es sagen wie es wirklich war, sie war auch wild, gar schrecklich wild. Sie schimpfte ihre Wärterin, schlug wohl nach ihr, und da ich sie einmal an die Güte und Weisheit Gottes erinnern, und sie zur Geduld und zum Vertrauen auf GOtt ermahnen wollte, reckte sie die Zunge heraus, so weit sie konnte.

Ich erschrack so sehr über diesen Anblick, daß ich mich entfernen mußte, und mich in einigen Tagen nicht wieder zu ihr wagte.

Da kam ihr Beichtvater, und verlangte zu ihr eingelassen zu werden, weil er gehört habe, daß sie gefährlich krank sey. Ich begleitete ihn zu ihr.

Sie sahe ihn mit starren Augen an, sobald er eintrat, dann schlug sie die Augen nieder, und unterstüzte den Kopf mit ihrer Hand.

„In Christo unserm Seelen Bräutigam geliebte Freundin,“ fieng er an, „die Zukunft Jesu unsers Seelen Bräutigams ist dreyerley: Die Zukunft ins Fleisch, die Zukunft in die Herzen der Menschen, und die Zukunft zum Gericht.“

Er ermahnte sie darauf, an die Zukunft Jesu in das Fleisch zu glauben, so werde Er auch, als der rechte Adventskönig, in ihrem Herzen seinen Einzug halten, und sie werde einst bei seiner Zukunft zum Gericht nicht erschrecken dürfen, sondern, mit den klugen Jungfrauen ihr Lämplein schmücken, und ihm als ihrem Ehren- und Adventskönig entgegen gehen, und in himmlischer Glorie und Herrlichkeit mit ihm ewig, ewig, die Hochzeit halten können, dann schloß er mit den Worten:

Schmücke ihm dein Haus!
Und gieb ihm in deinem Herzen Ruh!
Und was er dich heißt das thu!
So wirst du seine allerliebste seyn!
In heilger Zierde geben Schein,
Und mit ihm ewig seyn ohne Pein.

Bei dem Schlusse dieser Worte faßte sie seine Hand, küßte sie brünstig, und sagte:

O daß du selber kämest bald,
Ich zähl die Augenblicke.
Ach komm eh mir das Herz erkalt
Und sich zum Sterben schicke.
Komm doch in deiner Herrlichkeit,
Schau deine Braut hat sich bereit,
Die Lenden sind umgürtet.

Der Prediger sah dieses Betragen als ein Zeichen der Wiedergeburt an, faltete seine Hände und dankte unserm Erlöser recht herzlich, daß er ihn gewürdiget habe, ihm eine Braut zuzuführen. Und die Kranke faßte seine Hand, und bat ihn, ja täglich seine Besuche zu wiederholen.

Er that es, und sprach jedesmal von Liebe, Hochzeit, Bräutigam, Braut, Inwohnung, und betete dazu Verse, weiß selbst nicht mehr was es für Verse waren. Ich verstund sie nicht, ich wurde aber doch roth, wenn ich sie mit anhören mußte.

So ist sie gestorben. Ich bin kein gelehrtes Frauenzimmer, liebste Frau Muhme, ich kann also meine Gedanken nicht so recht ausdrücken, wie ich wünsche, aber ich fühle es doch, daß ich nicht so sterben möchte. Vor ihrem Tode machte sie ein Testament. Die Kirche in Koldingen bedachte sie am besten. Dieser vermach-

te

te sie 50 Thlr. doch mit der Bedingung, daß alle Jahre, den Sonntag vor ihrem Todestage, das Lied gesungen würde: Ist dieser nicht des Höchsten Sohn.

Liebste Frau Muhme, lesen Sie doch das Lied durch, und schreiben mir, was Sie davon halten.

Und nun, da sie tod ist, müssen wir trauern, dieß scheint mir eine sehr alberne Gewohnheit zu seyn, denn wenn ich es recht bedenke, um wen soll man denn trauern? Um Anverwandte. Und da ist so recht vorgeschrieben und abgemessen, wie weit die Trauer in jedem Grade gehen soll. Als wenn die Liebe sich nach den Graden der Verwandtschaft abmessen liese. Wenn mir mein Carl stürbe, Gott im Himmel verhüte es, so dürfte ich nicht um ihn trauern, weil er nicht mit mir verwandt ist. Da aber die liebe Jungfer Muhme stirbt, die mich mein Lebtage so sehr gepeinigt hat, soll ich über ihren Verlust Trauer anlegen. Ist denn das nicht Heucheley?

Doch wenn es auch die gröste Heucheley wäre, so muß ich doch daran Theil nehmen, weil sie einmal Mode ist. Wollte ich die Mode nicht

mit machen, so würde das ganze Städtchen meiner spotten, und wenn ich auch denken wollte, laßt die Narren spotten, ja da ist noch jemand in der Welt, dessen Meinung über die Trauer ich noch nicht weiß und dem ich doch nicht gern mißfallen möchte. Dieser jemand hat mir zu einem baldigen Besuche Hoffnung gemacht. Wenn dieser nun für die Trauer wäre, und fände mich ohne dieselbe, da würde er mich für ein leichtsinniges Mädchen halten, und das kann ich doch unmöglich geschehen lassen. Sie haben mir auch ohnlängst, da ich um den seligen Rollow einige Wochen trauerte, gesagt, daß die Trauerkleider mir recht gut ließen — Also muß ich wohl auf alle Fälle trauern.

Aber nur bitte ich Sie um alles, liebste Frau Muhme, nehmen Sie doch ja für mich aus, was ich nöthig habe. Sie wissen ja selbst, daß ich von Trauerkleidern entblößt bin, weil ich sie einem Juden verkauft habe. Sie selbst riethen mir dazu und sagten, wenn die Trauerzeit vorbey sey, so wären die Trauerkleider verbraucht, es wäre Thorheit sie aufzuheben, weil sie doch,

wenn

wenn eine neue Trauer vorfiele, aus der Mode wären. Die dürftigen Umstände meines Vaters kennen Sie auch, da er die Amtmanns-Besoldung noch nicht hat. Sobald er diese erhält, wird er alles mit Dank bezahlen. Schlagen Sie mir meine Bitte ja nicht ab!

Ich bin von ganzem Herzen

Ihre

treue

Henriette.

Anderer Brief.

Die Frau Hofräthin Grimmlein an Henrietten.

Grünau den 7 Decemb.

Liebes Henriettchen!

Ich habe meiner unglücklichen Schwester einige Thränen geweint, weil ich glaube, daß jeder Unglückliche verdient beweint zu werden. Ach und sie war so unglücklich! Von den mannigfaltigen Lebensfreuden, die Gott uns gegönnet hat, genoß sie nur wenige, aber an ihrem Herzen nagte

ein ewiger Gram. Es war krank, Freude des Nebenmenschen verursachte ihm Misvergnügen, so wie eine kräftige Mahlzeit einem schwachen Magen Ueblichkeit erregt. Kann seyn, daß sie selbst die Ursache ihres Elendes war, ich will es nicht weiter untersuchen. Sie war aber doch elend, und deswegen war sie der Thränen werth.

Ja liebe Henriette, jeder Elende, jeder Leidende ist der Thränen werth. Dieß behaupte ich jetzo eifriger als jemals, weil ich gern möchte, daß auch über mich da und dort ein fühlendes Herz ein Thränchen fliessen ließe. Denn Thränen verdiene ich doch wirklich auch, weil ich ebenfalls vieles leiden muß. Ich glaubte ein erwachsnes Mädchen ohne Mann könnte nicht glücklich seyn. Lange schmachtete also mein Herz nach einem jungen liebenswürdigen Manne, war oft dem Punkte nahe, wo seine Sehnsucht sollte befriediget werden, aber immer grief ich nach dem Schatten. Da dachte ich endlich: wenn du keinen liebenswürdigen Mann haben kannst, so willst du dich doch wenigstens mit einem Manne verbinden. Ich verband mich mit ihm, wie du gar wohl weißt. Aber

Aber ach! bestes Jettchen! Ich wünsche jezo nichts mehr, als daß ich mich nicht mit ihm verbunden hätte. Ich will dir seine vielen und grossen Fehler gar nicht erzählen, denn ich weiß, daß ich auch nicht fehlerfrey bin, und daß eine Ehegatte verbunden ist, die Fehler des andern auf das sorgfältigste zu verheelen. Einen seiner Fehler kann ich dir aber doch nicht verschweigen, weil ich voraus sehe, daß er mir mein bischen Lebensfreuden ganz rauben wird, und ich doch wenigstens einige Erleichterung fühle, wenn ich mein Herz gegen jemanden ausschütten kann. Mein Mann ist eifersüchtig.

Alle andere Fehler vermuthete ich von ihm eher, als diesen. Da er, dachte ich, sein Leben in einer beständigen Zerstreuung zubringt, so wird er auf dich gar nicht merken, und du hast Freyheit mit Mannspersonen umzugehen, ohne die bittern Vorwürfe, die wenigstens einen Drittheil unsers Geschlechts unglücklich machen, besorgen zu dürfen.

Gefehlt liebes Jettchen! Mein Mann fühlt daß er alt ist, und dieß Gefühl erregt bey ihm

eine Menge ganz ungegründeter Besorgnisse. So oft ich vor den Spiegel trete, so oft ich etwas anlege, das er noch nie an mir gesehen hat, so oft mich jemand freundlich grüßt oder ein Brief an mich einläuft, runzelt er seine Stirne, thut verfängliche Fragen an mich, und läßt Worte fahren, die mein Herz durchschneiden.

Denk nur, da dein Brief ankam, gieng er tiefsinnig in der Stube auf und ab, reusperte sich, sahe starr vor sich hin, und sagte endlich: wieder einen Brief? haben Sie doch fast mehr Correspondenz als ich.

Das ärgerte mich, ich wickelte den Brief zusammen, versteckte ihn, stund auf und sagte: das sollte ich nicht meynen.

Da ward er wild, sahe wüthend um sich her und sagte: eine Frau darf für ihren Mann keine Heimlichkeit haben.

Beynahe hätte ich ihm die Spitze geboten, und durch Vernichtung des Briefs ihm gezeigt, daß ich allerdings geneigt sey, für ihm Heimlichkeiten zu haben, besann mich aber doch eines andern, zeigte ihm deinen Namen, das schwarze

Sie-

Siegel, und den Anfang deines Briefes, das Ende wollte ich ihm, aus Ursachen, die du leicht errathen kannst, nicht sehen lassen.

Damit war er aber nicht zufrieden, murmelte, da ich das Blat nicht umwenden wollte, und gieng trotzig fort. Gieng, ach daß er doch nie gegangen wäre, gieng auf meine Stube, fand den Schlüssel an meinem Schreibeschranke, öffnete ihn, traf da alle Briefe an, die ich von Zelnik und meinen übrigen ehemaligen Liebhabern bekommen hatte — ach Jettchen, Jettchen, ich möchte versinken, da ich dieß schreibe.

Mit dieser Correspondenz unter dem Arme, kam er wieder zu mir. Sein Blick, sein Tritt, der Ton mit dem er mich anredete, und das verwünschte Packetchen, das er unter dem Arme trug, das alles brachte mich aus aller Fassung.

Was, was, was, fragte er, was für Briefe sind denn das? Vortreflich! eine schöne Lukretia! bin schöne verwahrt worden, dachte, ich wollte eine treue Hausfrau eine —

J. Was wollen Sie denn von mir?

E. Was

E. Was ich will? was ich will? weis selbst wahrhaftig nicht. Was soll man mit so einem Weibsbilde —

J. Weibsbild? Mann was reden Sie? Weibsbild ist ein Name, den man nur nichtswürdigen, liederlichen Weibspersonen beylegt —

E. Ganz Recht. Was soll man mit so einem Weibsbilde anfangen?

J. Also wäre ich ein liederliches Weibsbild?

E. Weis nicht. Weis gar nicht. Will es gar nicht behaupten. Aber die Briefe sagen es doch. Was, was, was soll man denn halten von einem Weibsbilde, das mit allen Studenten Liebesbriefe wechselt? Ha? ist das auch zu verantworten? Madame Lukretia!

J. Lieber Mann!

E. Geh Schlange, mit deinen —

J. Bester, lieber Mann, nur eine Bitte —

E. Was, was für Bitte? Bitte hin und Bitte her, ich will keine Bitte hören. Was für Bitte? Bitte da von so einem —

J. Von deiner Frau, von deiner (hier ergossen sich Thränen, mit denen überhaupt die

gütige

gütige Natur gegen unser Geschlecht sehr freygebig gewesen ist) von deiner rechtschaffnen Frau —

E. Rechtschaffen hin, rechtschaffen her, Thränen hin, Thränen her, hilft alles nichts — Frau! sind die Briefe nicht an Sie? sind's nicht Liebesbriefe? von Studenten? He?

Ich umarmte ihn, glaubte durch Küsse, Thränen und Schmeicheleyen ihn besänftigen zu können, aber umsonst, er stieß mich so heftig zurück, daß ich auf das Kanapee sank, gieng fort, und schlug im Fortgehen die Thür mit größter Heftigkeit zu.

Wohl eine Stunde lang lag ich sinnlos da. Sobald ich mich erhohlt hatte, besorgte ich die verlangte Trauer, die du hierbey erhältst, und schrieb diesen Brief.

Seit dieser liebreichen Unterredung habe ich ihn nicht wiedergesehen. Ich zittere vor dem Augenblicke, da ich ihn wieder sehen muß. Welche Vorwürfe werde ich anhören müssen! Wie will ich mich verantworten! Die Briefe, die er von mir hat, sind doch wirkliche Liebesbriefe! Ach! ich fühle es, mein bischen Lebensglück ist

dahin,

dahin, ganz dahin. Jeden Brief den ich erhalte, wird er für eine Liebeserklärung, jeden jungen Mann, der mir die Hand küßt, für einen Nebenbuhler halten. Gott stehe mir bey! Ich bin stets

Deine

Dich liebende
Luise.

Dritter Brief.

Henriette an Carln.

Koldingen den 8. Decemb.

Mein lieber guter Carl!

Es war mir gewaltig ängstlich um das Herz, aber es wird mir wieder leicht, da ich die Feder ergreife, um an Sie zu schreiben.

Meine Tante Friederike hat uns verlassen und ist in die Ewigkeit gegangen. Seit der Zeit bin ich so unruhig, daß ich gar nicht weis was ich anfangen soll. Alle Zimmer sind mir zu enge, die Spaziergänge sind mir versperrt, weil sie mit Schnee bedeckt sind, der Appetit zum Essen hat sich verlohren, und der Schlaf fliehet mich.

mich. Es ist ja freilich wahr, daß mich das Mädchen sehr gequält hat, und daß nun alle diese Quaal mit ihrem Tode aufhört. Aber es ist doch immer etwas schauriges, eine Person, die man so gut gekennt hat, kalt im Sarge neben sich liegen zu sehen.

Genug ich bin durchaus unruhig, und kann mir es selbst nicht erklären, wie es damit zugehe. Wenn Sie mich noch ein bischen lieben, so sollten Sie doch kommen und mich trösten. Sie haben nichts zu befürchten. Meine Tante ist an keiner ansteckenden Krankheit gestorben, und wenn Sie kommen, so ist sie längst beerdigt. Ziehen Sie sich nur, wenn Sie sich zur Reise entschliesen, fein warm an, damit Ihnen der kalte Wind nicht schade.

Sehnlich erwartet Sie

Ihre

treue

Henriette.

Vierter Brief.

Henriette an die Frau Hofräthin Grimmlein.

Koldingen den 9. Decemb.

Liebste Frau Muhme!

Ihr Brief hat mir eine schlaflose Nacht gemacht. Wenn solche Auftritte im Ehestande sind, so mögte uns beynahe die Lust vergehen, in denselben zu treten. Carl wird wohl keine andere Liebesbriefe, als von seiner eignen Hand, bey mir finden. Aber mit dem allen ist es doch nun so, gut kann ich doch nicht dafür seyn, daß nicht bisweilen von da und dorther ein freundlicher Blick oder ein bedeutender Händedruck kommt. Wenn er nun gleich deswegen maulen wollte — wahrhaftig über den Punkt muß ich mich mit ihm besprechen, wenn er nur erst einmal zu mir — Doch meine Besorgnisse und Wünsche wollen Sie ja nicht wissen. Sie verlangen Theilnehmung an Ihren Leiden, Rath, Trost. — Herzlichen Antheil nehme ich, beste Frau Muhme! das glauben Sie mir gewiß. Aber Rath? Trost? wie können Sie denn von so einem unerfahrnen Mädchen,

wie

wie ich bin, erwarten? Wenden Sie sich doch an meinen Vetter Rollow! entdecken Sie ihm Ihr ganzes Herz! das ist alles, was ich Ihnen rathen kann.

Ihre Schwester ist beerdigt. Sie hat eine Leichenpredigt bekommen, die so schön und lobpreisend war, als ich sie wohl schwerlich bekommen werde.

Der Prediger redete über die Worte: Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, von nun an, ja der Geist spricht, daß sie ruhen von ihrer Arbeit, und ihre Werke folgen ihnen nach.

Am Schlusse der Predigt wendete er alles auf Ihre verstorbene Schwester an. Sie ist todt, sagte er, (darinne mochte er wohl recht haben,) sie ist in dem Herrn gestorben, denn ihr ganzes Herz war bey dem Herrn, (hier führte er zum Beweise alle die Verse an, die sie bei seinen Besuchen gebetet hatte,) ihre Werke folgen ihr nach. (Zu den Werken, die ihr nachfolgten, rechnete er, daß sie dem Vergnügen des Ehestandes entsagt, um ihrem redlichen Bruder in seinem traurigen Witwerstande beyzustehen, und seine ein-

zige innigst geliebte Jungfer Tochter groß zu ziehen und nach sich bilden zu können, und daß sie noch im Tode einen Theil ihres Vermögens zum Besten der Kirche und ihrer Diener bestimmt habe.

Ich habe viel gelitten, bey dieser Predigt, liebste Frau Muhme. Wenn auch, so dachte ich, nirgends mehr die Wahrheit geredet würde, so sollte es doch auf der Kanzel geschehen, wo man gleichsam in des lieben Gottes Namen spricht. Von dem aber, was da der Pfarrer sprach, war doch fast kein Wort wahr. Ich habe nicht studirt, und ist mir nie in den Sinn gekommen, die Bibel zu erklären, aber ich dächte doch, wenn man in dem Herrn sterben wollte, so müßte man noch etwas mehr thun, als Lieder aus dem Gesangbuche beten. Sonst könnten ja auch die Diebe, Räuber, Verleumder, Ehebrecher und alle andere gottlosen Leute in dem Herrn sterben. Wenn unsere Werke uns nachfolgen sollen, so folgen ja meiner Jungfer Muhme auch die Kränkungen nach, die sie mir und vielen andern unschuldigen Menschen zugefügt hat. Lieber Gott, wenn ein Mensch lebte, dem ich nur halb so viel

Thränen ausgepreßt hätte, als meine Jungfer Muhme mir auspreßte — ich wüßte nicht, ob ich ruhig würde sterben können.

Fortsetzung.

Ich muß Ihnen doch noch den Ausgang dieser traurigen Feyerlichkeit beschreiben, vielleicht werden Sie dadurch einige Minuten von ihren trüben Gedanken abgezogen.

Es ist bey uns gewöhnlich, daß nach geendigter Beerdigung ein Leidessen gegeben wird, daran die Anverwandten des Todten und der Prediger Theil nehmen. Dies scheint mir eine alberne Gewohnheit zu seyn. Wie kann man denn ohne Eckel in einem Hause essen, wo vor kurzem die Hände mit Todesschweise beschmuzt waren. Ists denn nicht Entehrung des Todten, wenn man bey seinem Grabe lacht und scherzt? denn Scherz und Lachen sind doch immer der Ausgang der Schmausereyen.

Genug aber die Leidessen sind bey uns gewöhnlich! Carl sezt sich wohl über alberne Gewohnheiten weg. Ich glaube, daß ich es auch

einmal werde thun können, jezo aber konnte ich es nicht, und mein Vater konnte es auch nicht.

Da der Prediger kam, dankten ihm viele Leichenbegleiter für die schöne erbauliche Predigt, die er gehalten hätte. Sie hatten es auch Ursache. Denn es ist doch wirklich erbaulich und trostreich, wenn man die Hoffnung bekommt, daß man mit seinem ganzen Sündenwuste in dem Herrn sterben, und bey aller Bosheit die Krone des Lebens erlangen kann, von der ich immer glaube, nach meiner Einfalt, sie müsse erkämpft werden.

Ich werde doch nicht zu bitter? es ist mir fast so. Ich will also nicht mehr schreiben, was ich dabey gedacht habe.

Aber ich will Ihnen doch noch schreiben, was die Frau dabey dachte, die die Verstorbene gewartet hatte. Die mußte wohl wissen, ob sie in dem Herrn gestorben sey, weil sie alle ihre Reden mit angehört, auch einigemal Ohrfeigen von ihr bekommen hatte.

Sie redete den Prediger an und sagte: Ich danke auch ehrwürdiger Herr, für den Trost, den Sie mir heute gegeben haben.

P. Es ist ja mein Amt, daß ich lehren und trösten soll. Danke Sie nicht, es ist ja mein Amt.

W. Es fiel mir immer meine liebe selige Mutter dabey ein. Ach du lieber barmherziger Gott, was das für eine gute kreuzbrave Frau war. Ists nicht wahr, ehrwürdiger Herr?

P. Das war sie auch.

W. Sie starb auch in dem Herrn. Wissen Sie es noch? Wissen Sie noch, wie wir armen Kinder um ihr Bette stunden, und heulten und schrieen, und wie sie da die Hände zusammenschlug und betete: Ich hab in Gottes Herz und Sinn mein Herz und Sinn ergeben: Herr, nicht mein, sondern dein Wille geschehe! Siehe, Herr, hie bin ich und die du mir gegeben hast. Wissen Sie es noch, ehrwürdiger Herr?

P. Ich weis es gar wohl. Nun sie wird auch itzo im Herrn ruhen. Gönnt ihr ihre Ruhe.

W. Und was die Frau für eine schöne Nachrede hinterlassen hat. Besinnen Sie sich noch auf meinen Vater, den lahmen Hans Christoph?

P. Ach gar wohl.

W. Wie der arme Mann Jahr und Tag

an der reissenden Gicht lag, und meine Mutter ihn wartete und pflegte? Wissen Sie noch, daß sie manchmal arbeitete, daß das Blut an den Händen herunter lief, um so viel zu erwerben, daß sie den kranken Mann laben konnte?

P. Ja, ich weis es gar wohl.

W. Wissen Sie es noch, was sie an uns armen Kindern gethan hat? Sechs arme Waisen zog sie groß, und hielt uns zur Kirche und Schule an, und kaufte einem jeden eine Bibel und Katechissen; eine Frau! eine arme Witwe!

P. Das ist ja recht schön. Das wird ihr Gott vergelten.

W. Das wird er auch, das weis ich ganz gewiß. Und wissen Sie auch noch, daß sie die kleine Marie annahm, da sie Vater und Mutter in der theuren Zeit verlohr, und sie groß zog, und den letzten Bissen mit ihr theilte?

P. Ja, ja liebe Frau, ich weis alles.

W. Und nahm das Scheffelchen Korn, das sie von ihren Aeckern geerntet hatte, brachte es Ihro Ehrwürden zur Decimation, und erhielt uns mit Spinnen?

P. Es

P. Es ist wahr, sie war eine brave Frau.

W. Nun bitte ich Sie aber um hundert tausend Gottes willen, warum haben Sie denn meiner Mutter keine Leichenpredigt gehalten?

P. Liebe Frau! wenn der Prediger allen Leuten Leichenpredigten halten wollte, wo wollten da die Kräfte herkommen! Viel Predigen macht den Leib müde, sagt der Prediger Salomo.

W. Wenn Sie nur solchen Leuten Leichenpredigten halten, die so gut und ehrlich sind, wie meine selige Mutter war, da wird Ihr Leib nicht müde werden, Ihro Ehrwürden.

P. Wendete sich nach mir zu, und wollte die Unterredung abbrechen: aber das Weib faßte seinen Ermel, und fuhr fort:

W. Und ich habe Sie doch um Gottes willen gebeten, daß Sie der seligen Frau doch unter der Erde eine Ehre anthun sollten.

Der Prediger nahm eine Prise Tabak, und wendete sich weg.

Die aufgebrachte Frau faßte mich aber bey der Hand, und sagte: Ja, liebe Jungfer Helwingin, wenn ich dem Herrn Pfarrer einen har-

ten Thaler in die Hände hätte drucken können, da würde er wohl auch meine Mutter gelobt haben. Wer in Koldingen dem Pfarrer einen harten Thaler zahlen läßt, wenn er stirbt, der stirbt in dem Herrn, und seine Werke folgen ihm nach. Wer das aber nicht kann, der wird ganz im Stillen eingescharrt. Wenn Sie im Herrn sterben wollen, und wenn Ihnen Ihre Werke nachfolgen sollen, so vermachen Sie dem Herrn Pfarrer nur ein Paar ganze Thaler. Da können Sie sonst leben wie Sie wollen, die Leute turbiren und vexiren, und Ohrfeigen austheilen, und alles thun, was Sie wollen, Sie sterben doch im Herrn, ha! ha! ha! und Ihre Werke werden Ihnen auch nachfolgen, wenigsten bis auf die Canzel.

Ich wußte nicht, was ich darauf antworten sollte. Ich dachte aber, die Frau mag wohl recht haben.

Was denken Sie denn davon?

Ich bin

Ihre

aufrichtige Freundin,

Henriette.

Fünf=

Fünfter Brief.

Carl, an den Obersten von Brav.

Kolchis, den 10 Dec.

Noch bin ich krank, liebster Herr Vetter, und weis nicht, was es mit meiner Krankheit für einen Ausgang nehmen wird, denn das Fieber findet sich noch immer zur gesezten Zeit wieder ein.

Meine Mutter ist noch nicht von Carmin zurück, und ich bin also ganz unthätig hier. Da mir nun die Unthätigkeit unerträglich ist, so thue ich was ich kann, und schreibe Ihnen die vorzüglichsten Merkwürdigkeiten, die sich, während meines Aufenthalts in Kolchis, zutragen.

Gleich den Tag darauf, da ich bey dem Lieutenant, nunmehrigen Fähndrich, von Silkowitz krank geworden war, nahm ich meine Kräfte zusammen und machte einen Spatziergang, um zu versuchen, ob ich mir nicht durch Bewegung meine Gesundheit wieder verschaffen könnte. Der Spatziergang wurde mir sehr sauer, ich vergaß aber meine Kraftlosigkeit, da ich in die Kellnergasse kam, wo ich einen sehr sonderbaren Auf-

tritt antraf. Ein Trupp von ohngefehr zwölf Knaben mit blauen Mänteln zog durch die Strasse und sang Kirchenlieder.

Was ist denn das? fragte ich den ersten Bürger der mir begegnete. Es ist, antwortete er, die Currente. Und nun wollte er weiter gehen.

Aber Freund, sagte ich, indem ich ihn zurück hielt, was ist denn das die Currente?

Es sind, antwortete er, arme Kinder, die wöchentlich zweymal durch die Stadt ziehen und singen.

Aber warum ziehen sie denn durch die Stadt? warum singen sie denn?

Sie bekommen, sagte er, vor jedem Hause, wo sie singen etwas, einen Pfennig, einen Kreutzer, einen Bündel Schwefelfaden, eine Semmel, wie es halt so fällt, und das wird hernach unter sie getheilt.

Indem er so mit mir redete, blieben diese Knaben vor einem Bierhause stehen, aus welchem ihnen einige Kannen Bier gereicht wurden, die sie auf der Stelle austranken. Sobald die Kannen ausgeleert waren, stimmten sie an:

Sey

Sey Lob und Ehr, mit hohem Preiß,
Um dieser Gutthat willen;
Gott Vater, Sohn und heilger Geist,
Der woll' in uns erfüllen
Was er in uns angefangen hat,
Zu Ehren seiner Majestät,
Daß geheiligt werde sein Name u. s. w.

Das Irreguläre dieser Handlung fiel mir so stark auf, daß ich ganz von Lachen durchschüttert wurde. Mein Begleiter ward böse und fragte: was lachen Sie denn?

Ach ich weis selbst nicht, was ich lache, war meine Antwort. Aber wer hat denn den Kindern geheisen, daß sie dies schöne Lied vor dem Bierhause singen müssen?

Es ist ein alter Gebrauch, war seine Antwort, der schon üblich war, da ich in die Currente gieng. Von jedem Gebraue Bier kriegt die Currente etliche Kannen, und wenn sie die getrunken hat, so singt sie das Lied. Warum lachen Sie darüber?

Ich konnte ihm vor lachen nicht antworten, und er verließ mich, mit deutlichen Zeichen des Unwillens.

Wenn der Bierbrauer dieß angeordnet hätte, so wäre es doch wirklich Pharisäismus, der unter

ter Gesang und Klang sein bischen Gutthaten austheilt: da aber dieß unwahrscheinlich ist, so kann man doch daraus sehen, mit wie weniger Theilnehmung und Aufrichtigkeit die mehresten Menschen durch das Leben gehen, so, daß die albernsten Misbräuche Jahrhunderte bestehen können, ohne daß es jemanden nur einfällt, daß es Misbräuche sind.

Fortsetzung.

Da ich wieder zurück über den Markt gieng, traf ich den Fähndrich von Silkowitz an. Er gieng sehr eilfertig, und da ich ihn fragte, wohin er so geschwind wollte? gab er mir zur Antwort: er wolle den armen Gespiesrutheten besuchen, und sehen, ob er nicht etwas zur Linderung seines Elends beytragen könnte. Ich bat ihn um die Erlaubnis ihn begleiten zu dürfen, und erhielt sie.

Der arme Mensch lag hier halb gedankenlos auf einer elenden Matratze, wimmerte und kratzte vor Schmerzen an der Bettstelle.

Wie gehts, armer Camerad? fragte ihn der Fähndrich.

Schlecht, antwortete er mit gebrochener

Stim-

Stimme: ich glaube wohl, daß der kalte Brand dazu schlagen wird.

Was ist er für ein Landsmann? fragte ich.

E. Ich bin ein Ritterstädter.

I. Hat er eine Profession gelernt?

E. Wollte es meynen. Bin — bin ein Schreiner.

I. Und warum ist er denn so ein Thor und wird Soldat, wenn er von seiner Profession leben könnte?

E. Bin gezwungen worden, lieber Herr! Soldatenleben, ein armseliges Leben! Ach Herr Jesu Christe!

I. Und warum hat man ihn denn gespießruthet?

E. Bin desertirt, lieber Herr! desertirt bin ich. Habe ein Mädchen — Die Ehe habe ich ihr versprochen.

I. Und wo wohnt sein Mädchen?

E. In Grünau, lieber Herr!

I. Und heißt?

E. Charlotte Rübnerin!

I. Wie? Charlotte Rübnerin? so heißt er vermuthlich Selbiger?

E. (mich starr ansehend) Kennen Sie mich denn?

J. Ihn nicht, aber sein Mädchen.

Freude und Argwohn, Furcht, Hoffnung und Liebe kämpften in seiner Seele, und waren in seinem Gesichte ausgedrückt. Er schwieg eine Zeitlang; dann weinete er und fragte: wie geht es denn meiner Lotte?

J. Wohl! wohl! mein Freund! sey er getrost! seiner Lotte und seinem Kinde geht es wohl. Sie hat sich lange nach ihm gesehnt und ihn aufgesucht.

E. Ists möglich; Ists möglich?

J. Er kann sich darauf verlassen. Und wenn er sie wiederfinden sollte, was wollte er wohl thun?

E. Ey heyrathen wollte ich sie, heyrathen, das versteht sich. Ich habe keine frohe Stunde gehabt, seitdem — ach Gott!

J. Er soll sie haben!

E. Ich? meine Lotte haben? Aber ach ich bin ja Soldat. Als Soldat kann und mag ich sie nicht haben; wenn ich eine Frau nehme, so nehme ich sie für mich allein.

J. Er

J. Er soll sie haben — und soll nicht mehr Soldat seyn, darauf verlasse er sich.

Da hob er seine gefalteten Hände so hoch, als ihm die Schmerzen sie zu heben erlaubten, und dankte Gott. Drauf grief er nach meiner Hand, die ich ihm reichte, und die er feurig küßte.

Kurz und gut, sagte ich, sey er guten Muths, lasse er sich gut curiren, und sobald er curirt ist, ist er frey und bey seiner Lotte. Drauf gab ich ihm zu seiner Recreation einen Gulden, der Fähndrich von Silkowitz that ein Gleiches, und wir entfernten uns. Sobald wir vor die Thür kamen, fiel mir der Fähndrich um den Hals, und sagte: ich danke —

Was danken? war meine Antwort; verdient man auch wohl Dank, wenn man seine Schuldigkeit thut? Da küßte er mich mit einer stillen Umarmung.

Ich fragte ihn, wie hoch es wohl kommen möchte, wenn man diesen ehrlichen Menschen los kaufen wollte.

Für fünf Louisd'or, antwortete er, ist er gewiß frey.

Und

Und diese hatte ich ihm denn bestimmt. Ich hatte 6 Louisd'or einer neuen Uhr gewidmet, nun kann es aber damit noch eine Zeitlang Anstand haben. Es ist ja besser, daß ein Mensch eine Uhr vermisse, als daß ein anderer, der eben so gut Mensch ist, seine Freyheit, Frau und Kind, entbehren muß.

Bald haben Sie also Selbigern bey sich, und ich bin im voraus überzeugt, daß Sie sein ferneres Glück auf das möglichste besorgen werden. Dann wird auch die Freude Ihnen zu Theil werden, die ich jetzo empfinde.

Gott! wie gut bist du! Bey allen meinen Leiden zeigst du mir doch noch immer Gelegenheit, des Wohlthuns Freuden zu schmecken! Mit fünf Louisd'or bin ich im Stande, die Zufriedenheit von drey Unglücklichen zu erkaufen. Drey Unglückliche dem Lasterwege zu entreissen! wenn ich sie einmal zusammen sehen, wenn ich aus ihren Augen ihren Dank lesen werde, das wird mir wahrlich mehr Freude machen, als eine goldne Repetiruhr.

Der Fähndrich brach, da wir noch einige Zeit miteinander giengen, in die bittersten Klagen über die Werbungen aus, wurde heftig,

und

und schwur, daß ihm der Menschenhandel, der auf der Küste von Guinea getrieben würde, nicht so abscheulich sey, als der Menschenhandel, den man auf den mehresten deutschen Werbeplätzen treibe. Dort, sagte er, handelt man mit Menschen, die fast nicht besser als Vieh sind, und die von dem Menschen fast nichts, als die äusserliche Gestalt, an sich haben, aber hier, hier handelt man mit Menschen, die wirklich Menschen sind, die Gefühl für Ehre und Freyheit und Vorstellung von Menschenglück haben. Die Intriguen, die dabey gespielt werden, sind schändlich. Wir versprechen, wir machen Hoffnungen, ohne daß es uns in den Sinn kommt, daß wir unser Versprechen halten, und die gemachten Hoffnungen erfüllen wollen. Und ist das Schicksal unsers gemeinen Soldaten, wenn es nicht durch die Vaterlandsliebe gemildert wird, nicht wenigstens eben so traurig, als das Schicksal des Negersclaven? Es ist wahr, unser Soldat bekommt mehr Lohn, und weniger Prügel. Aber er kennt auch mehr Bedürfnisse, und wenn seine Suppe, seine Kanne Bier und seine Pfeife Tobak ihm fehlen, welcher Fall leider gar oft eintritt, so ist er

eben so elend, als der Neger, wenn er Hunger leiden muß, und ein Stockschlag thut einem deutschen Manne so wehe, als dem Neger es thut, wenn er blutrünstig gepeitscht wird. Die Freyheit des einen ist so eingeschränkt, als die Freyheit des andern, keiner darf sich weiter bewegen, als seine Vorgesetzten es ihm erlauben. Ich will wenigstens 200 Mann unter der hiesigen Garnison zählen, die seit fünf Jahren keinen Fuß vors Thor gesezt haben, als wenn sie zur Revüe marschirten.

Mit diesen Worten wollte er mich verlassen, drückte mir die Hand und sagte: künftig ein Mehreres. Wenn ich Ihnen alle das Elend erzählen sollte, was der arme Soldat empfindet, ich würde heute nicht fertig, denn bedenken Sie nur: jeder erwachsene, gesunde Mensch, ist doch zum Ehestande von Gott bestimmt, der in unsere Natur so heftigen Trieb dazu gelegt hat, den kein Aberglaube, kein Despotismus, nichts in der ganzen Welt, gar nichts ausrotten kann. Wenn man nun diesen heftigen Trieb nicht befriedigen darf, und entweder gar keine oder sehr schwache Hoffnung hat, ihn zu befriedigen, glauben Sie denn wohl, daß man da glücklich seyn kann? J.

J. Nicht wohl.

F. Nicht wohl? ach sagen Sie doch nur gerade heraus, was ihre blühende Farbe, und ihre schalkhaften Augen mir gestehen: Man kann in einer solchen unnatürlichen, verschrobnen Lage schlechterdings nicht glücklich seyn. Um Verzeihung, kennen Sie nicht ein Mädchen, bey dessen Anblick das Herz etwas geschwinder schlägt? dessen Besitz Sie zu Ihrem Glück für nöthig halten.

J. Könnte wohl seyn!

F. Wenn Ihnen nun die Erreichung dieses Glücks verboten würde! wie da?

J. Da wäre ich auf das Aeusserste gebracht. Ich glaube aber nicht, daß irgend ein Fürst den Despotismus so weit treiben werde, daß er mir diese Freyheit, die Gott und die Natur mir zugestanden haben, versage.

F. Das geschieht ja aber bey den Soldaten. Die Erlaubniß sich zu verehelichen wird ja als eine große Gnade angesehen, um die man lamentiren muß, wie um eine Pension.

J. So arg ists ja aber doch wohl nicht.

F. Nicht so arg? Ha! ich sehe wohl, daß

Sie unsere militärische Verfassung noch nicht kennen. Es ist ja ein ausdrücklicher Befehl da, daß kein Soldat, ohne höhere Erlaubnis zu haben, sich verehlichen darf; und das ist doch, bey meiner Ehre! ein offenbarer Eingriff in die Rechte der Menschheit. Und wenn dieser Befehl auch nicht buchstäblich da wäre, so haben wir einen andern, der mit eisernem Griffel in unser Herz gekratzt ist, der uns das Heyrathen untersagt, das ist, unsere Armuth. Denn jeder andere freye Mensch kann doch einen Plan machen, wie er sich Einnahme verschaffen will. Dazu ist uns aber alle Gelegenheit abgeschnitten, uns, die wir nicht von unserm, sondern von unserer Obern Willen gänzlich abhängen. Wenn ich etwas anfangen wollte, von dessen Ausführung mein ganzes Glück abhinge, zu dessen Vollendung die pünktliche Verrichtung von einigen Geschäften nöthig wäre, und die Trommel würde gerührt — ja gute Nacht Plan — ich müßte fort, und wenn ich darüber tausend Thaler einbüßen sollte. Wie kann denn also der arme Soldat heyrathen, wenn ihm alle Mittel abgeschnitten sind, Frau und Kinder zu ernähren?

J. Sie sind ja aber verheyrathet?

F. Ja das bin ich, denn ich habe jährlich von meinen eigenen Gütern 600 Rthlr. zu verzehren. Sind denn aber noch viele die eine solche Einnahme haben? diese müssen entweder Geld heyrathen, um das Mädchen zu nehmen — was das für Ehen geben muß, werden Sie leicht sich vorstellen. Denn so ein großer Freund des Ehestandes ich auch bin, so wollte ich ihn doch lieber auf Lebenslang feyerlich verschwören, als ein Frauenzimmer ehelichen, das ich nicht von ganzem Herzen liebe. Habe ich etwa Unrecht?

J. Sie haben vollkommen Recht.

F. Oder sie müssen ihrer Neigung folgen, und Lebenslang mit Jammer und Brodsorgen kämpfen, oder so leben, wie halt der Soldat lebt. Hum! hum! so leben, so leben, daß sich die unverderbte Natur dagegen empört. Denn, Freund, wenn Sie alle Greuel, alle Schandthaten zusammen sehen wollen, zu denen der Mensch aufgelegt ist, so müssen Sie zum Regimente gehen, oder — ins Kloster. Denn die Kasernen und die Klöster, das sind die wahren hohen Schulen aller Greuel und Schandthaten, die die Menschheit entehren. Da sind die

Menschen in der unnatürlichsten Lage. Und sobald der Mensch in eine unnatürliche Lage kommt, so wird er selber unnatürlich, bekommt unnatürliche Begierden, und begeht unnatürliche Sünden.

J. Wahr mag es wohl seyn. Es wundert mich aber, daß Sie gegen das ehelose Leben der Soldaten so stark sprechen, da Sie doch Ehemann sind, und, wie ich hoffe, ein glücklicher Ehemann.

F. Wie lange denn, lieber Herr? wie lange denn? so bekomme ich Ordre nach Amerika, nach der Ukraine, und Gott weis wohin zu marschiren. Herr! wie meinen Sie da, daß einem Manne, der wirklich Mensch ist, zu Muthe seyn muß? Weib und Kind verlassen müssen — Herr! ist das nicht schrecklich? Wo lebt der Taglöhner, dem man so etwas zumuthet?

J. Aber das Vaterland erfordert doch Aufopferung.

F. Das Vaterland? das Vaterland? Hier Freund, hier ist das Vaterland! für dieses müssen wir unserer Freyheit entsagen, sterben, oder uns zu Krüpeln schiesen lassen. Bey diesen Worten zeigte er seine Börse und verließ mich mit einem bittern Lächeln.

Fortsetzung.

Seit dieser Unterredung bin ich nicht ausgekommen. Meine Kraftlosigkeit und mein Mismuth sind mit jedem Tage gewachsen, und haben mich von aller Gesellschaft abgeneigt gemacht. Die Unannehmlichkeit der Atmosphäre, in der ich wandle, empfinde ich nicht mehr: entweder, weil ich gar keinen Geruch mehr habe, oder weil meine Nase daran gewöhnt ist. Nur gestern, da ich mich niederlegen wollte, wurde ich durch das Lärmen der Trommel und das Stürmen der Glocken, das der Stadt die traurige Nachricht von dem Ausbruche eines Feuers gab, aus meiner Zelle herausgepreſcht. Das Schrecken überhaupt, und das Gefühl der Pflicht, meinen leidenden Brüdern beyspringen zu müssen, gab meinen Kräften eine ungewöhnliche Spannung, und machte mich meiner Krankheit vergessend.

Sobald ich mich ein wenig zusammen gerafft hatte, sprang ich die Treppe herunter, lief in die Küche, nahm einen Eimer, und eilte mit möglichster Geschwindigkeit nach dem Markte zu. Hier fand ich schon die ganze Garnison auf-

 mar-

marschirt. Ich war ausser mir vor Freuden über die Pünktlichkeit, die ohne Zweifel diese Classe von Menschen weit über alle andere hinauf sezt, und über die Behendigkeit, mit der sie ihren Mitbürgern, von denen sie Brod und Wohnung hat, in ihrem Unglück beyzuspringen suchte.

Taumelnd vor Freuden suchte ich meinen Fähndrich auf, um auf eine freundschaftliche Art ihm die Härte zu verweisen, mit der er von dem Soldatenstande geurtheilt hatte. Ich fand ihn — umarmte ihn — und sagte: Nu? behaupten Sie denn noch, daß Sie nicht dem Vaterlande dienten? Schätzen Sie das für nichts, daß eine leidende Bürgerschaft — in ihrer Garnison ihre Schutzengel findet? Sind sie nicht die Schutzengel, die den Flammen wehren, die jezo über ihre Mitbürger, so wie ehemals über Sadrach, Mesach und Abednego, zusammen schlagen?

Da trat er ein paar Schritte zurück und brach in ein helles Gelächter aus. Ich glaube, sagte er, Sie denken, wir wären zusammen gekommen um das Feuer zu löschen.

J. Und warum denn sonst?

E. Ha! Ha! Ha! Das Feuer zu löschen!

J. Doch wenigstens um Wasser beyzutragen, oder die Güter der Verunglückten zu retten.

E. Ach! Herr von Carlsberg! He! He! Hi! was für Begriffe machen Sie sich doch von uns?

J. Nu! warum lachen Sie denn? Ihre Zusammenkunft muß doch eine Absicht haben?

E. Die hat sie ja freylich, He! He! Hi!

J. Und welche Absicht kann ich denn sonst von ihnen vermuthen, als den Verunglückten beyzustehen? Sind sie vielleicht gekommen, um auf die, die löschen wollen, Feuer zu geben?

E. Das wohl nicht: Ha! He! Hi! aber gehn Sie nur ich bitte Sie — gehn Sie Herr von Carlsberg mit Ihrem Eimer und löschen so viel Sie wollen. Es soll niemand auf Sie feuren.

J. Ich will aber doch wissen —

E. So gehn Sie doch — springen Sie — löschen Sie!

J. Ich will aber doch erst wissen, warum sie sich hier versammlet haben?

E. Ich sage, gehen Sie doch und löschen

J. Und ich gehe durchaus nicht eher, bis ich weis, warum sie sich hier versammlet haben.

E. Wenn Sie es durchaus wissen wollen, so will ich es Ihnen nur sagen: Wir sind hier, um zu sehen, was es mit dem Feuer für einen Ausgang nehmen werde.

J. Wenn es nun gelöscht wird?

E. So gehen wir wieder in unsere Quartiere.

J. Wenn es aber weiter um sich greift?

E. So ziehen wir zum Thor hinaus.

J. Wie? so ziehen sie zum Thor hinaus?

E. Ey das versteht sich. Wenn wir unsern Soldaten erlauben wollten, mit zu löschen, so wäre morgenfrüh die Hälfte zum Guckguck gegangen! Gehn Sie! gehn Sie! und löschen!

J. So gehen Sie doch wenigstens mit! Hören Sie dort das Jammern, das Winseln und Wehklagen Ihrer Mitbürger? Sehen Sie hier dieß Weib mit fliegenden Haaren, das ihr Kind sucht? Wollen Sie wohl bey dem allgemeinen Jammer, ein blosser Zuschauer seyn?

E. Zum Henker, stellen Sie ihr Philosophiren ein! das ist gerade der Zeitpunkt znm Philoso-

losophiren, wenn das Feuer über dem Kopfe zusammen schlagen will! Sie denken gewiß, Sie redeten zu einem freyen Menschen? Nein, mein Herr! Sie reden zu einem Soldaten, der jezo weiter keine Pflicht kennt, als seine Kameraden zu bewachen, und der morgen gefangen sizt, wenn durch seine Nachlässigkeit diese Nacht ein einziger entwischt.

Ich sprang halb verwirrt nach dem Orte zu, wohin der Zug des Volks gieng. Hier traf ich eine Menge Menschen, und einige recht große Feuersprützen an, die das Haus, in dem es brannte, umgaben. Aber alles war unthätig, lamentirte und räsonnirte.

Warum, fragte ich den Mann, der neben mir stund, ist denn aber alles so unthätig?

Wir können, sagte er, jezo weiter nichts thun. Wir müssen warten bis das Feuer ausbricht —

Jezo brach es aus, und alles wurde in Thätigkeit gesezt. Es wurde Wasser beygetragen, gesprützt, die benachbarten Häuser niedergerissen, und im Kurzen war das Feuer gelöscht. Gott

Lob und Dank, sagte ich, da die Gefahr vorbey war, daß kein größer Unglück geschehen ist.

Ist denn das kein Unglück, sagte mir ein vorbeygehender Mann, mit einer weissen Feder auf dem Hute, ist denn das kein Unglück, wenn ein Haus abbrennt, und zwey weggerissen, und so drey Familien zu Bettlern gemacht werden?

J. Freylich ist es ein Unglück. Wer kann es denn aber ändern?

E. Wir! wir! wir können es ändern?

J. Und wie denn? haben Sie wohl an den hiesigen Feueranstalten etwas auszusetzen?

E. Nichts, gar nichts, als daß dabey keine Subordination ist. Wenn es aufs Morden los geht, so ist die strengste Subordination, da muß jeder schiesen, ohne daß er gefragt wird, ob der Schuß den Vater, Sohn oder Bruder treffe. Wenn es aber auf das Retten ankommt — ja da ist es eine ganz andere Sache, da will kein Mensch gehorchen. Ich bin Feuercommissarius, mein Herr, ich soll anordnen, — aber — kein Mensch will meine Anordnung befolgen. Wenigstens zwölfmal bin ich bey Feuersbrünsten gewesen,

wesen, und habe commandiren wollen, aber oft war kein Mensch da, den ich hätte commandiren können. Wenn denn nach und nach aus dem und jenem Winkel etwas herbey gelaufen kam, so wollte niemand gehorchen. Ich commandirte, und niemand hörte mich, ich fluchte, und man murrete, ich schlug drein, da warf man mir die Eimer vor die Füße und lief davon. Sind das auch Feueranstalten?

Er setzte trotzig den Hut in die Augen und gieng fort.

Ich blieb noch kurze Zeit stehen, dann verfügte ich mich zur Ruhe.

Sie war sanft, aber mein Wachen ist desto unruhiger. Ohne Genuß und Thätigkeit, ja ohne gewisse Aussichten in die Zukunft, streicht jezo mein Leben dahin. Mein Trost ist der, daß meine gegenwärtige Lage ein Verhängniß ist, das ich nicht verschuldet habe.

Schreiben Sie mir denn nicht auch bald? Ihr Brief würde gewiß vieles zu meiner Aufheiterung beytragen. Von ganzem Herzen bin ich

Ihr

Carl.

Sechster Brief.

Der Oberste von Brav an Carln.

Holdersleben, den 30. Decemb.

Armer Carl!

Ich bedaure herzlich, daß Du krank bist, und bitte Dich um nichts mehr, als daß Du bey Deiner Krankheit Deinen Muth nicht sinken lässest, sondern Deine Kräfte zusammen zu nehmen suchest, und der Krankheit troz bietest. Denn sobald man sich zurück zieht, in Betten und warmen Zimmern seine Zuflucht sucht, so bekommt die Krankheit Kraft, wirft uns unter sich, schüttelt und rüttelt uns, bis sie uns entweder den Garaus macht, oder des Schüttelns müde wird. Wenn man ihr aber troz bietet, sich stark macht, ausgeht, reiset, sich vergnügt ꝛc. wie wenn man nicht krank wäre, so siegt man fast allemal. Fast allemal sage ich, denn immer geht es freylich nicht, wie ich dieß aus meiner eignen traurigen Erfahrung weis.

Mehrentheils geht es aber, wie mich ebenfalls die Erfahrung gelehrt hat. Sey also ein Mann, verlaß das ekelhafte hôtel de Crolau, reise nach

Car-

Carmin, hungere auf der Reise, und genieße etwas von den bittern Tropfen, die Du von mir bekommen hast, da, denke ich, wird alles gut gehen. Tu ne cede malis! tu contra audentius ito! Muß doch auch zeigen, daß ich mein Latein nicht ganz vergessen habe. Weil du Unterhaltung verlangst, so erzähle ich dir eine kleine Reise, die ich vorige Woche gemacht habe.

Es wurde mir von Ritterstadt aus gemeldet, daß dort ein Luftschif aufsteigen sollte. Ich zitterte vor Freuden, da ich es laß. Denn da nach meinem Gefühle die Kräfte des Menschen kein menschlicher Verstand zu berechnen vermag; da, nach meiner Meynung, von den Kräften, die in uns liegen, bis jetzo die wenigsten entwickelt sind, und der Mensch zum Herrn über alle Kräfte der Natur bestimmt ist, so hüpft mir allemal das Herz, wenn ich höre, daß eine neue Kraft sich in dem Menschen entwickelt, und ein unternehmender Kopf etwas wagt, eine neue Kraft der Natur der Bothmäßigkeit des menschlichen Verstandes zu unterwerfen.

Meine Freude über diese Unternehmung war so groß, daß ich mich entschloß nach Ritterstadt zu reisen,

sen, um selbst ein Augenzeuge von dem kühnen Aufstreben des menschlichen Verstandes zu seyn, das unserm Jahrhunderte so viel Ehre macht, und das Menschengeschlecht im neunzehnten Jahrhundert wieder ein paar Stufen höher heben wird.

Bey meiner Ankunft in Ritterstadt waren die Gasthöfe schon so voll von Fremden, daß ich froh seyn mußte, daß ich noch einen kleinen Winkel, von dem die Aussicht auf den Hof gieng, zur Herberge bekommen konnte.

Den andern Morgen neun Uhr, verfügte ich mich auf den Paradeplatz, wo die Luftschiffahrt angestellt werden sollte. Der Sekretär Helsing war der kühne Unternehmer der Luftreise, die er theils durch die Beyträge der Bürger, mehrentheils aber auf seine eignen Kosten, veranstaltet hatte.

Bey meiner Ankunft war der Platz schon so mit Menschen angefüllt, daß ich Noth hatte, durchzukommen. Das ganze Unternehmen würde wohl gar durch das starke Zudrängen des Volks vereitelt worden seyn, wenn der Fürst nicht durch seine Grenadiers einen Kreis um den Platz hätte schließen lassen, wo der Sekretär Zurüstung zu seiner Reise machte. Wäh-

Während derselben murmelten so viele alberne und abgeschmackte Urtheile und Scherze um mich herum, daß ich vor Ungeduld hätte vergehen mögen. Ich hatte keine Lust zum Disputiren, schwieg also so lange es möglich war. Da ich es aber nicht länger aushalten konnte, faßte ich meines Nachbars Arm, und fragte, um Vergebung mein Herr! wie viel kostet die Elle von dem Tuche, das Sie zu Ihrem Oberrocke haben? Er beantwortete meine Frage, ich lobte sein Tuch, versicherte aber, daß er es zu theuer bezahlt habe. Dieß gab Anlaß, zu einem kleinen Dispute, der uns so lange aufhielt, bis alles schrie: jezo steigt das Luftschiff.

Es erhob sich wirklich, weil es aber von den beyden Stricken, an welche es befestigt war, nicht zu gleicher Zeit losgelassen wurde, so verlohr es gleich anfänglich das Gleichgewicht, und kaum war es zwanzig Schuhe über der Erde, so schlug es um, der Secretär stürzte herab, und die ganze Maschine gerieth in Brand.

Erschrocken sprang ich bey, richtete den guten Mann auf, fragte ob er beschädigt sey? er

war aber so aus der Fassung, daß er mir nicht ein Wort antworten konnte.

Anfänglich herrschte unter der Versammlung eine große Stille, da sie aber sahe, daß der gute Secretär den Hals nicht gebrochen hatte, sondern unbeschädigt davon gekommen sey, so entstund ein lautes Gelächter, und der ganze Witz bey dem vornehmsten sowohl als bey dem geringsten Pöbel wurde rege, und suchte durch Spöttereyen sich hervorzuthun. Der unglückliche Secretär schien durch den Spott mehr als durch den Umschlag seines Plans niedergedruckt zu werden, er schlug die Augen nieder, alle seine Glieder zitterten, und war nicht vermögend, nur ein Wort zu seiner Vertheidigung zu sagen.

Ich glaubte so gut verbunden zu seyn, mich seiner anzunehmen, wie wenn er unter die Mörder gefallen wäre; ja noch etwas mehr. Denn die Vertheidigung eines wehrlosen gegen Mörder zu übernehmen, finden sich noch immer Leute, weil ihr natürliches Gefühl sie dazu treibt, und sie gewiß darauf rechnen können, daß ihr Muth werde bemerkt, und als eine edle That, als

Wirkung der Menschenliebe und des Patriotismus in allen öffentlichen Blättern ausposaunt werden. Wo sind aber die, die den unternehmenden Kopf, wenn sein Plan nicht sogleich gelingt, gegen die Spötterenen der Unköpfichten zu schützen suchen? Er hat von Glück zu sagen, wenn da und dort, durch ein mitleidiges Achselzucken einige Theilnehmung bezeigt wird. Also, wie gesagt, ich fühlte bey mir die Pflicht, mich dieses Mannes anzunehmen, ergriff seine Hand und sagte: was stehen Sie hier? warum wollen Sie sich den Spöttereyen dieses Haufens aussetzen? Herr! Sie sind ein Mann, Sie haben etwas unternommen, was einem Knaben nicht im Traume in Sinn kommt, Sie sind aber gestrauchelt, und haben das Unglück, unter den Augen eines Haufens von Knaben gestrauchelt zu seyn, der immer die Gewohnheit hat, in ein Gelächter auszubrechen, wenn er einen Mann sieht, dem der Wind den Hut nimmt, oder der auf dem Wege ausglitscht, und sich mit Gassenkoth besudelt. Kommen Sie! seyn Sie ferner ein Mann! und verachten alles, was Knabe genug ist, über Sie zu lachen.

Ich hatte nicht umsonst geredet, mein Secretär faßte trotzig seinen Hut, sezte ihn in die Augen, und sagte: wahr ist es! Alle das Geschmeis, das hier lacht, hat nicht so viel Kraft daß es ein Luftschiff träumen, geschweige denn machen könne. Wollen es halt verachten! Und nun schloß er sich an mich an, gieng durch den Haufen durch, und beantwortete alle die Spöttereyen, die ihm nachgerufen wurden, mit Lachen.

Das war brav, sagte ich, da wir uns durch den dicksten Haufen gearbeitet hatten. Sie haben sich heute als Mann, als Patriot gezeigt, Sie haben Ehre und Geld daran gewagt, um die Menschheit eine Stufe höher zu bringen! Wäre Ihnen Ihr Unternehmen gelungen, so würde alles das Maul aufgesperrt und Ihnen nachgegaft haben. Und eben die Knaben, die Sie jezo verspotten, würden zusammen gelegt und Ihnen ein Denkmal errichtet, ja jeder würde behauptet haben, daß er so etwas längst in seinem Kopf gehabt, daß ihm aber nur Zeit und Gelegenheit gemangelt hätte, es auszuführen: Da aber Ihr Luftschiff umgeschlagen ist, so ist es ganz etwas anders. Dieß darf Sie

aber

aber nicht befremden, lieber Mann, es ist dies nun einmal des Pöbels Art so. Ihr Unternehmen bleibt dem ohnerachtet nicht unbelohnt. Der Beyfall der wenigen Verständigen, und der Beyfall Ihres eigenen Gewissens. —

Ein Laufer, der halb ausser Odem zu uns kam, und den Secretär anredete, unterbrach mich, und meldete ihm, daß der Graf Orkan Verlangen hätte, ihn zu sprechen, und ihn ersuchen ließe, seiner hier zu erwarten.

Kaum hatte er ausgeredet, so stund auch schon des Grafen sechsspänniger Wagen da. Er sprang aus dem Wagen heraus, umarmte den Secretär und sagte: Sie haben etwas ausserordentliches gewagt, Sie verdienen ausserordentliche Ehre. Ich kann jezo Ihnen keine andere als diese anthun, daß Sie sich zu mir in meinen Wagen setzen, und mit mir durch die Jungens fahren, die über Sie gelacht haben. Ich kann Ihnen für dießmal keinen andern Beweis meiner Dankbarkeit geben, aber diesen kleinen Beweis bitte ich anzunehmen. Kommen Sie, setzen Sie sich ohne Bedenken zu mir!

Der Secretär stieg freudig ein, nachdem er mich zuvor umarmt hatte.

Fortsetzung.

Dieser Auftritt hielt mich für den Verdruß, den mir das vorige Räsonnement verursacht hatte, ziemlich schadlos. Ich wandelte beruhigt nach der Herberge zu.

Zur Zeit des Mittagessens, wurde ich befragt, ob ich auf dem Zimmer, oder in Gesellschaft speisen wollte? In Gesellschaft antwortete ich, ohne Bedenken, weil mir mein Herz sagte, daß es da wieder manchen comischen Auftritt geben würde. Ich irrte mich nicht. Denn bey meinem Eintritte in das Speisezimmer kam ich in eine sehr grosse Gesellschaft, die von nichts als von dem Luftschiffe sprach. Ich könnte dir einige Bogen schreiben, wenn ich alle die mannigfaltigen und widersprechenden Urtheile, die darüber gefällt wurden, aufzeichnen wollte. Ich redete anfänglich gar nichts dazu, sondern hörte nur, und machte zu dem, was ich hörte, in Gedanken meine Randglossen.

Bey Tische aber konnte ich doch nicht länger

mehr

mehr an mich halten. Ein junger Mensch, dessen Kopf voll Frisur, aber ganz leer von eignen Gedanken war, urtheilte so dreist und entscheidend von dem Unternehmen des Secretärs, daß der gute Mann wenigstens für einen Narren erklärt wurde.

Es war halt ein Luftschiff, sagte er, und wird wohl ein Luftschiff bleiben. Man hat schon lange alle Chimären, alle Unmöglichkeiten, Luftschiffe genannt. Wir werden wohl keine Ursache haben diese Benennung zu ändern. Denn wenn ein Luftschiff möglich war, warum erfanden es denn nicht unsre Vorfahren? Die Welt steht so lange, es hat darinne so viele große Köpfe gegeben, warum erfanden denn diese nicht das Luftschiff? Ists nicht närrisch, daß der arme Secretär klüger, als alle diese großen Leute zu seyn glaubt?

J. So werden gerade Faustens Zeitgenossen geurtheilt haben, da er sich merken ließ, daß er im Sinne habe dreytausend Bücher zu drucken, in der Zeit, da sonst kaum eins geschrieben wurde.

E. Ja eine Buchdruckerey ist kein Luftschiff, mein Herr! ha! ha! ha! die Buchdruckerey, die ist da, die ist etwas mögliches, aber ein Luftschiff —

mein Gott, man muß ja im Kopfe verrückt seyn, wenn man so etwas als möglich denken will.

J. Herr! ich denke mir es als möglich. Was sagen Sie dazu?

E. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich vielleicht zu allgemein gesprochen habe. Aber das müssen Sie mir doch zugeben, daß ein Luftschiff keine Buchdruckerey ist.

J. Ich sage aber ein Luftschiff ist gewissermaassen eine Buchdruckerey; denn so lange das Luftschiff und die Buchdruckerey noch nicht wirklich da sind, wird über die Möglichkeit beyder gelacht, gewitzelt und gespöttelt. Wenn sie aber wirklich da sind, ja dann, da weis ein jeder — ihre Möglichkeit zu begreifen.

E. Wie kann denn aber ein Luftschiff mit der Buchdruckerey verglichen werden? Daß es möglich sey, Buchstaben auszuschneiden oder zu giessen, zusammenzusetzen und einige tausendmal abzudrucken, ist doch nichts widersprechendes. Aber daß die Luft, ein so leichter Körper, Schiffe, Menschen und Waaren tragen sollte, nein, das müssen Sie mir doch zugeben, darwider empört sich doch die gesunde Vernunft!

J. Freylich so wie gegen die Buchdruckerey, so lange sie noch nicht erfunden ist. Wenn eine Sache erfunden ist, so weis man, wie es damit zugehe; so lange sie aber noch nicht erfunden ist, weiß man das noch nicht. Die Vernunft mancher Menschen kann es nicht begreifen, wie es damit zugehe, hält es deswegen für unmöglich, und da ein jeder, er sey wer er wolle, seine Vernunft für gesund hält, so pflegt man zu sagen, die gesunde Vernunft empöre sich dagegen. Verstehen Sie mich, mein Herr?

E. Recht wohl. Ich kann es Ihnen aber aus Gründen beweisen, daß ein Luftschiff seiner Natur nach unmöglich sey.

J. Die Gründe möchte ich doch hören.

E. Ich sage, entweder ein Luftschiff ist ein fester Körper oder nicht. Ist das erstere, so kann es die Luft nicht ertragen; ist aber das leztere, so kann man ja nichts darein laden, so bleibts ein Kinderspiel, wie die Drachen, ha! ha! ha!

J. Nu Kinderspiele können auch wichtig werden, wie man das gerade an den Drachen sieht, die Franklin zu einem Mittel brauchte, dem Donner

die Kraft zu nehmen. Und überdieß ist das Luftschiff da, es ist ja in Paris gestiegen, hat ziemliche Lasten getragen, wie können Sie denn sagen, daß ein Luftschiff unmöglich sey?

E. Und wenn ich Ihnen das auch alles zugebe, so sehe ich doch nicht ein, wie man sich in so einer hohen Entfernung von der Erde, zu der das Luftschiff steigt, wo es doch, wie Sie wohl wissen werden, immer sehr kalt ist, erwärmen, und wie man das Schiff regieren will. Kommt mir gerade so vor, wie wenn ich mich in ein Boot setzen und ohne Ruder den Meereswellen überlassen wollte. Ein Luftschiff ist ja also doch nichts weiter, als ein Boot ohne Steuerruder, ein unnützes Ding ist es.

J. Was meynen Sie wohl, was das erste Boot gewesen ist.

E. Das weis ich nun wohl nicht.

J. So will ich es Ihnen sagen. Das erste Boot war ohne Zweifel ein Baum, der ins Wasser fiel, auf den der Zufall einen Menschen führte, der darauf von einem Ufer des Stroms zum andern schwamm. Daraus wurde nach und nach

ein

ein Kahn, ferner ein Boot, dann ein Schiffchen, am Ende das Schiff, auf dem Cook die Welt umsegelte. Wenn dazumal, da der erste Kahn verfertiget wurde, jemand die Möglichkeit eines Kahns behauptet hätte, auf dem man die Welt umschiffen könnte, so würden witzige Köpfe dagegen alle die Gründe haben vorbringen können, die Sie, mein Herr, jetzo gegen das Luftschiff gebraucht haben. Was für ein Kahn muß das seyn, konnte man sagen, auf dem man die Welt umschiffen will! Wo soll man Lebensmittel, wo trinkbares Wasser herbekommen auf dem Meere! ha! ha! wie will man die Kälte und Hitze aushalten, der man sich auf einer so langen Reise aussetzen muß! Wie will man dann den Weg finden auf dem Wasser, wo kein Weg zu finden, kein Wegweiser zu haben ist! Gleichwohl sind alle diese Schwierigkeiten überwunden, die Welt ist umschifft worden, wie Sie, mein Herr, wohl wissen werden. Seitdem der menschliche Verstand dieses und tausend andre Dinge möglich gemacht hat, ists doch wahrlich Schande, wenn man über eine neue Unternehmung spotten, und sie deswegen geradezu für unmöglich

möglich erklären will, weil man die Möglichkeit davon nicht begreifen kann.

E. Ja das ist wohl etwas. Aber demohnerachtet ists doch ein wahrer Narrenstreich, daß dieser Secretär die Sache unternommen hat. So eine Unternehmung gehört für Fürsten. So lange Fürsten —

J. Um Vergebung, mein Herr! diesen Satz müssen Sie fahren lassen, wenn Sie mich nicht zum Gegner haben wollen. Ich ehre die Fürsten, gehorche ihnen und erkenne ihre Nothwendigkeit. Aber ein Fürst, an sich, ist ein Mensch so wie Sie und ich, und wer alles Heil der Menschen von Fürsten erwartet, der schändet den Menschenverstand. Nicht Geld noch Würde, sondern Verstand regiert die Welt, schafft und wirkt darinne was er will. Wer die Kraft seines Verstandes fühlt, der glaubt es. Wer hat den Compas erfunden? Wer Amerika entdeckt? Wer ist der Erfinder der Buchdruckerkunst? Wer hat die Welt reformirt? Wer dem Donner seine Kraft zuerst benommen? Wer den Glauben an Hexen verbannt? Fürsten? He?

Mein Gegner wurde confus, fragte seinen Nachbar, ob er mit in die Assemblee gehen wollte? und verließ die Gesellschaft voller Verwirrung. Ich gieng auch bald weg, freute mich aber doch, daß ich dem elenden Schwätzer das Maul gestopft hatte. Denn es ist doch wirklich nöthig, daß man gegen diese Art Leute, die selbst nichts thut, und doch über alle Unternehmungen thätiger Menschen spöttelt, bisweilen etwas nachdrücklich spricht.

Fortsetzung.

Den ganzen Tag brachte ich mit Speculationen über diese Begebenheit zu, und kam am Ende auf den Gedanken, daß es unserm Geschlechte so, wie einzelnen Menschen, gehe, die, wenn sie ihre Zeitlang gelebt haben, wieder zu kleinen Kindern werden, furchtsam am Stabe umher schleichen, alles verachten, was zu ihren Zeiten nicht gewesen ist, und über jede männliche Unternehmung lachen.

Wer noch einen Tropfen männliches Blut in seinen Adern fühlt, wer noch einige Begriffe von der unermeßlichen Kraft des Menschen hat, der sollte doch wirklich auf die Unternehmungen des

Montgolfier und seiner Consorten, die doch eine ganz neue Epoche vermuthen lassen, aufmerksam seyn. Wenn er auch selbst nichts dabey thun könnte, so sollte er doch mit Gelassenheit und Aufmerksamkeit die Entwickelung abwarten. Da steht aber fast alles dabey, wie die alten zusammengekrümmten zahnlosen Männer, die über alles, was jüngere Männer thun, lachen, wie wenn es Kinderey wäre.

Den andern Tag ließ ich mein Pferd bald früh satteln, und trabte gelassen nach meinem Gute zu. Bald aber war ich genöthigt ihm die Spornen zu geben.

Ach du allbarmherziger Gott! ach arbarme dich! Hülfe! Hülfe! Hülfe!

So rief eine weibliche Stimme am Ende eines Dorfs, vor dem ich vorbey ritt. Ich sprengte nach dem Ort zu, woher die Stimme kam, und traf da ein Weib in blossem Hemde, mit fliegenden Haaren an, das die Hände von sich streckte und schrie so laut sie konnte: Hülfe! Hülfe!

J. Was fehlt euch Weib? was ist es? was giebt es da?

W. Ach gnädiger Herr Hülfe!

J. So redet doch! was wollt ihr denn?

W. Ach! ach! wer mir das Pferd nimmt, der nimmt mir das Brod, der nimmt mir das Leben!

J. Was Henker! was ist das für ein Geschwätz! was wollt ihr denn?

W. Mein Mann, ach du lieber Herr Jesus, der liegt auf dem Stroh, und habe drey lebendige Kinder, und nimmt mir der Kerl da auch das Pferd noch!

J. Wer? Wer nimmt euch denn das Pferd!

W. Dort reutet ja der Spitzbube über die Wiese weg! Sehn Sie ihn nicht? hat mir das Pferd aus dem Stalle genommen.

Ich sahe nach der Gegend zu, wohin sie wieß, und erblickte da wirklich einen Reuter. Ist er das? fragte ich. Ja, antwortete sie, das ist der Spitzbube.

Sogleich wurde auf ihn los galloppirt. Halt! rief ich, da ich ihm nahe kam; er sahe sich um und galloppirte auch, da er mich erblickte.

Halt! Halt! Halt! rief ich noch einigemal, und da alles Rufen nicht helfen wollte, so schoß ich eine Pistole, aber vorsezlich so, los, daß die

Kugel über ihn weggehen mußte. Er sprengte noch stärker, da zog ich die zweite, schoß und traf ihn in das linke Schulterblatt.

Nun ließ er den Zügel fahren, das Pferd verließ den Weg, galloppirte über die Aecker und stürzte endlich in einen Graben.

Sogleich sezte ich ab, ergriff den Elenden, der mit seinem Blute bedeckt unter dem Pferde lag, machte ihn biegelfrey, und fragte: Kerl wer bist du?

Statt der Antwort, rief er: Hülfe!

Hülfe willst du rufen, sagte ich, Strassenräuber?

Jezo kam Querfeld ein, ein Trupp Bauern, die mit Stöcken bewaffnet waren. Da sagte ich, will ich dich bald feste machen lassen, du Räuber du! will dir lernen den Witwen die Pferde stehlen.

Hier! Hier! sagte ich, da die Bauern kamen — Statt des Beystands aber, den ich erwartete, bekam ich einen Schlag der die Losung war, daß alle über mich herfielen und mich so schrecklich durchprügelten, daß ich noch jezo nicht gerade gehen kann. Ich bat, lamentirte, schimpfte, half alles nichts, und ich

würde

würde halb todt geschlagen worden seyn, wenn nicht am Ende der Pferdedieb selbst sich meiner angenommen hätte.

Halt! halt! rief er mit kläglicher Stimme, halt Leute um Gottes willen, es ist ja der Herr Oberste von Brav.

Sogleich stunden alle stille, zogen die Hüte ab, und gaften mich an.

Ey, und wenn es der römische Kayser wäre, sagte der eine, das schiert mich nichts.

Und was habe ich euch gethan, fragte ich, daß ihr mich —

Und wer heißt den Herrn, antwortete ein anderer, auf unsers gnädigen Herrn Leute Feuer geben?

Und was habe ich gethan, antwortete der Blessirte, daß Sie auf mich schiessen?

Ich stund da ausser aller Fassung, wußte nicht ob ich unter Narren oder Dieben war. Wer bist du, fragte ich endlich, Mensch! wer bist du? wer giebt dir ein Recht Pferde zu stehlen?

Kennen Sie mich denn nicht, Herr Oberster, war seine Antwort, ich bin ja der Secretär Marx bey dem Herrn von Dintel, Ihrem Herrn Ne-

Neveu. Ich habe ja auf seine Ordre das Pferd wegreuten müssen.

Wie? antwortete ich im Affekt, auf meines Neveu Ordre? Seit wenn ist mein Neveu ein Pferdedieb geworden?

Er that den Mund auf um mir zu antworten, aber eine anwandelnde Ohnmacht, warf ihn nieder.

Jezo, sagte ich zu den Bauern, wißt ihr wer ich bin, ich bin eures Gerichtsherrn Oncle. Verpflegt diesen Menschen, hohlt einen Barbierer bey, der ihn verbinde, ich bezahle alles. Ich reute zu meinem Neveu, um die ganze Sache genauer zu untersuchen.

Sie liessen mich reuten und ich machte einen Umweg nach Dintels Landgute zu.

Er empfing mich mit offnen Armen, führte mich, mit herzlichem Händedrücken die Treppe hinauf, und stellte mich seiner Frau vor.

Ich war aber ganz kalt gegen ihn, murrete, und warf trotzig meinen Hut auf den Tisch.

Nu Herr Oncle, fragte er, warum so unmuthig? womit habe ich Sie beleidigt?

J. Wer unrecht thut beleidigt mich. Neveu! bey meiner Ehre! Rechtschaffenheit allein ist der wahre Adel.

J. Ich bitte Sie Herr Oncle, bedenken Sie, daß Sie in meinem Hause sind. Was wollen Sie? wer ist nicht rechtschaffen?

J. Herr! wer läßt den Leuten die Pferde stehlen?

N. Herr Oncle! solche Complimente verstehe ich nicht. Erklären Sie sich! was wollen Sie von mir?

J. Haben Sie nicht Ihren Secretär heute ein Pferd rauben lassen? einer Witwe? einer Frau, deren Mann auf dem Stroh liegt?

N. Nu? was habe ich da Unrechts gethan?

J. So? wenn das nicht Unrecht ist, wenn man Witwen beraubt, Witwen Thränen auf sich ladet, was denn sonst?

N. Sie wissen vielleicht nicht, daß ich Erb- und Gerichtsherr von Philingen bin?

J. Ey das weis ich wohl!

N. Und daß ich deswegen berechtigt bin, so oft einer meiner Unterthanen stirbt, das beste Stück Vieh von seinem Hofe nehmen zu lassen?

J. Wie?

N. Ja wie gesagt, das beste Stück Vieh kann ich wegnehmen lassen. Hat er ein gut Pferd, so nehme ich das Pferd, hat er dieses nicht, so nehme ich einen Ochsen, oder eine Kuh, oder einen Hammel, oder ein Schwein, und wenn das alles nicht da ist, so nehme ich die beste Gans oder die beste Henne.

J. Und Sie wollen Gerichtsherr von Philingen seyn?

N. Ey das versteht sich, und eben deswegen thue ich es.

J. So sind Sie ja Gerichtsherr über Ihre Bauern, wie der Habicht einmal König über die Tauben war. Ich dächte ein Gerichtsherr müßte die Unterthanen, vorzüglich Witwen und Waisen schützen. Sie plündern Sie ja aber —

N. Ein für allemal Herr Oncle, alle harte Ausdrücke verbitte ich. Ich habe das Gut Philingen, mit allen darauf haftenden Gerechtigkeiten, wie Sie wohl wissen, an mich gekauft. Eine vorzügliche Gerechtigkeit dieses Guts ist ja aber, daß ich von jedem Unterthan, der mit

Tode

Tode abgeht, das beste Stück Vieh erbe. Warum soll ich denn mich der Gerechtigkeit nicht bedienen, die ich theuer habe bezahlen müssen?

J. Das ist keine Gerechtigkeit. Das ist eine Ungerechtigkeit. Es könnte ja wohl auf Ihrem Gute das Jus primæ noctis ruhen, wollten Sie sich wohl desselben bedienen?

N. Wenigstens könnte ich es.

Wir kamen bald näher zusammen. Ich fühlte, daß ich im Affekte war, in welchen mich erst das Lamentiren und die Thränen des Weibes, hernach die Prügel der Bauern gejagt hatten, und gab deswegen nach. Und er ließ sich durch mein Zureden leicht so weit bringen, daß er, wenigstens vor dießmal, der armen Frau das Pferd zurück zu geben versprach.

Nachdem der Friede geschlossen war, mußte er seinen Wagen anspannen, den armen Verwundeten herbey schaffen, und seine Wunde untersuchen lassen, die, zu meiner grossen Beruhigung, nicht gefährlich war. Ich ließ meinen durchprügelten Rücken mit Brandwein auswaschen, und bereuete meine Uebereilung. Denn Uebereilung war es

doch allemal, daß ich durch Weiberthränen mich in so schrecklichen Affekt bringen ließ, daß ich einen unschuldigen Menschen beynahe getödtet hätte. Das Pferd hätte ja wohl auch der Verstorbene von meinem Neveu können gekauft und nicht bezahlt haben. Das Weib würde auch in diesem Falle eben so heftig gewesen seyn.

Unterdessen ists doch traurig, daß solche Ueberbleibsel aus den alten barbarischen Zeiten, wo noch Faustrecht und Leibeigenschaft gewöhnlich waren, sich in unserm aufgeklärten Jahrhunderte erhalten.

Mein Neveu überredete mich bey ihm zu bleiben, und ich redete gegen ihn von dieser Sache ohne alle Leidenschaft, aber stark und nachdrücklich, und brachte ihn am Ende dahin, daß er erst versprach, diese grausame Gewohnheit abzustellen, und sich lieber durch einige Frohndienste, die er seinen Bauern noch auflegte, schadlos zu halten.

Aber, da ich ihn überzeugte, daß er durch die Abstellung des Viehraubs gar keinen Schaden litte, indem seine Unterthanen ihr Vieh weit besser pflegen und warten würden, wenn sie wüßten,

es ihnen gegen Raub gesichert sey, daß sie alsdenn weit besser ihre Dienste thun und ihre Abgaben entrichten könnten, so gab er mir treuherzig die Hand und sagte: Hier Herr Oncle, haben Sie mein Wort, ich stelle diese barbarische Gewohnheit ab. Schreiben Sie die bisherige Beybehaltung derselben nicht der Habsucht oder Grausamkeit, sondern blos dem Mangel am Nachdenken zu. Ich habe noch nie darüber nachgedacht. Denn wir Menschen sind ja nun einmal so, daß wir an den Anblick der größten Grausamkeiten und Thorheiten uns gewöhnen können, wenn wir sie oft sehen, und, aus Trägheit oder wegen vieler Zerstreuung, das Nachdenken über dieselben unterlassen. Wie wäre es sonst möglich, daß man sein Haar abschneiden, und statt dessen Ziegen- und Pferde-Haar aufsetzen könnte!

Dieß gab Veranlassung zu einem launigen Gespräch über die Peruquen, womit wir uns den ganzen Abend unterhielten, und am Ende darinne übereinstimmten, daß eine Peruque eben so eine schwere Sünde, gegen den guten Geschmack, als die Beraubung einer traurenden Witwe, eine

Sünde gegen die Moral und Politik sey; daß es aber gar wohl möglich wäre, daß ein Mann von Geschmack eine Peruque tragen, und ein moralischer Mann, von Rechtswegen, eine Witwe plündern könne, wann beyde die Gewohnheiten, die sich bey ihrem Eintritte in die Welt vorfanden, annähmen, ohne darüber nachzudenken.

Jezo bin ich wieder hier, und sorge nun um nichts mehr, als was ich mit meinem Ferdinand anfangen soll. Er bessert sich zwar, aber sein Leben ist mehr Pflanzen- als Menschen-Leben. Keine Theilnehmung, keine Aufstrebung jugendlicher Kraft, keine Uebersicht des Ganzen, nichts von alle dem ist in seinen Briefen zu finden. Ach Gott!

Schreibe du mir, lieber Carl, daß du recht gesund wieder bist! dieß erwartet sehnlich

Dein

Brav.

N. S. Selbigers Ankunft wird mir große Freude machen. Ich habe seiner Lotte noch nichts merken lassen, daß Du ihn entdeckt habest.

Siebender Brief.

Die Hofräthin Namur an Carolinen Menzerin.

Grünau den 15 Decemb.

Thust Du doch als wenn Du gar keine Schwester mehr hättest. Ich glaube es ist ein Vierteljahr, daß Du mir nicht geschrieben hast. Würdest mir wohl schreiben, wenn Du meinen Trost so nöthig hättest, als ich den Deinigen.

Mein Herz ist beklommen, liebe Schwester, so beklommen, daß ich nothwendig jemanden haben muß, gegen den ich es ergiesse. Und wer schickt sich dazu wohl besser als meine Schwester?

Ach liebe, beste Schwester! ich habe meinen Mann wieder, den Treulosen, gegen den sich mein ganzes Herz empört, bin dazu verdammt an seiner Seite zu leben, und meinen Kindern Ehrfurcht und Liebe gegen ihn zu predigen, den ich von ganzem Herzen verachte.

Von dem letztern Urthel, von dem ich dir schrieb, hatte ich appellirt, und bekam darauf ein anderes, das meinen Mann für einen Ehebrecher erkannte, und mir die Trennung von ihm zugestand. Sobald

ich es angehört hatte, eilte ich nach Hause, umarmte meine Kinder, küßte sie, und überlegte, wie ich sie künftig, ohne ihren Vater, ernähren und erziehen wollte. Denn mein Mutterherz war fest entschlossen, keines meinem treulosen Manne auszuliefern. Wer gegen seine redliche Frau untreu ist, sagte es, der ist auch gegen seine Kinder untreu.

Gegen Abend zog ich mich in die Einsamkeit auf mein Stäbchen zurück, und überließ mich meinen Empfindungen.

Da ich hier so ganz von einer süssen Melancholie eingewiegt war, mit mancherley Erinnerungen, Aussichten und Hoffnungen mich schlug, pochte jemand an meiner Thür, öffnete sie, und siehe da, mein Mann trat herein. Ich sprang auf und fragte heftig, was wollen Sie hier?

M. Nichts, als mein edles, rechtschaffnes Weib um Verzeihung bitten.

J. So? verzeiht ein edles Weib auch wohl einem ehrvergeßnen Ehebrecher? Kann die Gefühl für Ehre haben, die eine Frau eines ehrlosen Mannes bleibt?

M. Fahren Sie nur immer fort. Ich höre alles an, denn ich habe es verdient.

J. Sie haben schon alles gehört. Wollen Sie noch mehr hören?

M. Das wünsche ich. Lassen Sie mich nur Ihren ganzen Zorn empfinden.

J. Verräther! entferne dich, ich glaube du willst spotten.

M. Ich Elender, spotten! nein, ich will nur meine Sünde recht fühlen, fühlen will ich es wie dumm, — wie treulos gegen mich selbst, ich gehandelt habe, da ich einem so schönen, ehrlichen, lieben Weibe untreu wurde. Hum! Hum! (Hier fieng der Heuchler an, laut zu weinen. Ich weinte wirklich mit.)

J. Haben Sie es noch nicht genug gefühlt?

M. Ach edles Weib!

J. Ich verlange kein edles Weib zu seyn. Aber ein rechtschaffenes Weib, eine redliche Mutter —

M. Das ists ja eben, was mich zur Verzweiflung bringt. Hätte ich eine Närrin zur Frau gehabt, ach dann wüßte ich wohl, womit ich mich beruhigen sollte. Aber so — so muß ich mich selbst als den unbesonnensten Menschen anklagen. Sagen Sie mir, ob Sie im Ernste glauben, daß ich mich von Ihnen trennen — daß ich leben und wissen

kann,

kann, daß meine edle Frau lebt, und ich Sie nicht mehr darf —

J. O gehen Sie, elender Mann! Das erste Gassenmädchen, das Ihnen begegnet, wird Sie vollkommen für meinen Verlust schadlos halten.

M. Und das glauben Sie wirklich von mir?

J. Wer hat michs glaubend gemacht, als Sie? Nichtswürdiger!

M. Glauben Sie denn wirklich, daß ich Ihre Verdienste verkannt? Daß ich Sie nicht geliebt habe?

J. Eine sonderbare Frage!

M. Ich bitte aber um Ihre Beantwortung. Ein leichtfertiger, sinnlicher Mensch bin ich gewesen, dieses gestehe ich. Glauben Sie aber wirklich, daß ich jemals aufgehört habe, Sie zu lieben?

J. Sehr sonderbar! wahrhaftig! Der Mensch wirft sich in die Arme lüderlicher Weibspersonen, erzeugt Kinder mit ihnen, erzieht sie von meinem Gelde, fügt mir dadurch Kränkungen zu, die mich um alle Lebensfreuden gebracht haben, und tritt dahin, und versichert mich von seiner Liebe. Sehr sonderbar! Nun ich empfehle mich Ihnen, lieber Herr Hofrath. Ich werde Sie zwar lebenslang meiden, es kann seyn, daß ich nächstens meine

Hand

Hand einem andern gebe, aber demohnerachtet können Sie sich versichert halten, daß ich recht aufrichtig Sie liebe und hochschätze. Leben Sie wohl!

M. Also soll ich wirklich ohne Sie leben?

J. Leben Sie recht wohl!

M. Soll die edle, rechtschaffene Wilhelmine, in deren Arme, —

J. Leben Sie wohl.

(Ich wollte jetzo fortgehen, und ihn verlassen, er faßte aber meine Hand, und fragte:)

M. Also soll keine Reue, keine Abbitte, keine Besserung, gar nichts in Anschlag kommen?

J. Gar nichts!

M. So leb wohl, Du edles Weib, Du treue Mutter meiner Kinder, Gott segne Dich! Eine Bitte nur erlaube mir noch! Es ist vermuthlich die letzte.

J. Welche?

M. Entlasse mich nicht im Zorne.

(Bey diesen Worten hatte er meine Hand an seinem Munde, ließ Thränen darauf fallen, schlang seinen Arm um meinen Hals, raubte mir einen Kuß, zwey, zehen, und Gott weis wie viele. Er brauchte alle Ränke, um meine weib-

liche

liche Schwachheit zu benutzen, das Andenken an die süssen Stunden, die ich in dem ersten Jahre meines Ehestandes, in seinen Armen, genossen hatte, meine ganze Sinnlichkeit erwachte —

Ach! liebe Schwester, Sankt Paulus mag wohl recht haben, wenn er uns schwache Werkzeuge nennt. Ich war wirklich so schwach, daß ich dem Nichtswürdigen, gegen den sich mein ganzes Herz empörte, und noch jetzo empört, erlaubte, was eine rechtschaffene Frau nur ihrem Manne erlaubt.

Er gieng fort, und fragte lächelnd, also ziehe ich doch wieder zu dir, liebes Minchen?

Nein! sagte ich zornig. Du hast ja auf Lebenslang Abschied genommen.

Wird sich alles geben! antwortete er und verließ mich.

Fortsetzung.

Die schreckliche Lage, in der sich mein Herz nach diesem fatalen rendez-vous befand, kann ich dir nicht beschreiben. Schaam und Zorn, Liebe und Haß, brennten meine Seele. Eine Stunde stund ich wohl am Fenster, und litt, handeln konnt ich gar nicht. Meine kleine Toch-

ter kam endlich, faßte meine Hand und sagte: ist aufgedecket Tisch, steht Schinken, und Butter und Käse, drauf. Recht viel steht drauf. Willst du nicht mit essen?

Ich folgte ihr, und hoffte in meiner Kinder Gesellschaft Erholung zu finden. Schon oft fand ich sie da, nur dießmal nicht.

Ich saß immer in tiefen Gedanken, jedes Gewäsch, jeder Scherz, jede Bitte, störte und ärgerte mich, ich fuhr sie hastig an, und hätte sie beynahe geschlagen.

In dieser traurigen Verstimmung gieng der ganze folgende Tag hin. Gegen Abend stund ich am Fenster, und — siehe, da kam mein Mann wieder auf mein Haus losgegangen.

Sobald ich ihn erblickte klingelte ich meiner Magd, und trug ihr auf, ihn abzuweisen und zu sagen, daß ich nicht zu Hause wäre. Sie that es und befreyete mich für dießmal von seinem Besuche.

Jetzo wünsche ich, daß ich ihn möchte angenommen haben. Denn höre nur was die Sache für eine Wendung bekam!

Denselbigen Abend noch bekam ich eine Citation,

tion, den folgenden Tag vor dem Consistorium zu erscheinen. Ich erbrach sie mit Freuden, weil ich gar nichts erwartete, als, daß nun die völlige Ehescheidung vor sich gehen würde. Weit gefehlt!

Da ich im Consistorium ankam, mußte ich wieder die Anhörung einiger Partheyen abwarten.

Erst trat ein junger Dorfpfarrer herein, so munter, wie dein Rollow.

Treten Sie näher, sagte der Superintendent, da er ihn erblickte, es ist Beschwerde gegen Sie eingelaufen.

Pf. Doch wohl ungegründete, will ich hoffen, Ihro Hochwürden.

S. Soll mir lieb seyn, wenn sie ungegründet ist. Ich höre immer lieber Gutes als Böses, von den Herren Geistlichen. Aber sagen Sie mir doch, Herr Pfarrer, Sie lassen ja halt so allerley Reime in Ihrer Schule lernen, und lassen sie gar von den Schulkindern singen. Ist denn das wahr.

Pf. Es ist allerdings wahr, Ihro Hochwürden. Ich habe mir eine kleine Sammlung aus unsern besten Dichtern gemacht, daraus

lasse

lasse ich nun meine Schulkinder immer etwas lernen, und singen, das sich zu der Wahrheit schickt, die ihnen ist vorgetragen worden.

S. Und wer sind denn diese Liederdichter?

Pf. Gellert, Weisse, Cramer, Funk, Sturm, Overbeck, und gar viele andere, deren Namen mir nicht gleich beyfallen.

S. Seht doch! da ist Ihnen also unser Grünauisches Gesangbuch zu schlecht? Wissen Sie nicht, daß es gleichsam liber symbolicus ist.

Pf. Ich habe schon an den eigentlichen Symbolischen Büchern — doch, ja Ihro Hochwürden, ich lasse allerdings auch aus unserm Grünauischen Gesangbuche bisweilen etwas lernen.

S. Bisweilen? etwas? vortreflich! — Da glauben Sie doch wirklich, daß Sie klüger wären, als ein Luther, ein Rist, ein Gerhard, ein Petrus Dresdensis, und dergleichen fromme und ehrwürdige Männer, die durch das Feuer der Trübsal bewährt wurden?

Pf. Das glaube ich gar nicht. Ich finde aber im Grünauischen Gesangbuche sehr selten et-

etwas, das zu meinen Absichten schicklich ist. Es ist ja fast lauter Dogmatik.

S. Ey das ists eben, was unser Gesangbuch zu einem köstlichen Kleinode macht. Wollen Sie ihren Kindern vielleicht etwas anders lehren, als Dogmatik? Wissen Sie nicht, daß die Dogmatik der Grund unsers Heils und aller unserer Hoffnung ist?

Pf. Ich dachte, ich wollte meine Schulkinder zu guten Menschen bilden.

S. Vortreflich! Hat auch gute Menschen unter den Juden und Heyden, unter den Socinianern und Muhammedanern gegeben. Wenn das so fortgeht, so wird ja aus unserer Lutherischen Kirche ein Babel. Herr Pfarrer, nicht gute Menschen, Christen sollen Sie bilden.

Pf. Und was ist ein Christ anders, als ein Mensch, der den Willen thut seines Vaters im Himmel? ein' guter Mensch?

S. Das ist mir ganz etwas neues. Ein Christ ist ein Mensch, der auf Christum getauft ist, an Christum glaubt, mit Christo lebet, mit Christo leidet, und auf Christum selig zu sterben hoffet.

Pf. —

S. Und was muß ich von Ihnen hören, Sie schaffen ja die zehen Gebote in Ihrer Schule ab?

Pf. Ganz habe ich sie nicht abgeschafft. Ich lasse nur, statt der zehen Gebote, Aussprüche unsers Erlösers lernen, weil ich glaube, daß Moses Lehre für die Juden, und Jesu Lehre für die Christen gehöre.

S. Wissen Sie denn aber nicht, daß die zehen Gebote im Katechismus stehen? und daß der Katechismus ein symbolisches Buch ist? Wissen Sie wohl, was ein Geistlicher verwirkt, wenn er von den symbolischen Büchern abweicht?

Pf. Was ich von den zehen Geboten behaupte, glauben itzo alle aufgeklärte Theologen. Haben Ihro Hochwürden nicht die Abhandlung gelesen, die ohnlängst der Herr D. Hufnagel über die zehen Gebote geschrieben hat? sie ist sehr gründlich abgefaßt.

S. Ey was geht uns Hufnagel an? Sie haben nicht auf Hufnageln, sondern auf die symbolischen Bücher geschworen. Und wir halten Sie bey Ihrem Eide.

Pf. Sollte dieß aber nicht Gewissenszwang seyn?

S. Ganz und gar nicht. Das Hochehrwürdige Consistorium zwingt gar niemandes Gewissen, ganz und gar nicht. Sie können ja lehren wo sie wollen, unter den Socinianern oder unter den Muhammedanern. Aber ein Lutherischer Lehrer können Sie nicht mehr seyn, wenn Sie nicht fest an unserm Gesangbuche und Katechismus halten. Ist denn das Gewissenszwang?

Pf. Wenn ich aber nicht mehr Lutherischer Lehrer seyn soll, so nehmen Sie mir ja mein Brod. Und ich habe eine Frau und drey Kinder. —

S. Darum bekümmert sich ein hochehrwürdiges Consistorium nicht. Ein hochehrwürdiges Consistorium ist von Ihro Hochfürstlichen Durchlaucht gnädigst dazu verordnet, über die Reinigkeit der Lehre zu wachen, und bekümmert sich übrigens gar nicht —

P. Was verlangen denn Ihro Hochwürden eigentlich von mir?

S. Gar nichts weiter, als daß Sie bey unserm Grünauischen Gesangbuche und Katechismus bleiben sollen.

Pf. Wenn es weiter nichts ist, so will ich gern Folge leisten.

Er gieng fort, und murmelte etwas zwischen den Zähnen, das so klang, als wenn er sagte: Was thut man nicht um Frau und Kinder zu ernähren!

Sobald er abgetreten war, hielt der Superintendent noch eine sehr nachdrückliche Ermahnung an das ganze Hochehrwürdige Consistorium, in der er die große Gefahr vorstellte, in der sich die Lutherische Kirche, bey den vielen Neuerungen, befände, einige Sprüche aus der Bibel anführte, am Ende auf den Tisch schlug, und versicherte, daß nothwendig das Hochehrwürdige Consistorium an den Neulingen ein Exempel statuiren müsse. Denn es sagte ja der Apostel Paulus ausdrücklich, ein Bischoff solle nicht seyn ein Neuling, sondern, der ob dem Worte halte.

Rollow holte indessen seine Dose heraus, präsentirte sie lächelnd seinem Nachbar, und viele seiner Kollegen thaten ein Gleiches.

Fortsetzung.

Nun wurde die andere Parthey herein gerufen. Es war ein Brautpaar — Gott sey bey uns!

Also besteht sie noch darauf, fragte der Superintendent, daß sie den Meister Heinitz zu ihrem ehelichen Gemahl haben will.

W. Ich lasse nicht von ihm.

S. Und er Meister Heinitz, will er sich noch nicht fügen? Will er das Versprechen nicht erfüllen, das er seiner Braut gethan hat?

H. Ey da wäre ich ein schlechter Mensch, und müßte nicht für einen Pfennig Ehre im Leibe haben.

S. Aber es heist ja, ein ehrlicher Mann hält sein Wort? Will er denn kein ehrlicher Mann seyn? Hat er ihr nicht sein Wort gegeben, und sie dadurch verleitet, ihm zu Willen zu seyn?

H. Ey mein Wort hätte ich gehalten, ich hätte mein Leben für sie gelassen, so lieb hatte ich die Kröte. Aber nun — da die Kreide so schreibt —

S. Und wie schreibt denn die Kreide?

H. Das habe ich ja letzthin schon gesagt, mit allen lüderlichen Kerlen lauft sie ja.

S. Nu, nu, seine Braut ist jung, wenn sie einen verständigen Mann kriegt —

H. Ja, dafür danke ich, es wird mancher verständiger Mann Hahnrey, der ein ehrlich Mädchen

chen nimmt, geschweige denn, wenn er so ein Gretchen freyen sollte. Und kurz und gut, Herr Superintendent, ich verlang und begehre sie nicht. Machen Sie mit mir, was Sie wollen.

S. Nun so wird denn das Hochehrwürdige Consistorium, seine, ihm von Gott und Ihro Hochfürstlichen Durchlaucht anvertraute, Macht gebrauchen, und ihn zwingen, sein Wort zu halten.

H. Den will ich doch sehen, der mich zwingen will, eine Hure zu nehmen.

S. Wird sich alles geben. Er stellt sich jetzo, Meister Heinitz, an die Seite seiner Braut, und läßt sich mit ihr trauen.

H. Das lasse ich wohl bleiben. Und wenn Sie vier Pferde an mich spannen, so kriegen sie mich nicht bey.

S. Johannes, rufe er einmal den Kirchner, Herrn Laurentii bey. (Er war sogleich bey der Hand) Herr Laurentii, Sie sind so gut, und geben dieser Weibesperson die Hand, und lassen sich in die Seele des Meister Heinitzens mit ihr trauen. Und Ihro Hochwohlehrwürden, der Herr Diako-

nus Rollow, sind so gütig, und vollziehen die Trauung.

Ich trauete meinen Augen nicht, glaubte, ich träumte, weil ich dergleichen Ungereimtheiten noch nie gesehen hatte. Es war aber wirklich so, Herr Laurentii trat frisch bey, und gab dem Weibsbilde seine Hand; Rollow runzelte die Stirne, reusperte sich, schneuzte sich, Ihro Hochwürden, sagte er endlich, die Ehe ist ein Vertrag, und jeder Vertrag muß freywillig seyn, wenn nun der Mensch die Person durchaus nicht heyrathen will.

Das lassen Ihro Hochwohlehrwürden nur an seinem Orte gestellet seyn! sagte der Superintendent.

Aber, fuhr Rollow fort, was soll denn das für eine Ehe, für eine Kinderzucht geben, wenn die Gemüther gegen einander eine solche Abneigung haben?

Darum bekümmern sich Ihro Hochwohlehrwürden jetzo gar nicht, erwiederte der Superintendent. Sie verrichten nur die Trauung.

Gut, antwortete Rollow, ich verrichte sie, so wie sich der Kirchner trauen läßt, in Ihro Hochwürden Seele.

So gieng denn die Trauung wirklich vor sich, unterdessen daß Meister Heinitz mit den Zähnen knirschte, und mit den Füßen stampfte.

Sobald der Actus geendigt war, sagte Heinitz zum Kirchner, nun Herr Laurentii, wenn Sie eine Hure geheyrathet haben, so können Sie sie auch ernähren, und alle ihre Hurkinder dazu!

Er sagte es so laut, daß es die ganze Versammlung hören konnte! der Superintendent stellte sich aber doch, als wenn er es nicht gehöret habe. Nun lieber Meister Heinitz, sagte er, der liebe Gott, der die Ehe im Paradiese gestiftet hat, der wolle denn auch auf seine christliche Ehe seinen reichen Seegen legen, daß er —

Ey, antwortete Heinitz, ich weis von keiner Ehe etwas. Und Ihro Hochwürden, ehe ich die Hure an meiner Seite lasse kommen, so soll mich der Teufel holen, ich gehe nach Cassel, und lasse mich unter die Amerikaner anwerben.

Das kann er nun halten wie er will, darum bekümmert sich ein Hochehrwürdiges Consistorium nicht. Ein Hochehrwürdiges Consistorium thut seine Pflicht, und läßt denn das übrige so gehen.

Heinitz gieng fort, brummte wie ein Bär, der vom Honigbaume kommt, seine Braut aber folgte ihm mit frechem Lachen nach.

Da sieht man, sagte der Superintendent, die Früchte von den Neuerungen. Der Perlewizische Prediger, bey dem dieser hartnäckige, boshafte, Mensch eingepfarrt ist, ist auch so einer, der weder warm noch kalt ist, läßt auch Reime lernen, von Gellert, Weisse, und wer weis, wie die Leute alle heisen. Da sieht man es! Der Mann soll so weit gehen, daß er am vier und zwanzigsten post Trinitatis drey Leute auf einmal absolviret hat. Ist ganz unerhört. Ein Hochehrwürdiges Consistorium kann unmöglich zu solchen Neuerungen lange schweigen.

Das Hochehrwürdige Consistorium schwieg aber wirklich dazu, bis auf den Pfarrer Prenzlow, der mit besorglicher Miene anzeigte, daß dieser Prediger, sogar einen Wisch in der Schule eingeführt habe, der den Titel führe: Anweisung zur Glückseligkeit nach der Lehre Jesu.

Da haben wir es, sagte der Superintendent

alles soll zur Glückseligkeit geführt werden, von Busse und Glauben. —

Fortsetzung.

Eine dritte Parthey, die herein trat, unterbrach den Superintendenten. Es war wieder ein junger Mensch nebst einer jungen Weibsperson, die ein kleines wohlgebildetes Kind auf dem Arme hielt.

Was ist denn euer Anbringen? fragte der Superintendent.

Ich wollte Sie gar zu herzlich bitten, Ihro Ehrwürden, daß Sie sich doch meiner erbarmten, und mir zu meiner Ehre und zu einem Stückchen Brod wieder hülfen.

S. Ey das sind ja wunderliche Zumuthungen. Ihr habt ja selbst Verstand, seyd in die Schule gegangen, und habt das sechste Gebot gelernt. Warum habt ihr euch denn den Satan bethören lassen? Nun kann ein hochehrwürdiges Consistorium nicht helfen. Vorgethan und nachbetracht, hat manchen in Schaden und Leid gebracht. Wißt ihr das nicht?

W. Das weiß ich ja alles, und habe es dem lieben Gott hunderttausendmal abgebeten. Aber

was

was soll ich denn mit dem unschuldigen Wurme thun? Es ist ja mein Fleisch und Blut, ich kann ihn ja nicht verschmachten lassen. Sehn Sie einmal Herr Superintendent, das allerliebste Kind! wie es Sie anlacht!

S. Ihr scheint nicht weit her zu seyn! Thränen, bittre Thränen solltet ihr vergießen, wenn ihr an eure Sünden gedächtet, und nicht damit euern Scherz treiben. Die Narren treiben ihr Gespött mit der Sünde, sagt die Schrift.

W. Lieber Gott, mein armes unschuldiges Kind ist ja keine Sünde. Und Martin, (indem sie sich an die Mannsperson wendete,) du kannst so ganz wie ein Stock dabey stehen? Hast du denn gar keinen Tropfen menschliches Blut in deinem Herzen?

M. Ich weiß nicht was das Weibsbild von mir haben will. Ich habe nie ein Wort mit ihr gewechselt.

W. Du lieber barmherziger Gott! wie sich doch der Mensch verstellen kann! Bist du mir nicht voriges Jahr auf allen Tritten nachgegangen?

M. Ich weis kein Wort davon.

W. Hast du mir nicht dort unter der großen Pappel die besten Wörterchen gegeben?

M. Ha! Ha!

W. Hast du mir nicht die Ehe versprochen?

M. Das belohnte sich auch der Mühe, so einem Mädchen, wie ihr seyd, die Ehe zu versprechen.

W. Hast du mich nicht so lange geneckt, bis ich deinen Willen gethan habe?

M. Ihro Ehrwürden, ich bitte Sie um alles in der Welt, verbieten Sie dem Mensche das Maul. Kurz von der Sache zu kommen, ich schwöre, und damit ist es gut.

S. Habt ihr auch ein Attestat vom Beichtvater?

M. Ja hier ist es.

S. Recht gut, ist attestirt, daß ihr das heilige Abendmahl ordentlich empfangen habt, und des Meineids verwarnt worden seyd. Macht euch also fertig zum Schwören! Herr Secretär Sie belieben den Eid abzulesen.

W. Herr Superintendent! um Gotteswillen, wollen Sie den Menschen schwören lassen? Ich

kann

kann ja Zeugen anführen, daß er sich hat verlauten lassen, daß er Vater zum Kinde sey!

S. Ja Zeugen! Es giebt auch falsche Zeugen. Ein hochehrwürdiges Consistorium kann sich in solche Weitläuftigkeiten nicht einlassen. Der Eid ist ein Ende alles Haders.

Herr Secretär Sie lesen jetzo, und ihr, Martin, hebt die vordern Finger an der rechten Hand in die Höhe, und reckt die rechte Hand aus, so wie ich es hier mache, so. Und nun sagt ihr nach, was hier der Herr Secretär vorließt.

W. Martin — noch ein Wort — Martin, (indem sie die emporgehobne Hand zurück zog, mit wehmüthigen Thränen;) schwöre nicht. Sieh! wenn ich Dir zu schlecht bin, und willst mich nicht haben, so verlaß nur den armen Wurm nicht. Nur zwölf, nur acht Thaler, setz mir das Jahr lang für ihn aus, daß ich ihm nur das liebe Leben erhalte. Martin, fürchte den lieben Gott, der um alles weis. Gieb Achtung! Gieb Achtung, der findet dich! Wenn Dirs einmal nicht wohl geht, da denk, daß du es an mir und deinem armen Kinde verdient hast.

Mar-

Martin wurde bleich wie eine Leiche, und zitterte. Die Sprache der Unschuld und Wahrheit fühlten alle. Verschiedne Beysitzer runzelten die Stirne, und gaben einander ihren Unwillen zu erkennen, der Superintendent selbst verstummte. Nach einer kleinen Pause fragte er aber doch.

S. Wollt ihr denn noch schwören Martin?

M. Ja, ja Ihro — Ehr — Ehrwürden. (so stammelte er.)

S. So lesen Sie den Eid vor, Herr Secretär!

Sec. Ich.

M. Ich.

W. Martin! Martin!

Sec. Martin Billing

M. Martin Billing

W. Gott erbarme sich deiner armen Seele!

Sec. Schwöre

M. Sch . . sch . . schwöre

Hier konnte sich Rollow nicht länger halten, er stieg auf und rief, Martin, tretet hierher!

Martin bebte zu ihm.

Die Augen aufgeschlagen! mich frey angesehen,

hen, wie es einem rechtschaffenen Manne zukommt.

Er versuchte es einigemal, war aber nicht vermögend, den feurigen Blick des Diakonus auszuhalten.

Und, ihr wollt noch längnen? ihr seyd ja gebrandmarket! Das böse Gewissen ist euch ja an die Stirne geschrieben. Ists denn nicht besser, daß ihr eurem armen Kinde etwas aussetzt, als daß ihr euch um euer frohes Gewissen bringt, und am Ende ins Zuchthaus kommt? Denn ins Zuchthaus, ins Zuchthaus kommen die Meineidigen. Sagt gleich, wie viel verwilligt ihr eurem Kinde jährlich?

Er weinte. Wenn ich, sagte er, mit einem halben Dutzend Thaler davon kommen könnte, ich habe ja selbst nicht viel.

Also gesteht ihr doch ein, fragte Rollow weiter, daß ihr der Vater des Kindes seyd?

M. Ich kann es ja freylich nicht leugnen.

R. Herr Secretär, Sie protocolliren es!

Der Superintendent war durch diesen unerwarteten Auftritt in solche Verlegenheit gesezt, daß er sich nicht zu helfen wußte. Er l nach einigem Besinnen erholte er sich von sein r

B::

Verwirrung, und sagte: jezo könnt ihr gehen und erwarten, was das hochehrwürdige Consistorium weiter verfügen wird.

Sie traten ab.

Nach einer kleinen Pause fieng der Superintendent an: Was für Fug haben aber Ihro Hochwohlehrwürden, mir in mein Amt zu greifen? Wissen Sie nicht —

R. Ihro Hochwürden, wenn ich nicht geredet hätte, so hätte der Mensch geschworen, hätte seine Gemüths Ruhe auf Lebenslang verlohren, und das unglückliche Mädchen hätte mit ihrem Kinde verzweifeln müssen. Dieß scheint mir Entschuldigung genug zu seyn. Ich erwarte deswegen keine Vorwürfe.

S. Wie können Sie aber einem Hochehrwürdigen Consistorio zumuthen, daß es solche schmutzige Sachen untersuchen soll? Es läßt halt schwören; will jemand falsch schwören? habeat sibi! Das Hochehrwürdige Consistorium nimmt keinen Theil daran.

R. Das habe ich ja längst gesagt, daß das Consistorium so eine Menge schmutzige Geschichten nicht untersuchen kann. Wir haben die Stadt, und

dreyhundert Dörfer unter uns. Wie ists möglich, daß wir alle dergleichen Dinge nach der größten Genauigkeit untersuchen können? Die mehresten Personen kennen wir ja gar nicht, wissen von ihrem Charakter, Lebensart, Verhältnissen, und den kleinen unwichtig scheinenden Umständen gar nichts. Wie können wir also gewissenhaft über sie urtheilen? Daher kommen die listigsten und unverschämtesten, und die am besten schwören können, bey uns immer am besten weg. Die größten Bösewichter schwören aber immer am zuversichtlichsten. Wir könnten daher mit Recht über dieß Zimmer, statt des Wahlspruchs, setzen, (hier sagte er einige lateinische Worte, die ich nicht verstund. *)

S. Es ist entsetzlich, wie weit die Unverschämtheit in diesen Tagen geht. Habe ich doch, so lange ich mein Amt führe, solche Lästerungen nicht gehört, gegen ein ganzes Collegium.

R. Wahrheit ist nie Lästerung. Weil aber bey delictis carnis alles genau, nach allen besondern kleinen Umständen untersucht werden muß,

so

*) Vermuthlich: omittit corvos, tangit censura columbas.

so sollten wir uns mit solchen Dingen gar nicht befangen, sondern die Untersuchung in der Gemeine vornehmen lassen, wo die That geschehen ist, und wo der Charakter, Lebensart und Verhältnisse, der streitenden Partheyen hinlänglich bekannt sind.

S. Das sind doch sonderbare Vorschläge. Wo blieben da die Gerechtsame des Hochehrwürdigen Consistoriums? Wissen Sie, ich bin Oberhaupt, Repräsentant dieses Collegiums, und ich kann den Gerechtsamen desselben nicht um ein Haar breit vergeben.

N. Und ich den Rechten der Menschheit nicht.

Da er dieß gesagt hatte, stund er auf und gieng fort.

Fortsetzung.

Sobald der Diakonus abgetreten war, hielt ihm der Superintendent noch eine lange Nachrede, in welcher sehr vieles von den letzten Zeiten, Heterodoxie, Neuerungen, Verfall der Kirchenzucht, u. d. gl. gesagt wurde. Ich war aber durch das, was zeither vorgefallen war, so betäubt geworden, daß ich nicht vermögend war, etwas im Zusammenhang zu vernehmen. In dieser Betäubung

forderte mich der Consistorial-Diener auf, zu dem Tische zu treten, an welchem der Superintendent saß. Da ich dahin kam, stund ich, jetzo bemerkte ich es erst, an der Seite meines Mannes.

Das Hochehrwürdige Consistorium, so redete mich der Superintendent an, hat eine gar herzliche Freude darüber, daß die Frau Hofräthin, als eine Christin, ihrem lieben Eheherrn vergeben haben.

Ich machte eine Verbeugung.

Sie sind also so gütig, und geben zum Zeichen der Versöhnung, ihrem Eheherrn die Hand.

Ich gab sie ihm in der Betäubung hin.

S. Ist immer besser vergeben, als zürnen. Nun, das Hochehrwürdige Consistorium wünscht herzlich, daß alles bisher vorgefallene vergeben und vergessen seyn, und daß sie viele Jahre eine recht glücklich und vergnügte Ehe führen mögen.

J. Wie? ich? eine Ehe führen? mit wem denn?

S. Mit wem denn etwa anders, als mit ihrem bisherigen lieben Eheherrn?

J. Ich weis von keinem Eheherrn etwas.

S. Nicht? kennen Sie da Ihren lieben Eheherrn, den Herrn Hofrath Namur nicht?

J. Der soll mein Eheherr seyn? Habe ich nicht ehegestern ein Urtheil bekommen, nach welchem ich von ihm soll geschieden werden?

S. Das haben Sie freylich wohl. Sie haben ihm ja aber vergeben.

J. Ey vergeben habe ich ihm lange. Ich will ihm nie schaden, das verspreche ich, und wenn ich ihm jemals kann Gefälligkeiten erzeigen, so will ich es thun. Ist denn deswegen ein Mann, dem ich vergeben habe, mein Eheherr?

S. Nu! nu! Sie haben ihm ja nicht blos als Christin, sondern auch als Ehefrau vergeben.

J. Wie? Was? wie verstehen Sie das?

S. Die Frau Hofräthin werden ja wohl noch wissen, was ehegestern Abend auf Ihrem Zimmer vorgefallen ist.

Ach beste Schwester! stelle Dir die Empfindung vor, wenn es möglich ist, in der ich mich befand, da ich meine Schwachheit verrathen sahe! Ich sahe meinen Mann an, er lächelte. Mit geballter Faust stieß ich ihn in die Seite, und sagte:

Schurke! Dann verbarg ich mein Gesicht hinter das Schnupftuch, und gieng fort.

Wäre ich frech genung gewesen, die ganze Sache abzuleugnen, so hätte ich den Sieg erhalten. Da dieß aber meine Ehrlichkeit nicht zuließ, so behielt ich Unrecht.

Den folgenden Tag kam mein Mann zu mir, und umarmte mich. Ich stieß ihn zurück, und empfieng ihn mit alle den bittern Reden, die mir der Zorn eingab. Da er aber mich versicherte, daß, wofern ich ihn nicht annähme, der ganze Vorfall wieder an eine auswärtige Universität würde berichtet werden, auch Reue bezeigte, und Besserung versprach: so war ich genöthiget, ihn wieder zum Manne anzunehmen.

Rollow, zu dem ich sogleich nach meines Mannes Ankunft gieng, sagte: er könne nun mir keinen bessern Rath, als diesen geben, daß ich das vorgefallene zu vergessen, und der Liebe meines Mannes, durch Treue, Gefälligkeit und Sanftmuth, mich zu versichern suchte.

Das will ich nun alles gern thun. Wenn ich doch nur meine Ehre wieder hätte! Schwester!

beste Schwester! meine Ehre verschaffe mir wieder! Die ist unwiederbringlich verlohren! Die ganze Stadt weis ja meine Schwachheit. Und diese Schwachheit, die ich, bey aller meiner Ehrlichkeit, begangen habe, wird mir höher angerechnet, und weit mehr verspottet, als wenn ich mit ein halb Duzend Männern in heimlichem Verständnisse gelebt, und durch boshafte Klätschereyen die halbe Stadt an einander gehetzt hätte.

Ach Schwester! beste Schwester! hilf mir! Ich kann in keine Gesellschaft mehr gehen. Wer mich sieht, rümpft die Nase. Ewig bin ich

Deine

treue Schwester

Namur.

Achter Brief.

Carl an den Obersten von Brav.

Kolchis, den 18ten Dec.

Liebster Herr Vetter!

Ihre Erzählung von der Luftschiffahrt, habe ich mit Vergnügen gelesen. Es war mir auch immer so, als wenn wir dem Zeitpunkt uns näherten, wo die Menschheit eine neue Stufe der Vollkommenheit ersteigen sollte; aber das beständige Quikeln und Quakeln der Menschen, unter denen ich wandelte, schwächte meinen Glauben.

Viele unserer Zeitgenossen scheinen wirklich zu entnervt zu seyn, als daß sie einen Gedanken denken könnten, der das Alltägliche übersteigt. Ungewöhnliche Unternehmungen scheinen Ihnen zu nichts zu nützen, als daß sie ihnen die müssigen Stunden, deren sie, nach dem gewöhnlichen Wohlstande, viele haben, verkürzen. Desto nöthiger ist es, daß Männer, wie Sie sind, ihren entnervten Zeitgenossen bisweilen die Spornen fühlen lassen.

Für Ihren gütigen Rath, zur Wiederherstellung meiner Gesundheit, danke ich Ihnen. Er kam aber zu einer Zeit, da ich desselben nicht mehr bedurfte. Denn nun, da ich Ihren lieben Brief erhalte, bin ich schon wieder so gesund, daß ich nichts, als verliebte Auftritte denke.

Ehe es aber dahin kam, hatte ich verschiedene Ebentheuer, davon ich Ihnen doch einen kurzen, aber treuen, Auszug mittheilen will.

Mein Wirth, der mich täglich besuchte, drang so in mich, einen Arzt zu gebrauchen, daß ich ihm endlich nachgeben mußte.

Unvermuthet trat eine Gestalt herein, in der ich mit vieler Mühe den Menschen erkannte.

Sie hatte Pelzstiefeln an, und legte unter vielem Krächzen einen schweren Fuchspelz und Bärenmuff ab, unter der sie einen Rock und Weste trug, die beyde mit Hasenfellen gefüttert waren, und die ein wollenes Camisol, das unter der Weste verborgen war, nicht ganz bedeckten.

Wer sind Sie mein Herr? fragte ich, mit einigem Erstaunen.

Er. Ich bin ein Arzt, der Doctor Horst.

J. Sie scherzen. Sie handeln ja gegen die ersten Regeln der Gesundheit.

E. Wie so?

J. Sie haben ja der frischen Luft, die zur Erhaltung unserer Gesundheit so unumgånglich nöthig ist, allen Zugang zu ihrem Körper versperrt. Sie haben ja ihrem Körper alle Kanåle der Ausdůnstung abgeschnitten.

E. Ja mein Lieber, wenn Sie erst in meine Jahre kommen, da werden Sie auch anders singen. In der Jugend bedenkt man freylich nicht alles.

J. Und wie alt sind sie denn?

E. Funfzig Jahr, mein Herr!

J. Funfzig Jahr? In diesem Alter hoffe ich noch in meiner völligen Kraft zu seyn.

E. Ja, ja, es låßt sich leicht davon reden. Ich habe gar einen schwåchlichen Körper, und glaube verbunden zu seyn, meinen Kindern einen alten Vater zu sparen.

J. Wie können Sie denn da ein Arzt seyn? Wie können Sie verlangen, daß man Zutrauen zu Ihnen haben soll, wenn Sie selbst schwåchlich sind?

E. Haben Sie vielleicht Medicin studiert?

J. Ich? keinen Augenblick. Ich habe nie ein medicinisches Buch gelesen.

E. Drum, drum. In diesem Falle muß man Ihnen schon etwas zu Gute halten. Sehen Sie, wer den Bau des menschlichen Körpers studiert hat, der urtheilt freylich ganz anders.

J. Nu? wie urtheilt er denn? welches ist denn der Bau des menschlichen Körpers?

E. Sehen Sie, der menschliche Körper ist eine Maschine.

J. Ja das weis ich.

E. Und in jeder Maschine giebt es Unrath. Gehen Sie, z. E. in eine Mühle, da finden Sie allenthalben Staubmehl; dieser Unrath muß nun fleissig abgeputzt werden. Denn wenn er sich in die Räder setzt, so entstehen Stockungen. Verstehen Sie das?

J. Sehen Sie mich doch nicht für ein Kind an. Aber was wollen Sie eigentlich damit sagen? In dem menschlichen Körper giebt es vielleicht auch Staubmehl und Unrath?

E. Ey das wollte ich meynen! Staubmehl die Hülle und die Fülle. Der halbe Mensch ist Staubmehl.

J. Was können wir aber dabey weiter thun?

E. Ja, das ist eben die Frage! Ha! ha! Da muß eben der Arzt seine Kunst beweisen. Sehen Sie! die Natur hat über unsern Körper ein feines löcheriges Gewebe gemacht, wodurch sie das Staubmehl abtreibt, diese Löcher nennen wir poros. Nun merken Sie wohl auf! Diese Auswerfung des Staubmehls, nennen wir die Transspiration. Diese müssen wir nun sorgfältig zu erhalten suchen durch Wärme. Sobald die kalte Luft auf die poros fällt, so ziehen sie sich zusammen, weg ist hernach die Transspiration, und da geht hernach das Wehklagen an. Glauben Sie mir, mein Herr, die Ursache von allen Krankheiten liegt in zurückgetretener Transspiration. Hinc illae lachrymae! Da habe ich jetzo einen candidatum mortis, ich glaube nicht, daß er den morgenden Tag erleben wird; der Mensch muß blos sterben, weil er die Transspiration nicht ordentlich abgewartet hat. Da ist sie denn zurückgetreten, das serosum ist auf die Intestina gefallen, und ist corrosiv geworden. Nun liegt er da. Ich habe evacuantia, mercurialia, antispasmodica gebraucht,

braucht, hilft alles nichts. Ehe vier und zwanzig Stunden verstreichen, da segelt er ab, denken Sie an mich!

J. Das ist sehr traurig. Wenn nun aber die Hemmung der Transspiration so gefährlich ist, was hat man dann zu thun?

E. Die Transspiration abwarten. Das predige ich meinen Patienten täglich. Was ihr thut, lieben Leute, sage ich: Wartet nur die Transspiration ab. Eßt lieber ein Gericht weniger, legt lieber ein, oder das andere Amt nieder, und transspirirt nur ordentlich.

J. Aber auf diese Art wäre ja die Bestimmung des Menschen die Transspiration?

E. So ists auch. Wer gut transspirirt, der verdauet gut, und lebt gut, und arbeitet gut, und geht alles gut mit ihm.

J. Davon habe ich im Spalding kein Wort gelesen.

E. Hat Spalding auch von der Transspiration geschrieben?

J. Von der Transspiration nicht, aber von der Bestimmung des Menschen. Davon wollen wir aber weiter nicht reden. Nur einen Zweifel habe ich gegen

Ihre

Ihre Theorie, mein lieber Herr Doctor, wenn Sie mir den lösen, so will ich heute mir noch Pelzstiefeln und einen Fuchspelz machen lassen, und schweistreibende Mittel brauchen.

E. Ich will Ihnen gleich ein Recept schreiben, haben Sie Dinte und Feder bey der Hand? Und was das Pelzwerk anbetrift, da wenden Sie sich nur an Meister Renzeln, der hat das beste Pelzwerk, ich habe es selbst genau durchsucht. Haben Sie Dinte und Feder bey der Hand?

J. Das wohl, lösen Sie mir nur aber erst meinen Zweifel, lieber Herr Doctor! Gerade die Leute, die sich am wenigsten um Abwartung der Transspiration bekümmern, sind die gesundesten, stärksten und thätigsten, und die am mehrsten transspiriren, sind die kränklichsten, schwächlichsten und unthätigsten. Was sagen Sie dazu?

Er nahm eine Prise Tobak. Und ich ward bey der Gelegenheit noch mehr davon überzeugt, daß eine Tobaksdose einem Manne, der oft durch die Wahrheit in Drang gebracht wird, eine sehr unentbehrliche Sache sey.

E. Es ist noch nicht aller Tage Abend, lieber Herr! Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er zerbricht. Der Patiente, der diese Nacht absegeln wird, sprach sonst auch so. In fine videtur cuius sit toni.

J. Da müssen wir halt den finem abwarten.

E. Haben Sie Dinte und Feder bey der Hand?

J. Dieß ist wohl da. Ich will Sie aber nicht bemühen, lieber Herr Doktor, wir stimmen in unsern Grundsätzen noch nicht hinlänglich überein.

E. Ich kann es mir wohl gefallen lassen. Die Reue wird, denk ich, wohl noch kommen. Das will ich mir aber nur ausbitten, daß Sie nicht etwa, wenn die Seele ausgehen will, erst zu mir schicken, und nach Mitternacht mich heraus klingeln lassen. Denn transspiriren muß ich, wenn ich die Pflichten gegen das Publikum und meine Familie erfüllen will.

J. Meinetwegen können Sie ruhig transspiriren. Ich werde Sie nie in Ihrer Transspiration stöhren.

Er packte zusammen, vermummelte sich wieder, und gieng ab.

Fortsetzung.

Statt seiner trat bald darauf der Wirth herein, und machte mir, wegen der Art, wie ich diesen Arzt behandelt hatte, bittere Vorwürfe. Er brauche, wie er versicherte, diesen Mann für sich und seine ganze Familie, und seitdem er ihn brauche, habe er schon vielen schweren Krankheiten vorgebeugt, und wären ihm nicht mehr als drey Kinder gestorben.

Dagegen wendete ich ein, daß diese Krankheiten, vielleicht auch ohne den Arzt, nicht würden eingetreten seyn, und daß ich glaubte, ein Kind, das gesund gebohren wäre, dürfe eigentlich gar nicht sterben, bevor es das Ziel des menschlichen Lebens erreicht hätte, wenn nicht ein Unglücksfall ihm das Leben raube.

Dieß gab zu einem ziemlich heftigen Wortwechsel Anlaß, der durch den Besuch des Fähndrich von Silkowitz unterbrochen wurde.

UndSie sind noch immer krank? fragte er mit grosser Verlegenheit. Was haben Sie für einen Arzt?

Ich?

Ich? ich habe keinen. Ich hoffe die Natur soll sich selbst helfen.

Er machte mir dagegen so viele Einwendungen, stellte mir die Gefahr, in der ich mich befände, so lebhaft vor, und prieß mir die Geschicklichkeit seines Leibarztes so eifrig an, daß ich am Ende nachgeben, und ihm versprechen mußte, seinen Arzt, den er mir zuzuschicken versicherte, um Rath zu fragen.

Nach zwey Stunden war er da. Er befühlte meinen Puls, sahe mich bedenklich an, fragte wie mein Appetit wäre, und ob ich offnen Leib hätte? Da ich ihm seine Fragen hinlänglich beantwortet hatte, sah er tiefsinnig vor sich, gieng in der Stube auf und ab, rieb sich die Stirne, dann fuhr er heftig auf: du Canaille! wart, wart, ich will dich kriegen! Hast mir schon viele Händel gemacht, aber — wart; wart nur!

Ich war über dieses sonderbare Betragen betreten, und fragte, was er denn damit haben wolle?

Statt der Antwort aber wurde er noch heftiger, und sagte: die Bestie, die! Was mir die schon für Arbeit gemacht hat, das kann ich nicht

beschreiben, aber wart, wart nur mein Tobaks-klistier, das soll dich schon mürbe machen. Wart nur, du Bestie du!

Von was für einer Canaille und Bestie reden Sie denn? fragte ich heftig.

Die Bestie da! war seine Antwort.

So sagen Sie doch, fragte ich weiter, wer ist denn die Bestie, über die Sie sich so ereifern?

Ja, mein Herr! war seine Antwort, Sie wissen nicht, wie gefährlich Ihr Zustand sey, Sie haben den Bandwurm, den Bandwurm haben Sie! die Bestie hat mir nun seit zehn Jahren bey meinen Patienten Händel gemacht, aber sie soll weichen, darauf gebe ich Ihnen mein Wort!

J. Wie können Sie aber glauben, daß ich den Bandwurm habe? ich bin ja, seitdem ich zu denken weis, immer gesund und stark gewesen. Nur jezo, seit der Zeit da ich —

A. Ja ich kenne schon die Schlangengänge, die die Beste nimmt, zehn, zwanzig Jahre ist sie ruhig, am Ende verräth sie sich doch. Seyn Sie ruhig! morgen, geliebts Gott, wollen wir unsere Cur anfangen.

J. Und worinne soll denn diese Cur bestehen?

A. Sie ist ganz leichte. Sie genießen in 24 Stunden weiter nichts, als reines Brunnen-Wasser, und das genug, dann applicire ich Ihnen mein Tobaksklistier, da muß es sich dann bald offenbaren.

J. Ich bitte Sie aber, wie können Sie mir denn so etwas zumuthen? Mein Magen ist ja geschwächt, das fühle ich. Er bedarf Stärkung. Wenn ich nun eine solche Menge Wasser in den leeren Magen schicke, so wird er ja noch mehr geschwächt. Wie will ich denn das aushalten?

A. Ja nun! auf ein paar Ohnmachten und etwas Convulsionen müssen Sie sich gefast machen. Wer Hülfe haben will, muß sich so etwas schon gefallen lassen.

J. Gott bewahre! Ohnmachten? Convulsionen soll ich aushalten? dazu kann ich mich nicht verstehen.

A. Und da sage ich Ihnen geradezu, daß ich Ihnen nicht helfen kann.

J. So mag es denn seyn! Ich glaube überhaupt nicht, daß ich den Bandwurm habe!

A. Sie hätten den Bandwurm nicht? Herr! mein Leben will ich verwetten, Sie haben ihn. Wenn Sie die Bücher gelesen hätten, die ich gelesen habe, Sie würden aus einem ganz andern Tone sprechen. Seit zehen Jahren habe ich gar nichts anders gelesen, als Bücher, die vom Bandwurme handeln.

J. Wenn es Ihnen nur nicht geht, wie mir in meiner Jugend, mit den Hexen und Gespensterbüchern!

A. Wie gieng es Ihnen denn da?

J. So lange ich diese Bücher las, sah ich nichts, als Hexen und Gespenster. Begegnete mir ein altes Weib, so wich ich ihr um 3 Schritte aus, damit sie mich nicht behexen möchte, und sah ich in der Nacht einen Baum oder Strauch, so glaubte ich es sey der Teufel, oder wenigstens einer seiner Abgesandten.

A. Da haben Sie nun gefehlt, lieber Herr! denn ich glaube auch weder Hexen noch Gespenster. Aber Bandwürmer, Bandwürmer, die glaube ich. Ein Bandwurm ist keine Hexe, kein Gespenst. Wenn Sie die Bestien sehen sollten, die ich zu Hause im Spiritus habe — ach glauben Sie mir zwey Drittheile der hiesigen Einwohner haben den

Bandwurm. Da klagen sie immer über Kopfschmerz, Ueblichkeit, Melancholie, febrilische Zufälle, Verstopfungen, Hämorrhoiden — der Grund von alle dem, der ist, die Bestie, der Bandwurm.

J. Das ist traurig. Ich bedaure aber, daß ich Ihre Cur nicht aushalten kann.

A. Und warum nicht?

J. Weil ich weiter reisen muß.

A. Sie werden doch aber die Bestie nicht mit nehmen wollen? Es ist um 8 Tage zu thun.

J. Diese 8 Tage kann ich aber nicht abmüsigen.

A. Nun so hätten Sie mich auch nicht rufen lassen sollen. Es will alles Ding seine Zeit und Weile haben. Leben Sie wohl!

Fortsetzung.

Ich war froh, daß ich ihn los war, und entschloß mich fest, den folgenden Tag Kolchis zu verlassen, um gegen die Zudringlichkeit der Aerzte gesichert zu seyn.

Des Abends peinigte mich aber die Langeweile so sehr, daß ich herunter in die Gaststube gieng, um zu versuchen, ob da nicht einige Zerstreuung zu finden sey.

Ich traf da gegen dreyßig Personen an, aber keine, die mir Aufheiterung hätte verschaffen können. Einige spielten Pharao, bey dessen Anblick mir die Haut schauert, andere spielten l'hombre, wozu ich mich nicht gestimmt fühlte, und die übrigen scherzten, so fad und obscön, daß ich zurück treten mußte. Zum Glück traf ich einen Lehnstuhl an, in den ich sank, um mich meiner Melancholie zu überlassen.

Eine halbe Stunde mochte ich wohl gesessen haben, als jemand meine Hand faßte und mich fragte, warum so traurig Freund?

Ich schlug die Augen auf, und sahe einen jungen, gesunden, wohlgebildeten Mann vor mir stehen, dessen offne Miene sogleich mein Herz gewann. Ich druckte ihm die Hand wieder, und sagte: Warum so traurig? Warum fragen Sie darnach?

Warum? war seine Antwort, weil ich ein Mensch bin, und leide, wenn ich meinen Mitmenschen leiden sehe.

J. Sehr edel! aber —

E. Nu? aber!

J. Sie können mir doch nicht helfen.

E. Möglich könnte es seyn; möglich aber auch, daß ich im Stande wäre, ihren Kummer zu lindern, wo nicht zu heben! Nu! heraus damit! was wurmt Ihnen im Kopfe, etwa ein Wechselchen?

J. Gottlob! ich habe noch nicht nöthig gehabt, einen Wechsel auszustellen.

E. Desto besser! Da passirt gewiß etwas in puncto amoris? He? habe ich es getroffen?

J. O gar nicht. Um Ihnen das Rathen zu ersparen, so will ich es Ihnen nur gerade heraus sagen: ich habe das Fieber.

E. Das Fieber? Ha! ha! ha!

J. Warum lachen Sie denn darüber? Ist denn das Fieber etwa etwas lächerliches? Was hilft mir denn die ganze Welt, wenn mich das Fieber unfähig macht, sie zu genießen?

E. Das mag wohl seyn. Haben Sie aber nicht einen Arzt consulirt?

J. Nicht einen, zwey habe ich consulirt.

E. Und haben doch noch das Fieber? Ha! ha! ha!

J. Leider! schlechter Ruhm für die Aerzte!

E. Nu! was haben sie Ihnen denn gerathen?

J. Ich habe gleich in der ersten Viertelstunde, da ich mich mit ihnen unterredete, eine solche Abneigung gegen sie bekommen, daß ich gar keinen Rath von ihnen verlangte.

E. Ha! ha! ha! Warum bekamen Sie denn Abneigung gegen sie?

J. Da kam der eine herein getreten, mit einem grossen Fuchspelze, einem Bärenmuffe, und Pelzstiefeln, klagte über Schwächlichkeit des Cörpers, und erbot sich mir zu helfen. —

E. Ha! Ha! He! Hi! wollte Ihnen helfen? Da werden Sie wohl gedacht haben: Arzt hilf dir selber! und der andere? der hatte vielleicht ein spanisches Fliegenpflaster im Nacken?

J. Das wohl nicht, aber er behauptete, ich hätte den Bandwurm.

E. Den Bandwurm? Ha! Ha! He! Hi! Hi! den Bandwurm? Und was wollen Sie thun?

J. Ich? gar nichts weiter, als daß ich alle Aerzte meiden, und mich den Wirkungen der Natur überlassen will.

E. Bravo! da thun Sie auch wohl dran! Morgen habe ich Lust auszureuten, leisten Sie

mir

mir Gesellschaft, da wollen wir Arzt, Fuchspelz, Pelzstiefeln und Bandwurm, vergessen! Nu?

J. Ich glaube, daß ich dazu zu schwach bin.

C. Zu schwach? Ha! Ha! Ha! Da wollen wir den dritten Arzt holen lassen, der bringt Ihnen vielleicht ein Vomitiv mit.

J. Um Gottes Willen nicht!

C. Nu! da reuten Sie mit, wenn Sie dieß nicht wollen. Morgen acht Uhr steht ein Pferd für Sie und ein anderes für mich vor Ihrer Thür. Wollen Sie?

J. Wenn Sie meynen.

C. Ja ich meyne es. Gute Nacht, schlafen Sie wohl! Weder heute noch Morgen haben Sie etwas vom Fieber zu befürchten! Schlafen Sie wohl!

Ich sehe wohl daß die Beschreibung des weitern Erfolgs für einen Brief zu weitläuftig seyn würde, deswegen verspare ich die Fortsetzung bis zum nächsten Posttage, und bin stets

Ihr

Carl.

Neunter Brief.

Carl, an den Obersten von Brav.

Kolchis, den 21. Decemb.

Bester Herr Vetter!

Hier haben Sie die Fortsetzung meiner Krankengeschichte!

Den andern Morgen trat mein Mann, mit eben der muntern und scherzhaften Miene, wieder auf mein Zimmer, mit der er mich den vorigen Abend verlassen hatte. Nu, sagte er, was macht das Fieber?

Ich habe, antwortete ich, noch keinen Anfall wieder davon gehabt, ich besorge aber, daß es nun bald wieder eintreten wird.

So machen Sie geschwind, geschwind, daß Sie auf das Pferd kommen, damit das Fieber, wenn es einen Einfall thun will, Sie nicht zu Hause finde. Zog mich fort, und ich folgte ihm, weil ich bereits gestiefelt und gespornt war.

Da wir vor die Stube kamen, nahm er ein Stück Kreide aus der Tasche, fragte mich nach meinem Namen, dann schrieb er über die Thür:

Wenn's Fieber kommt, Carlsberg ist nicht zu Haus. Dann sprang er mit hellem Gelächter die Treppe hinab, ich folgte ihm nach, und sobald ich zu Pferde saß, trabte er fort, anfänglich ganz sanfte, dann stärker, am Ende so stark, daß ich Mühe hatte ihm nachzukommen. Wir kamen bey einige Dörfer. So oft wir eines erreicht hatten, freuete ich mich, und glaubte, daß er nun absteigen würde. Statt abzusteigen, sah er sich aber allemal nach mir um, lachte, und gab seinem Pferde die Spornen.

Erst Nachmittags, da der Schaum auf dem Pferde stund, hielt er vor einem Wirthshause an, ließ die Pferde füttern, und gieng mit mir in die Stube.

Wollen wir nicht einmal schnapsen? fragte er, holte sogleich etwas Zwieback aus seiner Tasche, bot es mir an, und gab mir darauf einen Trank, der, wegen seiner Bitterkeit, mir den ganzen Mund zusammen zog, und den ich, so sehr ich auch dagegen protestirte, austrinken mußte.

Er selbst genoß etwas Schinken, den er bey sich gesteckt hatte, trank einige Gläser Bier, lachte

und scherzte, und nöthigte mich am Ende, wieder das Pferd zu besteigen.

Sobald ich wieder zu Pferde war, gieng es wieder im vorigen Trabe fort, bis wir in später Nacht in dem Städtchen Mirkow ankamen, wo er mich in ein gutes Quartier brachte.

Als wir da angekommen waren, faßte er lächelnd meine Hand, und fragte: also haben Sie, Freund, das Fieber gehabt? Wissen Sie nicht, woher es entstanden ist?

Vom Eckel. Ich kam in das hôtel de Colau, und fand da, von den Ausdünstungen der heimlichen Gemächer, alles so parfümirt, daß ich alles mit Widerwillen genos, und am Ende vomiren mußte.

E. Ja, Ja, das ist so etwas. Wir aufgeklärten Leute, nehmen bey Anlegung unserer Gebäude, bey der Wahl unsers Anputzes und bey unsern Geschäften, Lustbarkeiten, der Zubereitung unserer Nahrungsmittel, auf alles mögliche Rücksicht, nur nicht auf die Gesundheit. Wenn einmal ein wirklich aufgeklärter Mann, unsere Baukunst, Kleidermoden, Vergnügungen, Gastereyen, kurz, unsere ganze Verfassung, in Rücksicht auf die Gesundheit, be-

urtheilen sollte, so müßte er uns alle für Schildbürger ansehen. Ha! Ha! Ha! Das ist aber freylich sehr gut.

J. Sie sind mir ein sehr lieber, aber eben so räthselhafter Mann. Wie können Sie denn über den Anblick so vieles Elends lachen? wie können Sie denn sagen, daß es gut sey?

E. Ja wenn es nicht so albern in der Welt eingerichtet wäre, so würde ja niemand krank, wovon wollten wir Aerzte denn leben?

J. So sind Sie also ein Arzt?

E. Ey das wollte ich meynen, und noch dazu ein Promotus. Ha! Ha! Ha!

J. Um Gottes willen!

E. Nu, nu, erschrecken Sie nicht, Sie sehen, daß ich weder Fuchspelz, noch Pelzstiefeln habe, auch Ihnen den Bandwurm nicht Schuld geben will.

J. Aber vielleicht eine Inflammation der Lunge, eine Nervenkrankheit, oder die Hämorrhoiden.

E. Ha! Ha! He! Hi! nicht doch. Ich declarire Sie vielmehr für gesund, ich spreche Sie nicht nur vom Bandwurme, sondern auch vom Fieber, und allen möglichen Krankheiten frey, verlangen Sie denn mehr?

J.

J. Das ist mehr, als ich erwarten konnte. Kann ich mich aber auch auf diese Versicherung verlassen?

E. Haben Sie nichts gefühlt, da Sie die Tropfen verschluckten, die ich Ihnen im nächsten Wirthshause gab?

J. Freylich habe ich genug gefühlt, der Magen wurde erwärmt, und die Kraft davon, schien in alle Glieder zu dringen.

E. Nu! da haben Sie es ja! das Fieber wurde fortgejagt.

J. Da müssen Sie wohl ein reicher Mann werden, wenn Sie Ihren Kranken so geschwind helfen können.

E. Ein reicher Mann? Ha, Ha, Ha! Wenn ich nicht andere Mittel hätte, mir Geld zu erwerben, so müßte ich bey meiner Praxis verhungern.

J. Das ist mir doch unbegreiflich.

E. Unbegreiflich? Bedenken Sie selbst ob es wohl anders seyn kann! Wenn ich zu einen Kranken gerufen werde, und er gimelt mir etwas vor, so lache ich ihm insgemein ins Gesichte, denn das Lachen kann ich nun einmal mir nicht abgewöhnen, weil

mir alle Augenblicke Vorurtheile und Gewohnheiten vorkommen, die ich lächerlich finde, dann sage ich: Was soll denn das lamentiren? ihr seyd ja nicht krank! heraus aus dem Bette und aus der warmen Stube! heraus in die freye Luft! macht euch Bewegung! setzt ein paarmal das Essen aus! sammlet euch die oder jene Kräuter und Wurzeln ein! kocht sie ab, und trinkt das decoctum, da geht es mir nun gemeiniglich wie dem Propheten Elisa, ha! ha! ha! da er dem aussätzigen Naeman rieth, sich im Jordan zu baden. Meine Kranken werden unwillig und suchen einen andern Arzt. Daß ich in diesem Falle keine Bezahlung bekomme, können Sie leicht denken. Gesetzt aber, daß mir einer oder der andere folgt und geneset, so glaubt er nun, weil er nicht krank gewesen wäre, so brauchte er mich auch, für die geleistete Hülfe nichts zu zahlen, und entläßt mich mit einem herzlichen Dank für den gegebenen guten Rath. Ohne Windmacherey, richtet man bey unsern lieben Mitbürgern nichts aus, lieber Herr. Da habe ich einen Bruder, der auch ein Arzt ist, der versteht sein Handwerk besser. Wenn er zu einem Kranken kömmt, so befühlt er

den

den Puls, besieht den Urin, zuckt die Achseln, stellt die Gefahr, in der sich der Kranke fände, recht groß vor, dann verschreibt er eine Menge Sachen, in einer Sprache, die der Kranke nicht versteht, macht ihn auch wohl, wenn keine Gefahr da ist, noch etwas kränker, und wenn er curirt ist, braucht er noch eine Nachcur. Für diese Rettung aus einer so großen Gefahr, und für die viele gehabte Mühe kann man denn leicht etliche Louisdor ansetzen. Ha, Ha, Ha! Mein lieber Herr, mundus vult decipi.

J. Wenn nun alles wirklich so ist, so dächte ich, Sie setzten noch hinzu: decipiatur ergo! und behandelten die Menschen nach ihren Vorurtheilen.

E. Das kann ich nicht. Und sollte ich bey Salz und Brod leben, so werde ich mich doch zur Windmacherei nie entschliesen können.

J. So sagen Sie mir aber nur, wie das Vorurtheil, in die Welt gekommen ist, daß der Arzt, wenn er, als Freund und Rathgeber, den Kranken auf den geraden Weg leiten will, nicht geachtet und ein anderer gesucht wird, der recht viel Schnickschnak machen kann.

E.

E. He, ha, he! Wer will die erste Quelle von allen Vorurtheilen und Thorheiten ergründen, die sich in das menschliche Gehirn genistet haben! So wahrscheinlicher Weise errathe ich es wohl.

J. Nu?

E. Ich denke, jeder Mensch sollte sein eigner Arzt seyn, so wie jedes Thier es ist, das sich in Freyheit befindet. Dieses leitet der Instinct allemal zu der Pflanze, die das Mittel zu seiner Genesung enthält. — Haben wir nicht so gut Instinkte, wie ein Hirsch oder Storch? Haben wir nicht über dieß Vernunft, die dem Instincte zur Fackel dienen kann? Wenn jeder sich selbst zu helfen suchte, so würde es ganz anders gehen. Bey der Anwandlung einer Krankheit würde jeder, statt zu lamentiren, nachdenken, wie er sich helfen könne, der Krankheit Trotz bieten und ihr wirksame Mittel entgegen stellen. Da würden bald die Krankengeschichten seltener werden. Denn sobald der Mensch seine Kräfte braucht, muß ihm fast jede Krankheit weichen. Er kann, wenn er frühe dazu gewöhnt wird, beynahe eben eine so große Herrschaft über die Muskeln seines Magens,

seiner Lunge und anderer Eingeweide, wie über die Muskeln bekommen, durch die seine Finger bey dem Schreiben, Malen und Klavierspielen, in Thätigkeit gesetzt werden.

An das alles ist aber itzo, bey der Verstimmung unserer Zeitgenossen, gar nicht zu denken. Bey eintretender Krankheit winselt jeder, zieht sich zurück, statt zu handeln leidet er, statt seine Kräfte zu brauchen, erwartet er Hülfe von fremden Kräften. Nothwendig muß ihm also ein Mann willkommen seyn, der ihn nach seinen Vorurtheilen behandelt, ihm die Nothwendigkeit der fremden Hülfe recht lebhaft vorstellt, und sie ihm in Schütteltränken, Pulvern, Vomitiven, Blasenpflastern, Klistiren, und Gott weis worinne noch, applicirt.

Ich weis nicht ob Sie mich verstehen? Ich will Ihnen aber die Sache mit einem Exempel erläutern. Nehmen Sie an, daß ein wohlerzognes Kind auf einen schmalen Steg kommt, das lächelt, und schlüpft darüber weg. Nun lassen Sie aber ein anders kommen, das verhetschelt ist! das bleibt am Stege stehen, wird von einem

Schau-

Schauder befallen, weint — jezo kommt ein Mann der fragt, was weinst du denn Närrchen? Kannst nicht über den Steg? Ha! Ha! Ha! er ist ja breit genug! Komm, gieb mir die Hand, und folge mir nach! da wird sich das Kind zusammen ziehen, schreyen: ach Herr Jemine! Ha! Ach! das kann ich nicht, ach ich falle ins Wasser! ach, ach!

Da läßt denn der Mann das Kind stehen.

Bald kommt ein Geck, der spricht: du armes Kind, kannst nicht über den Steg? das ist gut, daß du dich nicht darauf gewagt hast, hättest ins Wasser fallen können! du armes Kind! da hätten wir dich morgen begraben müssen, dort auf den Kirchhof, wo die schwarzen Kreutze stehen, da hätten dich denn die Würmer gefressen. Komm auf meinen Arm, ich will dich hinüber tragen.

Da klammert sich denn das Kind an des Gekken Hals an, herzt und küßt ihn, wenn es hinüber ist, und giebt ihm, wenn er es verlangt, seine ganze Baarschaft.

Denken Sie sich unter dem schmalen Stege eine Krankheit, unter dem wohlgezognen Kinde einen Menschen, der so viel Zutrauen zu sich selbst hat,

 daß

daß er sein eigner Arzt seyn könne, unter dem verhetschelten einen solchen, der ohne Arzt so wenig subsistiren kann, als ein accidens prædicamentable ohne subjecto und unter den Männern, die über den Steg helfen sollen, Aerzte, so werden Sie mich vollkommen verstehen, ha! ha! ha!

J. Ich habe Sie vollkommen verstanden aber —

Fortsetzung.

Meine Herren! ists gefällig zu speisen? der Tisch ist gedeckt.

So unterbrach uns der Wirth, der jezo herein trat, und wir waren sehr geneigt seine Einladung anzunehmen, weil wir Beyde Hunger hatten.

Da wir in das Zimmer kamen, welches während unsers Gesprächs für uns war geheizt worden, fanden wir den Tisch gedeckt, und mit Bratwürsten besezt.

Mein Arzt sahe sie, rümpfte die Nase, und bezeigte seinen Unwillen über den Wirth, der uns eine Speise zugerichtet hatte, die von ihm nicht war bestellt worden.

Unterdessen, sagte er, will ich davon etwas geniessen. Ihnen rathe ich aber nicht dazu, für Sie ist ein anderes Gericht bestellt.

So-

Sobald er aber den ersten Bissen in den Mund genommen hatte, verzog er das Gesicht, trat an das Fenster, spuckte ihn wieder aus, und schob den Teller unwillig zurück.

Was für Gemengsel hat er uns da aufgetischt Herr Wirth? fragte er, da der Wirth wieder in die Stube trat, das schmeckt ja wie wenn die Ueberbleibsel aus allen Fleischbänken zusammengekratzt und zusammengehackt wären?

W. Dafür kann ich nicht. Ich kann die Bratwürste nicht besser geben, als sie der Metzger macht.

A. Wenn nun aber sein Metzger nicht im Stande ist, eine gute Bratwurst zu machen, warum trägt er uns denn welche auf? Habe ich sie bestellt?

W. Das ist nun aber bey mir nicht anders. Wer bey mir speist, und wenn es der Kaiser wäre, der muß eine Bratwurst mitnehmen.

A. Das ist mir ein sonderbarer Wirth! Was hat er denn aber für ein Recht seinen Gästen zuzumuthen solchen Quark zu geniessen?

W. Das verlange ich ja ganz und gar nicht, daß sie den Quark geniesen sollen. Ich trage die Bratwürste gar nicht auf, daß sie sollen gegessen, sondern nur daß sie sollen bezahlt werden.

A. Ha! Ha! Ha! Ha! Da sollen also die Gäste bezahlen, was sie nicht genossen haben?

W. Da kann ich nicht für. Es ist nun einmal die Einrichtung bey uns nicht anders.

A. Die Einrichtung? Was ist denn das für eine Einrichtung?

W. Wissen Sie denn nicht, daß seit Walpurgis die Bratwürste bey uns verpachtet sind?

A. Ha! Ha! Ha! Die Bratwürste verpachtet? Wer hat sie denn gepachtet? Wie viel wird denn davon Pacht gegeben?

W. Um andere Ortschaften habe ich mich so eben nicht bekümmert, in unserm Städtchen hat sie aber ein Metzger für 400 Thlr. gepachtet.

A. Ha! Ha! Ha! Vierhundert Thlr. Pacht für Bratwürste! Aber was geht uns denn der Pacht an? Warum sollen wir denn die verpachteten Bratwürste uns auftischen lassen?

W.

W. Vergangnen Winter ist ein Seelenregister über das ganze Land, und auch über unser Städtchen gemacht worden. Da das geschehen war, wurde ein Patent von der Kanzel verlesen, daß jedes Hauß so viele Bratwürste wöchentlich nehmen sollte, als Köpfe im Hause wären, und für Stück vor Stück einen Groschen bezahlen, und jeder Gastwirth sollte wöchentlich dritthalb Thaler zahlen, und dafür ein Schock Bratwürste nehmen. Wo will ich nun mit den Bratwürsten hin? Meine Gäste müssen sie sich auftragen lassen und bezahlen. Essen sie sie oder essen sie sie nicht, das geht mich weiter nichts an.

A. Ha! Ha! He! Aber wenn nun die Gäste die Bratwürste nicht essen, was thut er denn damit?

W. Ich habe ein paar Jagdhunde in der Kost, die füttere ich damit.

A. Ha! Ha! Hi! Der da, der die Schnauze auf den Tisch legt, ist wohl einer davon?

W. Ja er ist schon abgerichtet, daß er allemal eine Schüssel voll Bratwürste bekommt, wenn auf dieser Stube gespeist wird. Der andere Hund hält sich zu jener Stube.

A. Nun da komm denn mein guter Hund! ich will dir dein Accidens nicht entziehen! Laß dir es wohl bekommen!

Er setzte ihm die Schüssel hin, die augenblicklich ausgeleert war, der Wirth trat ab, und wir verzehrten ein Fricassee von Kalbfleisch, das mein guter Arzt für mich bestellt hatte. Dieses, und das bittre Bier, das hier gebrauet wird, gaben mir neues Leben.

Fortsetzung.

Wir schlossen unser voriges Gespräch mit einem aber, fieng mein Arzt an, was wollten Sie damit sagen?

J. Aber, meynte ich, woher kömmt es denn, daß die Menschen so muthlos sind, sich nicht selbst zu helfen trauen, sondern alle Hülfe vom Arzte erwarten?

A. Das ist nun kein Wunder. So bald sie auf die Welt kommen, werden ja ihre eignen Kräfte zerknickt, und an deren Statt die Kräfte des Arztes und der Arzneyen substituirt. In der Geburtsstunde wird schon an dem Kinde gequacksalbert und die Natur verhindert, ihre eignen Kräfte zu brauchen. Von diesem Zeitpunkte an geht es immer

mer so fort. So oft die Natur sich regt, und Unreinigkeit abführen will, wird der Arzt gerufen, der mit seinen Arzneyen an die Stelle der Natur treten, und seinen hocus pocus machen muß. Wie kann es denn da anders kommen, als daß Leute, die so erzogen sind, ohne Arzt nicht subsistiren können?

J. Wenn aber jeder sich selbst helfen könnte, wozu brauchten wir denn die Aerzte? da wären sie ja ganz unnütze?

E. Ha! Ha! Ha! Ich bin selbst ein Arzt, wenn ich es Ihnen aber aufrichtig sagen soll, so bedarf ein Mensch, der von Jugend auf gewöhnt wurde, sich selbst zu helfen, des Arztes so wenig, als ein gesunder Mensch einer Magd, die ihn gängelt.

J. Aber der gesunde Mensch kann doch fallen?

E. Nu? was ists denn nun? Da steht er halt wieder auf. Ha! Ha! Ha!

J. Wenn er aber den Fuß zerbrochen oder verstaucht hat, so ist doch wohl jemand nöthig, der ihm wieder aufhilft, den Fuß wieder einrichtet und heilet.

E. Ich verstehe was Sie sagen wollen. Ich gebe es Ihnen also zu, daß jeder in Lagen kommen kann, wo er sich nicht zu helfen weis, und also des Raths eines andern bedarf. Daß also wirklich Aerzte nöthig sind. Aber wenn die Aerzte wirklich das seyn sollten, was sie ihrer Bestimmung nach seyn müßten, so müßten ganz andere Anstalten gemacht werden.

J. Und welche denn? werden denn nicht auf allen Universitäten medicinische Collegia gelesen? Haben wir nicht eine Menge medicinische Bücher? Hat man nicht auf den mehresten Universitäten Anatomien und botanische Gärten?

E. He! Ha! Ha! He! Hi! herrliche Anstalten! Ha! Ha! He!

Es ist aber gegen zehn Uhr, lieber Mann, lassen Sie uns die Ruhe suchen, die wir beyde bedürfen.

Ich stund auf, indem ich aber die Spornen abschnallte, fragte ich noch einmal: Was haben Sie denn an allen diesen Anstalten auszusetzen? Sie haben mir so viel Gutes heute schon gesagt, warum wollen Sie mir denn dieses verschweigen?

E. So sagen Sie mir einmal, ob Sie glauben, daß ein Mensch ohne Genie, durch die schönste Theorie der schönen Wissenschaften, und durch das Lesen der besten Dichter, jemals werde zum Dichter gemacht werden können?

J. Unmöglich.

E. Nu? da haben Sie es ja! ists denn mit den Aerzten nicht eben so? wer keine Anlage zum Arzte hat, der wirds nicht, und wenn er Hunde, Frösche, Menschen und aller Welt Aeser anatomirt, und aller Welt botanische Gärten besucht, und Galen, Hippocrates, Tissot, Boerhave, Zimmermann und Baldinger liest. Doctor kann er wohl werden, aber Arzt warlich nicht. Er hat kein Gefühl für alles das Gute, das er bey diesen Gelegenheiten lernen könnte. Mein lieber Herr, es sind mancherley Gaben. Der eine hat eine Gabe zu dichten, der andere zu musiciren, der dritte Hufeisen zu verfertigen, der vierte gesund zu machen, und wer die Gabe hat, und nur einige Anweisung und Gelegenheit bekommt, sie auszubilden, der bringt sie bald zu einiger Vollkommenheit. Homer wurde Dichter, ohne über eine Theorie der schönen

Wissen=

Wissenschaften gehört zu haben, und wem der Schöpfer die Gabe gesund zu machen verliehen hat, dem sagt schon sein Gefühl, was jedem Kranken fehle und wie ihm zu helfen sey, und sein scharfes Auge entdeckt allenthalben die Mittel die der Schöpfer zur Erhaltung der menschlichen Gesundheit verordnet hat, und er wird Arzt, ein herrlicher Arzt, wenn er nur einige Anweisung bekommt.

J. Auf diese Art würde also wohl aller Unterricht in der Heilungskunst unnöthig seyn?

E. Ey das will ich nicht behaupten. Wo Talent ist, da wird es durch Unterricht vollkommner. Es ist ja fast keine Universität, die nicht die besten Aerzte gebildet hätte. Wenn aber bey allen unsern guten Anstalten lauter gute Aerzte sollten gezogen werden, so dürfte man niemanden zu unsern medicinischen Mysterien lassen, als solche, die die Gabe gesund zu machen, oder wenn Ihnen dieser Ausdruck misfällt, medicinisches Talent besitzen, sonst werden allemal unter hundert Doctorn fünf und neunzig Pfuscher gebildet, davon der eine alles auf den Bandwurm, der andere auf die güldene Ader, der dritte auf Krämpfe, der vierte auf Ner-

venkrankheiten curiert. Wollen Sie glauben, binnen hier und acht Tagen, will ich Sie völlig hypochondrisch machen?

J. Das will ich höchlich verbitten. Wie wollten Sie es aber anfangen?

E. Ich wollte Ihnen nur etliche Bücher zu lesen geben, die von der Hypochondrie handeln. Und wie es Ihnen gehen würde, so geht es allen, die Aerzte seyn wollen, und doch keine Anlage dazu haben. Fällt ihnen ein Buch in die Hände, das von der güldnen Ader handelt, so sehen sie, bey allen ihren Patienten, nichts als güldne Ader, entdecken sie in einem Cadaver einen Bandwurm, so fährt er ihnen ins Gehirn, und sie finden bey allen ihren Kranken Spuren davon. Gott im Himmel sey dem gnädig, der in solcher Aerzte Hände fällt.

Gute Nacht Herr von Carlsberg! schlafen Sie wohl! Ha! Ha! Ha!

So sprang er lachend in das Bette, und nöthigte mich ein gleiches zu thun.

Ich genoß einen unbeschreiblich süßen Schlaf, fühlte bey meinem Erwachen mich ungemein gestärkt,

stärkt, und trabte wieder eben so stark, vielleicht noch etwas stärker, nach Kolchis, als ich ausgetrabt war. Mein lieber Arzt schrieb mir eine Diät vor, die ich noch befolgen sollte, und rieth mir meine Reise noch bis morgen zu versparen, da ich sie gewiß antreten werde. Ich habe heute dem lieben Arzte zwey Louisd'or in die Hände gedruckt, die er gar nicht annehmen wollte. Endlich nahm er sie aber doch, umarmte mich und sagte: lieber Mann, ich muß Ihr Geld wohl annehmen, denn ich habe keine Besoldung. Fast alles, was dem Staate dient, vom Minister bis zum Thorschreiber, hat Besoldung, nur der Mann nicht, der es sich zur Pflicht macht, seiner Mitbürger Leben zu retten. Und wenn er da und dort eine Besoldung hat, so ist sie so kümmerlich, daß er in der dringendsten Versuchung ist ein Windmacher zu werden. Leben Sie wohl und schenken mir Ihre Liebe, diese wird mir, so schätzbar mir auch dieses Geschenk ist, noch weit schätzbarer seyn.

Eben der Mann, der bisher immer gelacht hatte, weinte izo wirklich. Ich wurde auch wehmüthig, dachte bey mir selbst, zwey Louisd'or

sind wohl zu wenig für einen so verständigen, edlen Mann, der deine Gesundheit, durch so leichte Mittel, wieder hergestellt hat: Einem andern der dich sechs Wochen gepeinigt und geängstigt, ehe er dir zur Gesundheit geholfen hätte, würdest du gern sechs Louisd'or gezahlt haben.

Da er also schon die Thür in der Hand hatte, sprang ich wieder auf ihn los, umarmte ihn auch mit nassen Augen, druckte ihm die Hand und sagte: ein Wort im Vertrauen! sind Sie vielleicht in Geldverlegenheit?

Da stieß er mich mit einem edeln Stolze von sich, und sagte: Leben Sie wohl!

Was doch der Mensch für ein räthselhaftes Geschöpf ist! So heis meine Liebe zu Henrietten war, so sehr wurde sie durchs Fieber abgekühlt. Meine Seele glich während demselben einem Spiegel, der auf der untern Seite einen großen Theil Quecksilber verlohren hat, der die schönsten Bilder, und wenn man sie ihm noch so nahe bringt, verstümmelt zurück wirft.

Itzo erst lebt das Bild der liebenswürdigen Hen-

Henriette in mir wieder auf, und der erste Brief, den ich schreibe, ist gewiß an sie.

Behalten Sie lieb

Ihren

Carl.

Zehnter Brief.

Henriette an Carln.

Koldingen, den 24. Decemb.

Lieber Carl!

Es ist lange, daß Sie mir nicht geantwortet haben. Der Datum, da ich Ihnen meinen letzten Brief schrieb, ist in meinem Kalender zweymal unterstrichen. Sind Sie denn gestorben? oder krank? oder lieben mich nicht mehr? Ich weiß wirklich nicht, welches unter den dreyen mir das schrecklichste wäre.

In der Beklemmung meines Herzens schreibe ich Ihnen noch einmal, damit ich doch erfahre, warum ich bisher keine Antwort erhalten habe.

Aber

Aber was soll ich Ihnen denn schreiben? Versicherungen von — —? Klagen über — —? Das thäte ich freylich am liebsten. Es hat mir aber jemand gesagt, es wäre nicht gut, wenn Mädchen an junge Herren Versicherungen von — — und Klagen über — — schrieben. Ich will also den Rath befolgen.

Wenn Sie, lieber Herr Carl von Carlsberg sich noch wohl befinden, so ist es mir angenehm, wir sind, Gott sey Dank, noch alle recht gesund und wohl.

Gestern bin ich Gevatter gewesen, bey dem Kinde des Schulmeisters in Perlewitz, der im vorigen Jahre bey meinem Vater Schreiber war.

Nachdem die Taufe vollzogen war, wurde erst Kaffee, dann eine Abendmahlzeit genossen. Bey der Mahlzeit bekam ich meinen Sitz bey dem Herrn Pfarrer, der ein junger, sehr wohlgebildeter, Mann ist. Er hat schwarze Augen, die etwas schalkhaft sind, eine frische Farbe, und trägt sein eignes Haar. Er ist noch unverheyrathet. —

Während der Mahlzeit sagte er verschiednes zu meinem Lobe, das ich, wie sich's versteht immer ablehnte. Er druckte mir auch dreymal, unter

dem Tischtuche, die Hand. Das drittemal druckte ich sie ihm wieder, welches Sie mir hoffentlich nicht für übel nehmen werden.

Um aber doch den weitern Händedrücken vorzubeugen, zog ich die Hand herauf, und machte die Kastanien auf, die mir vorgesezt waren. Ich habe, sagte ich, mir heute eine schwere Verantwortung zugezogen.

Pf. Wie so?

J. Ich habe heute in meines Pathchens Namen sagen müssen, es glaube an Gott den Vater, Sohn und heiligen Geist.

Pf. Was für Verantwortung kann Ihnen denn das zuziehen?

J. Ey viele! Wenn nun mein Pathchen einmal groß würde, und glaubte nicht an Gott den Vater, Sohn und heiligen Geist.

Pf. Da könnten Sie nichts dazu.

J. Das Pathchen könnte aber doch sagen, wer hat dir denn geheisen, in meinem Namen zu sagen, ich glaube an Gott den Vater, Sohn und heiligen Geist? du hättest ja auch wohl sagen können: ich glaube an Marien oder an Moses, ich hätte es mir

müssen

müssen gefallen lassen, denn ich verstund ja von der Frage ganz und gar nichts.

Pf. Der Einwurf ist noch von niemanden gemacht worden, Sie haben also nicht zu besorgen, daß er Ihnen werde gemacht werden.

I. Aber lieber Herr Pfarrer, in Perlewitz wohnen ja viele Juden. Man sagt daß die Taufe der kleinen Kinder große Wirkung habe, spüren Sie denn wirklich, daß ein Christenkind, ehe es Unterricht genossen hat, besser ist als ein Judenkind, das die Judenschule noch nicht besuchte?

Pf. St!

I. Und was wollen Sie mit dem St?

Gar nichts — war seine Antwort. Es wurde von der Mahlzeit aufgestanden, und ich verhindert, weiter zu fragen.

Nach Tische wußte es der Herr Pfarrer, seines schwarzen Rocks und seines Schlepchens ohngeachtet dahin zu leiten, daß er mich von der Gesellschaft abzog, und mit mir besonders sprach. Beynahe, sagte er, indem er mir die Hand drückte, bedaure ich es, daß ich ein Geistlicher geworden bin.

I. Wie so?

Pf. Wie so? Wie so? Weil gerade die liebenswürdigsten Mädchen am mehresten abgeneigt sind auf das Land zu ziehen.

J. Wie so?

Da er mir eben antworten wollte, wurde er durch eine jämmerliche Wehklage unterbrochen, die sich um das Bette der Wöchnerin erhob. Gott erbarme dich! es ist alle! sie stirbt! so rief Mann, Schwester, Wehemutter, und alles, was um das Bette stand. Wir sprangen hinzu — ach Gott! sie hatte wirklich Verzuckungen, die gute Frau, und, ehe jemand von der Gesellschaft ein Mittel, sie zu retten, erfinden konnte, verschied sie!

Da können Sie leicht denken, lieber Herr von Carlsberg, wie mir und uns allen zu Muthe war. Alles klagte und weinte, und aller Scherz hörte auf einmal auf.

Der Pfarrer war der vernünftigste in der ganzen Gesellschaft, er ließ sogleich eine Frau rufen, der ihr säugendes Kind gestorben war, gerade an diesem Tage, diese bat er, sich des kleinen Waisen anzunehmen, und wußte es ihr so lebhaft vorzustellen, daß ihr der liebe Gott vergelten würde, was sie an dem

armen Kinde thäte, daß sie es recht herzlich in ihre Arme schloß, küßte und sagte: komm liebes Kind! sollst mein Kind seyn! Dir fehlt eine Mutter, und mir ein Kind. Schicken uns gut zusammen.

Der Pfarrer legte seine Hand auf des Weibes Haupt und sagte: Seegen Gottes über euch. Bey euch müsse es auch einmal heisen: **Was ihr gethan habt dem Geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan.**

Die ganze Gesellschaft vergoß Thränen bey diesem Auftritte, und alle segneten den guten Pfarrer und die mitleidige Frau.

Nun machte man Anstalten, zur Entkleidung der Verstorbenen. Der Pfarrer sahe mich an und sagte: Hier sind wir doch länger nichts nütze. Darf ich Sie nach Hause begleiten?

Ich konnte es ihm ja nicht abschlagen, da er ein so gar lieber und guter Mann war, bot ihm also meinen Arm, gieng mit ihm fort, und der liebe Mond leuchtete uns.

Ich bin so erschrocken, sagte ich, als wir in das Feld kamen, daß es mir in allen Gliedern liegt.

Pf. Ich nicht weniger. Wer kann so etwas mit ansehen, und gleichgültig bleiben? Der Mann verliehrt seine Gehülfin, der Säugling seine Mutter. Guter Gott!

J. Und was mag der guten Frau wohl gefehlt haben?

Pf. Nichts, gar nichts.

J. Wenn ihr aber nichts fehlte, wie konnte sie denn sterben?

Pf. Liebe Mademoiselle! Sie sind eine Jungfer, das können Sie sich aber doch wohl leicht vorstellen, daß jede Wöchnerin krank ist?

J. Das glaube ich freylich wohl.

Pf. Und eine so schwache Frau, die von der Geburt ganz entkräftet ist, bedarf doch wohl Wartung und Pflege?

J. Nun freylich. Hat die gute Frau nicht die nöthige Wartung gehabt? Ihr Mann ist doch immer ein guter und redlicher Mensch gewesen.

Pf. Ey das ist er auch noch. Wie kann denn aber der beste Mann die nöthige Sorge für seine kranke Frau tragen, bey so einem Tumulte, dergleichen allemal bey der Taufe ist? Es werden doch dabey

bey allerhand Anstalten gemacht, es werden Gevattern gebeten, es wird auf Ausschmückung des Kindes gedacht, es wird für die Bewirthung der Fremden gesorgt. Sie sollten nur einmal in ein Haus kommen, wo ein Kind soll getauft werden, was da für ein Lärmen und Laufen und Commandiren, Kochen, Braten, Backen und Mörseln ist! Unterdessen liegt insgemein die gute Wöchnerin und schmachtet. Während dem Schmause wird die Gesellschaft lustig und denkt an die Kranke gar nicht mehr. Diese liegt vernachlässigt auf ihrem Schmerzenslager, ein Dampf von Gewürzen, Gebacknen und Wein, dringt in ihre Nase, nothwendig wird sie lüstern, und läßt sich bald durch diese, bald durch jene Person etwas Gewürztes oder Gebacknes, oder wohl gar ein Gläschen Wein beybringen, welches alles für eine Wöchnerin Gift ist! darf man sich da wohl wundern, wenn so eine arme Frau plötzlich dahin stirbt? das ist liebe Mademoiselle, das drittemal, daß ich in meinem Amte den Jammer erlebe, daß junge, starke Wöchnerinnen dahin sterben. Und ich behaupte steif und feste, sie sind von den Kindtaufschmäusen gestorben.

J. Da sollten Sie diese Schmäuse abzubringen suchen.

Pf. Dazu bin ich zu wenig: Und — Der Mensch ist nun einmal so. Wenn ihm bey seinen vielen Arbeiten einmal eine Freude begegnet, dergleichen die glückliche Ankunft eines gesunden Kindes ist, so will er die Freude gern mit seinen Freunden theilen, will auch gern besser als sonst speisen, und ein Glas Wein dazu trinken. Wer will das verbieten!

J. So sollten Sie die Kinder nicht so früh taufen?

Pf. Nicht so frühe taufen? Liebste Mademoiselle, wissen Sie denn die Landesordnung nicht? Wissen Sie denn nicht, daß das Consistorium jedem Vater bey drey Thaler Strafe auferleget hat, sein Kind nicht über vier und zwanzig Stunden liegen zu lassen, ohne Taufe? Wissen Sie denn nicht, daß wir Prediger die Strafe erlegen müssen, wenn mit unserm Vorwissen die Taufe verzögert wird?

J. Das finde ich doch sehr sonderbar.

Pf. Ich auch, so sonderbar, als überhaupt die Kindertaufe.

J. Nu? die Kindertaufe werden Sie doch wohl nicht verwerfen?

Er stund stille, hielt meine Hand an sein Herz, und sahe mir, bey dem Lichte des Mondes, schalkhaft in die Augen.

Fortsetzung.

Das ist das erstemal, daß ich mich in einen theologischen Streit eingelassen habe. Weil es aber einmal geschehen ist, und ich doch einmal davon zu schreiben angefangen habe, so muß ich doch erzählen, wie es weiter damit gegangen ist.

Also, da er mir schalkhaft in die Augen gesehen, und meine Hand an sein Herz gelegt hatte, fragte er: Das sagen Sie? Das Frauenzimmer, das vor einer Stunde sich ein Gewissen daraus machte, daß es im Namen eines kleinen Kindes ein Glaubensbekenntniß habe ablegen müssen.

J. Ey! eine Taufe ist kein Glaubensbekenntniß. Das weis ich wohl, daß ein kleines Kind kein Glaubensbekenntniß ablegen kann, deswegen kann es aber doch getauft werden.

Pf. Ey nu, ich kann es mir auch gefallen lassen. Ich habe ja, seit dem ich Prediger bin, niemanden als kleine Kinder getauft.

J. Also wollen Sie sich die Kindertaufe blos gefallen lassen? Sie sind nicht von ihrer Nothwendigkeit überzeugt?

Pf. Ey, wenn Sie wollen, so bin ich auch davon überzeugt.

J. Sie sind ein sehr gefälliger Mann. Ich dächte aber, ein Herr, der so fleissig die Bibel läse, wie die Herren Geistlichen thun —

Pf. Nu! Nu! ich glaube, Sie wollen gar mit mir disputiren?

J. Davon bin ich nun eben keine Freundinn, aber es steht doch in der Bibel, daß alle Heyden und Völker sollen getauft werden?

Pf. Ey das wohl! Steht denn aber nicht auch in der Bibel, daß alles Volk Gott gelobt, und Psalmen gesungen hätte? Glauben Sie denn wohl, daß die Säuglinge mit an die Pulte getreten sind, und gesungen haben? Sie gehören ja auch mit zum Volke.

J. Was wollen Sie denn damit? Säuglinge können ja noch nicht singen.

Pf. Also sang wohl nur, was singen konnte. Und wenn unser Erlöser spricht: taufet alle Völker, so versteht er auch nur die, die der Taufe fähig sind.

J. Also auch kleine Kinder. Denn sind sie der Taufe nicht fähig?

Pf. Ey warum denn das nicht? ich will ja gar darüber nicht streiten. Ich habe ja schon mehr als ein hundert Kinder getauft, das sagt mein Kirchenbuch aus, sie müssen ja also freylich der Taufe fähig seyn. Sie haben ja alle die Fähigkeit mit Taufwasser besprengt zu werden.

J. Also hätte ich doch Recht.

Pf. Ey freylich, wer wollte denn so einem liebenswürdigen Frauenzimmer nicht Recht geben.

J. Loser Mann! Sie sollen mir aber nicht Recht geben, weil ich ein Frauenzimmer bin, sondern weil ich Recht habe.

Pf. Ein so artiges Frauenzimmer hat allemal Recht.

J. Sie sind sehr complaisant, lieber Herr Pfarrer! Aber Scherz bey Seite! Stellen Sie sich vor, ich wäre eine Mannsperson, müssen Sie mir nicht auch alsdenn zugeben, daß die Kinder der Taufe fähig sind?

Pf. Sobald Sie eine Mannsperson seyn wollen, so sage ich Ihnen geradezu — nein, die Kinder sind der Taufe nicht fähig. Ist die Taufe

nicht

nicht eine sinnliche Handlung, durch welche man der Sünde entsagt, und dem Erlöser huldigt?

J. So scheint es freylich.

Pf. So scheint es nicht nur, so ists wirklich. Deswegen führten die ersten Christen den Gebrauch ein, daß der Täufling allemal vor der Taufe ein Glaubensbekenntniß ablegen und versichern mußte, ein frommes Leben zu führen. Wie kann denn das ein Kind thun, das weder von der Sünde, noch von der Frömmigkeit, noch von dem Erlöser, einen Begriff hat?

J. Da fangen sie nun an zu philosophiren, und ich muß freylich nachgeben. Ich denke aber in Glaubenssachen muß man sich allein an die Bibel halten.

Pf. So!

J. Sie sagen so? glauben Sie denn nicht an die Bibel? ein Geistlicher?

Pf. So!

J. Und können Sie es denn leugnen, daß die Bibel ausdrücklich befiehlt, daß alle Heyden und Völker getauft werden sollten? und daß sie sagt, daß die Apostel Hausväter mit ihrer ganzen Familie getauft haben?

Pf. So!

J. So! also gestehen Sie mir doch zu, daß die Kindertaufe, nach der Bibel, nöthig ist?

Pf. Wenn Sie nun gar keine Ruhe halten wollen, so sage ich Ihnen geradezu, daß die Kindertaufe schlechterdings gegen die Bibel ist.

J. Um Gottes willen, Herr Pfarrer, was reden Sie da?

Pf. Ich kann nicht anders. Steht denn nicht ausdrücklich in der Bibel, lehret alle Heyden, und dann taufet sie? Können Sie mir einen einzigen Menschen nennen, der, nach der Biblischen Geschichte, ohne Unterricht wäre getauft worden?

J. Von einem Mädchen, wie ich bin, kann man eine so große Bibelkenntniß nicht erwarten.

Pf. Ey ich disputire itzo nicht mit einem Mädchen, sondern mit einer Mannsperson. Nun halte ich Sie fest. Müssen Sie mir nicht zugestehen —

Zum grösten Glück stunden wir itzo an unserer Gartenthür. Ich wand mich also von ihm los, und bat ihn, mit bey meinem Vater einzusprechen. Er nahm aber die Einladung nicht an, sondern küßte mir züchtiglich die Hand, und gieng wieder nach Hause.

Und

Und nun mein lieber Herr von Carlsberg, empfehle ich mich Ihnen auch. Ich habe vielleicht in meinem Leben einen so langen Brief nicht geschrieben, als jetzo. Beantworten Sie auch diesen nicht so — Ja — so — ich weis nicht was ich dazu setzen soll. Glauben Sie denn nicht, daß man leidet, wenn man so lange von der Person keine Nachricht hat, die man so — Doch ich fühle, daß ich zu offenherzig werde.

Leben Sie wohl lieber Carl, und glauben mir, daß ich stets bin

Ihre

treue

Henriette.

N. S.

Ich sollte Ihnen ein Weynachtsgeschenk überschicken. Ich habe aber keines, als dieß Vergiß mein nicht, das ich mit meiner eigenen Hand verfertigt habe. Wenn dieß Ihnen nicht lieb ist — nun, da kann ich weiter nicht. Was ich sonst noch geben konnte, haben Sie ja weg. Mein Herz, mein Herz, o grausamer Carl! wenn Ihnen dieß Herz nichts werth ist, so machen Sie, daß ich es zurück bekomme!

Eilfter Brief.

Die Frau von Rosewitz an die Hofräthin Grimmlein.

Grünau, den 27. Dec.

Meine liebe Louise!

Sie hatten ja, da Sie in meinem Hause waren, ein so gutes Pulver für das Ungeziefer. Dieß ist mir ausgegangen. Ich habe mich nun seit einem Monat nicht kämmen können, und es wird auf meinem Kopfe so lebendig, daß ich mich nicht mehr behelfen kann. Das Stochern mit der Zitternadel will nicht mehr helfen. Schicken Sie mir doch ja eine gute Portion von diesem Pulver.

Wie geht es sonst? recht wohl? Sie bitten mich doch zu Gevatter?

Ich bin

Ihre

aufrichtige

v. Rosewitz.

geb. von Sandstein.

Zwölfter Brief.

Zelnick an die Hofräthin Grimmlein.

Troppenheim den 31. Decemb.

Meine theuerste, unvergeßlichste Freundinn!

Sie sind also nun, wie ich gehört habe, wirklich verehelicht? Mir entrissen? ewig entrissen? Gott was habe ich gethan! Habe die Hand einer so redlichen, treuen, aufgeklärten Seele fahren lassen — Blos deswegen fahren lassen, weil sie eine Schwachheit an sich hatte, von der vielleicht nur wenige Menschen frey sind. Die Liebe zum Unnatürlichen.

Ich habe Ihnen Unrecht gethan, meine Beste, ich habe von Ihnen, als einem Frauenzimmer, eine Stärke verlangt, deren die wenigsten Männer fähig sind. Ich bin genug dafür bestraft, Reue wird mich foltern, so lange ich lebe.

Sobald ich die Nachricht von Ihrer Verheyrathung bekam, fiel es mir auf das Herz, und ich gerieth in eine solche Melancholie, daß ich fast zu allen Geschäften untüchtig wurde.

Meine Freunde bemüheten sich, mich zu zerstreuen, und in Gesellschaft zu bringen, aber umsonst.

In dieser unangenehmen Lage fiel mir eine Bibliothek in die Hände, in welcher unter andern auch die Titel der neuesten Schulschriften angezeigt waren. Ich fand darunter auch eine lateinische Schrift von dem Rector Californius, deren Titel im deutschen etwa also lautet: daß die Griechen und Römer die besten Muster sind, nach welchen junge Leute ihren Geschmack bilden können. Sobald ich den Titel las, ward ich für den Mann eingenommen. Da ist doch noch einer in der Welt, dachte ich, der mit dir sympathisirt! denn ich schätze die Griechen und Römer, nicht deswegen weil sie Alte sind, sondern weil ich glaube, daß sie der Natur treuer, als wir waren. Und wie es halt bey uns Menschen geht, wir wissen selten die Mittelstrasse zu halten, meine Melancholie verwandelte sich in eine ausschweifende Freude. Ich bestellte ein Pferd, und ritt auf Troppenheim, in der festen Hoffnung, da den Mann zu finden, der Gefühl für das Natürliche habe, das fast aus allen Werken der Alten hervorschimmert.

Die Begierde, diesen würdigen Mann zu sehen, mußte mein Pferd stark fühlen, denn es trof vom Schweise da ich in Troppenheim ankam.

Hier ist mein Pferd, sagte ich, da ich in das Wirthshaus kam, zum Wirthe. Gebe er ihm etwas Heu, aber unter einer Stunde keinen Hafer, es ist, wie er sieht, warm geritten. Und wo wohnt der Herr Rector Californius?

Er wohnte gleich gegen über, und ich eilte, so geschwind ich konnte, zu ihm.

Ach meine Beste! wie hatte ich mich betrogen! Ich erwartete einen Mann, aus dessen Anzuge und Betragen wenigstens etwas von geläutertem Geschmacke hervorleuchtete. Aber — da kam mir ein Mann mit einer grossen schwarzen Perucke von Pferdehaaren und einer schrecklich finstern Miene entgegen. Sind Sie, fragte ich, der Herr Rector Californius?

Ja ich bin es, antwortete er, aber ich gehe eben itzo in die Kirche, um mit meinen Schülern meine Andacht zu haben. Ich kann Sie also nicht anhören.

So darf ich Sie doch wenigstens begleiten? sagte ich.

Ja ja, antwortete er, das können Sie, und trippelte ängstlich herum.

Itzo versammlete sich ein Trupp, von ohngefehr dreyßig jungen Leuten, um ihn herum, die mehresten blaß, kraftlos, mit zerstreutem Blicke, und alle mit Perucken und langen Mänteln. Um Verzeihung, sagte ich, was sind das für Leute?

C. Das ist mein Weinberg, in dem ich arbeite, meine Schüler sind es.

J. Sie scherzen. Sind Sie denn nicht der würdige Mann, der ohnlängst bewiesen hat, daß die Griechen und Römer die besten Muster sind, nach welchen junge Leute ihren Geschmack bilden können?

C. (Lächelnd.) Ja der bin ich. Haben Sie meine Schrift gelesen?

J. Den Titel nur. Schon dieser hat meine Hochachtung gegen Sie erregt. Aber, ich bitte Sie, haben denn diese jungen Leute auch die Griechen und Römer studirt?

C. Ey das wollte ich meynen, ich habe, ohne daß ich mich rühmen will, unter ihnen Leute gezogen, die ganze Stellen aus dem Homer, Hesio-

dus, Virgilius, Horatius, Ovidius und Cicero herzusagen wissen. Der dort, dem die Perucke etwas schief steht, macht einen recht netten lateinischen Vers, und schreibt, so wahr der Herr lebt, einen Styl, dessen Cicero sich nicht schämen darf.

J. Unbegreiflich! Man sieht doch an alle den Leuten nicht die geringste Spur von Bildung nach Griechen und Römern. Ich habe mir diese immer als starke, schöne, thätige, flinke, Leute gedacht. Wenn ich nun diese Schaar ansehe —

C. Thut nichts lieber Herr. Homer war blind, und Horaz hatte triefende Augen.

J. Ey das waren Fehler, gegen die man seine Schüler verwahren muß. Sind denn Blindheit und triefende Augen das, worinne Sie das Musterhafte der Griechen und Römer setzen?

C. Gar nicht, aber es gehört doch auch mit zu den Griechen und Römern.

J. Ich glaube ganz und gar nicht. Sonst müßte ja auch ein Deutscher, wenn er seine Nation als Muster anpreisen wollte, Buckel, Kröpfe, Tobackrauchen, Chartenspielen u. d. gl. empfehlen. Und wie kann denn ein junger Mensch, der nach Grie-

Griechen und Römern sich bildet, eine Perucke tragen?

C. Ich will doch nicht hoffen, daß Sie die Perucken tadeln wollen? diese trägt man ja, um desto geschwinder —

J. So könnte man im blossen Kopfe gehen.

C. Was reden Sie hier! ich bin Vater von meinen Schülern, und kann solches junges zartes Blut, um dieses und jenes seiner Einfälle willen, nicht der Todesgefahr aussetzen. Trage ich nicht selbst eine Perucke? tragen sie nicht so viele würdige Männer?

J. Ey ich habe für alle Männer die Perucken tragen, wenn sie wirklich Verdienste haben, alle Hochachtung. Ich bin der Mann gar nicht, der den Werth des Menschen nach seinem Kopfputze abmißt. Aber die Griechen und Römer trugen doch keine Perucken, und ich dächte junge Leute, die Griechen und Römer zu ihren Mustern wählen, dürften schlechterdings nicht Perucken tragen. Und wozu sollen Leuten in der Blüthe ihrer Jahre Mäntel?

C. Wissen Sie nicht, daß die Römer auch Mäntel trugen?

 J.

J. Ja, soviel ich weis, Soldaten, wenn sie zu Felde zogen, um sich damit zu bedecken, wenn sie Monate lang Wind, Regen und Schnee, im freyen Felde aushalten mußten. Das sind ja aber junge Leute, die von einer Stube in die andere gehen, und tragen doch Mäntel! und da sehe ich gar zwey mit Schlafröcken!

C. Ich weis gar nicht was Sie da wollen. Ein Schüler bedarf ja den Mantel weit mehr, als ein Soldat. Ein Schüler ist ein junger Mensch, den man warm halten muß, damit er —

J. Warm halten muß? einen jungen Menschen der sich zubereiten soll, die Beschwerlichkeiten des Lebens zu ertragen? Diese Leute, die in Schlafröcke und Mäntel gehüllt sind, sehen ja alle aus wie die Leichen! Beynahe vermuthe ich — Beynahe, beynahe, lieber Herr Rector, sage ich es mit Gewisheit, daß ein vorzüglicher Grund von ihrer Blässe in ihren Mänteln und Schlafröcken zu suchen sey.

C. Ja, ja, ich weis schon was Sie sagen wollen. Ohnlängst hat mir ein Oberster, der seinen Sohn bey mir hatte, auch so etwas geschrieben. Aber ein christlicher Schuldiener darf solche Lästerungen

nicht

nicht achten. Es ist doch ein alter christlöblicher Gebrauch, daß die Schüler in Mänteln gehen.

J. Ein Mönchs= ein Jesuitischer Gebrauch wollen Sie sagen. Denn das Christenthum fordert, soviel ich weis, nicht, daß Knaben und Jünglinge Mäntel tragen sollen. Wie ists denn möglich, daß ein junger Mensch, im Mantel und Schlafrocke, laufen, springen, kämpfen, spielen kann?

E. Gott! was höre ich!

J. Und das muß doch seyn. Wie kann denn ohne Laufen, Springen und jugendliche Belustigungen, ein junger Mensch seine Kräfte üben? Sie sehen ja die betrübten Folgen von den Mänteln und Schlafröcken an Ihren Schülern! Was diese für einen schlumpichten Gang haben! Wie wenn sie in Pantoffeln giengen! Ob Griechen und Römer, in diesen Jahren, auch wohl so gegangen seyn mögen!

E. Ich kann mich auf Ihre Spitzfindigkeiten nicht weiter einlassen. Ich habe meine Andacht, und muß also meine Gedanken von der Welt auf meinen Heyland richten.

J. In diesem Geschäfte will ich Sie gar

 nicht

nicht stören. Aber Theilnehmer Ihrer Andacht muß ich doch seyn!

Fortsetzung.

Ich begleitete unsern Californius zur Kirche und stellte mich neben ihm.

Bald nach unsrer Ankunft wurde ein Buslied gesungen, dann trat der Prediger heraus und las ein Kapitel aus den Büchern der Makkabäer:

J. Was soll denn die Geschichte der Makkabäer, in einer christlichen Andachtsstunde?

C. Ist nach der Landesordnung. Ist sehr weislich eingerichtet. Mancher rohe Sünder kann dadurch gebessert werden, wenn er von den Zorngerichten hört, die Gott über die verstockten Juden verhängt hat.

J. Ich kann nicht glauben, daß der wahre Gott zürnen könne.

C. So sind Sie ein Naturalist?

Ein neuer sonderbarer Auftritt verhinderte mich darauf zu antworten. Da die Makkabäische Geschichte, an deren Aechtheit die mehresten Christen zweifeln, war verlesen worden, stimmte der Chor an: Plötzlich rede ich wider ein Volk und Königreich, daß ichs ausrotten, zerbrechen

und

und verderben wolle. Der Diskant fuhr fort: Wenn sichs aber bekehret von seiner Bosheit, unterdessen, daß der Bas sang:

Straf mich nicht in deinem Zorn!
Grosser Gott verschone!
Ach laß mich nicht seyn verlohrn,
Nach Verdienst nicht lohne!
Hat die Sünd
Dich entzündt:
Lösch ab in dem Lamme
Deines Grimmes Flamme!

Endlich stimmte der Chor wieder an: so soll mich auch reuen, alles das Uebel, das ich ihm gedachte zu thun.

Ich bebte zurück, empfand bey diesen Irregularitäten, da ein ganzer Chor, im Namen einer Person, sang und ein Christ vor Gott flehete, daß er seines Grimmes Flamme ablöschen solle, eben so viel unangenehmes, als wenn ich sonst ein, zur Mutter bestimmtes, Frauenzimmer mit frisirten Haaren, und einer Schnürbrust sahe.

Wer hat, fragte ich den Rector, diese Musik verordnet?

C. Ich. Ist sie nicht schön? Ach Gott, straf auch mich nicht in deinem Zorn.

Ehe ich antworten konnte, stimmte der Prediger vor dem Altare an:

Ich bin der allmächtige Gott! und der Chor antwortete: Wandle vor mir, und sey fromm!

Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß diese ganze Intonation ganz geschmacklos war, daß es Unsinn sey, wenn ein Prediger, der doch allemal seine Gemeine vorstellt, singt: ich bin der allmächtige Gott, und zwanzig bis dreyßig Stimmen antworteten: wandle vor mir, und sey fromm.

Genug ich fühlte es ganz, und fragte voll Unwillen den Rector: Wer ist der Prediger, der da singt?

Er ist, antwortete er, auch mein Schüler gewesen. Ein vortreflicher Mann! Schreibt einen vortreflichen ciceronianischen Styl, und hat den Suetonius edirt.

So, antwortete ich, ich wünsche Ihnen Gottes Seegen zu Ihrem heiligen Vorhaben.

Nun gieng ich voller Unwillen fort.

Dieß alles schreibe ich Ihnen nun, um mich wegen meiner Uebereilung zu bestrafen.

Wenn Männer, die in der Meynung stehen, daß sie die ersten Quellen des guten Geschmacks entdeckt hätten, so grosse Neigung zum Unnatürlichen haben: wie konnte ich denn einem so redlichen, tugendhaften, aufgeklärten, Frauenzimmer deswegen meine Liebe versagen, daß sie eben so, wie diese Männer dachte?

Stets bin ich

Ihr

reuvoller

Zelnick.

Dreyzehnter Brief.

Carl an Henrietten.

Kolchis, den 1sten Jänner.

Glück zum neuen Jahre! meine liebe Traute! aller Gram und Kummer endige sich mit dem alten Jahr, und aller Seegen komme über Sie, mit dem neuen, den eine so reine edle Seele verdient!

Ich bestrebe mich itzo sehr, recht gut zu werden, um mir den Besitz eines so edeln Mädchens zu verdienen. Und mein Herz sagt mir, daß ich diese Belohnung erhalten werde. Dieses

ses Jahr hoffe ich, Sie als die Meinige umarmen, und unter Küssen der reinsten Liebe, Ihnen von neuem meine Treue geloben zu können.

Es ist ja freylich noch ein grosses Hinderniß vorhanden. Meiner lieben Mutter Einwilligung zu unserer Verbindung habe ich noch nicht, weil ich sie noch nicht habe finden können. Sie reist von einem Orte zum andern. Aber lassen Sie uns nur immer gut, und einander treu bleiben, so wird die Vorsehung, die Ihres Herrn Vaters Kummer endigte, und sie von jenem Plagegeiste befreyete, uns auch Mittel zeigen, dieses Hinderniß wegzuschaffen.

Ich kenne die Pflichten, die Eltern von ihren Kindern fordern können, und daß man bey seiner Verehelichung allerdings auf ihren Willen Rücksicht nehmen muß. Ihr Wille darf aber nur nicht Eigensinn seyn.

Das Vergiß mein Nichtchen ist mir ein gar schäzbares Geschenk gewesen. Sie sind mir zwar noch nie aus den Gedanken gekommen, aber es ist doch, als wenn Ihr Bild noch weit lebhafter sich mir darstellte, so oft ich das Blümchen

chen ansehe. Deswegen sehe ich es den Tag über recht vielmal an. Hier haben Sie meine Silhouette. Möchte sie doch bey Ihnen nur halb so viel Wirkung thun, als bey mir das Vergiß mein Nichtchen?

Wenn ich wirklich so glücklich bin, Ihr Herz zu besitzen, so ist es vollkommen gesichert, weil Sie dagegen das Meinige haben.

Die Ursache, warum ich Ihnen so lange nicht geschrieben habe, war, ich will es Ihnen nun nur gestehen, eine kleine Unpäßlichkeit, die aber nun ganz vorbey ist. Ich besorgte, ich möchte Sie bekümmern, wenn ich Ihnen davon etwas meldete.

Die Unterredung, die Sie mit dem Herrn Pfarrer von Perlewitz gehabt haben, ist mir sehr merkwürdig gewesen. Beynahe wäre ich über ihn eifersüchtig geworden, wenn ich in meiner Seele Henrietten und Wankelmuth denken könnte. Vielleicht haben Sie auch da und dort ein Zusätzchen gemacht, und dem guten Manne sagen und thun lassen, was Sie wohl aus seinen Augen haben lesen können, um mich ein wenig für mein langes Stillschweigen zu züchti-

gen.

gen. Es mag nun seyn wie es will, so ists mir unmöglich länger so weit von Ihnen zu seyn.

Er mag wohl ein aufgeklärter Mann seyn, und beynahe muß ich ihm Recht geben. Die Vorurtheile, die nach und nach in unsere Seelen eingewurzelt sind, sind zahllos, und manche haben, wegen ihres Alterthums, ein so heiliges Ansehen, und werden durch die Landesgesetze so geschützt, daß man es beynahe gar nicht wagt, an ihrer Wahrheit zu zweifeln. Und oft sind da die gröbsten Vorurtheile, wo man von nichts als Aufklärung spricht.

Wohl uns, wenn Gott uns in die Stille des Landlebens zusammen führt, und uns auf eine Anhöhe stellt, wo wir keinen Richter als den Allwissenden und unser eignes Gewissen haben, und mit Mitleid auf diejenigen herab sehen können, die das Vorurtheil elend macht.

Bald, bald, hoffe ich Ihnen die Versicherung hiervon überbringen zu können. Dann werden Sie von Woche zu Woche mehr überzeugt werden, daß ich sey

Ihr

treuer

Carl.

Vierzehnter Brief.

Carl, an den Obersten von Brav.

Kolchis, den 2ten Jänner.

Bester Herr Vetter!

Noch bin ich in Kolchis. Ich habe zwar die Reise nach Carmin angetreten gehabt, bin aber durch einen sonderbaren Zufall wieder nach Kolchis zurück geführt worden.

Da ich ausritt, fiel ein so starkes Schneegestöber ein, daß ich nicht zwey Schritte vor mich sehen konnte, der Weg mit Schnee bedeckt wurde, und ich, ohngefehr nach einer halben Stunde, nicht mehr wußte wo ich war. Ich ritt also gerade aus, stürzte einigemal und fiel in Graben, die Nacht brach ein — ich ritt immer fort, ohne zu wissen, wo ich sey, und wohin ich reise. Ohngefehr 2 Stunden ritt ich so in der Nacht, und die Besorgniß, daß ich mein Leben in einem Graben würde beschliessen müssen, wurde immer grösser.

Ich empfahl meine Seele, Henrietten und Sie, der göttlichen Vorsorge, und nahm von der Welt Abschied.

Da-

Damals fühlte ich recht den Werth der christlichen Religion, die uns so nachdrücklich von Gottes Liebe, von seiner Vorsehung, von der Unsterblichkeit des menschlichen Geistes, versichert. Ich schämte mich, so bald ich die Grundsätze derselben bey mir erneuerte, vor mir selbst, daß ich durch ein bischen Schnee und Nacht, mich so kleinmüthig hatte machen lassen, streckte meine Hände gen Himmel und sagte: ich sey auch wo ich sey, so bin ich doch in deinem Arme: Allwissender! Vater! Willst du mein Leben fristen, so sind Millionen Mittel dazu in deinen Händen! Willst du mich der Erde entreissen — wohl so falle ich doch wieder in deinen Arm. Ich habe dich geliebt, verehrt, dir gehorcht — freylich auch gefehlt — aber Vater, verlangst du wohl von deinem Kinde, so lange es noch Kind ist, die Vollkommenheit eines Engels? Eines Jünglings? Ich bin noch Kind — und wenn ich ein Kind hätte, das in der Unwissenheit mich kratzte, oder etwas zerbräche, ich verstiesse es deswegen nicht. Und du bist ja der rechte Vater, über alles was Kinder heißt, im Himmel und auf Erden. Solltest du mich wohl verstossen können?

Bey diesem Gebete ward meine Seele heiter, Tod und Leben wurden mir eines so werth als das andere. Allenthalben sah ich den allgegenwärtigen Vater, und erwartete ruhig, was er über mich beschliessen würde.

Da erblickte ich ein Licht — der Anblick rührte mich so lebhaft, als wenn Gott selbst mir zugerufen hätte: du sollst nicht sterben sondern leben.

Mein Pferd bekam die Spornen, und wir beyden strengten noch alle Kräfte an, die uns Hunger und Kälte übrig gelassen hatten, um bey das Licht zu kommen.

Itzo waren wir, nachdem ich mit Lebensgefahr über einen zugefronen Strom geritten war, bey dem Lichte, und ich sahe, daß es in dem letzten Hause eines ziemlich großen Dorfs brannte.

Gott sey gelobt, dachte ich, der dich bis hieher gebracht hat. Ich pochte an dem Hause, wo das Licht war, an, — ein Mann öffnete das Fenster halb, fragte ängstlich: Wer da?

Gut Freund, sagte ich, will er mir nicht den Gefallen thun, und mich nach dem Wirthshause bringen?

Aha Krömschen! war seine Antwort, ich

 kenne

kenne dich schon. Kannst lange warten, ehe du mich dran kriegst.

Mit diesen Worten schob er das Fenster zu, nahm sein Licht, und lief nach der obern Stube.

Ich pochte, lamentirte, schrie, wurde heftig, es half alles nichts, ich mußte weiter reuten.

Da begegnete mir ein anderer Mann. Wie heißt das Dorf? fragte ich.

Liliensleben war seine Antwort.

Will er mir nicht die Gefälligkeit erzeigen, sagte ich, und mich gegen ein Biergeld nach dem Wirthshause bringen?

Warum denn das nicht! war seine Antwort. Er führte mich wirklich nach einer Hütte hin, von der er versicherte, daß sie das Wirthshaus sey.

Ich gab ihm das versprochene Biergeld und stieg ab.

Was will er? fragte mich eine grämliche, unflätige, Frau, die ich ohne Eckel nicht ansehen konnte.

Kann ich hier, war meine Antwort, nicht ein Nachtquartier haben?

Hum! sagte sie, ein Nachtquartier? ich will es meinem Manne sagen. Wo kommt denn der Herr her?

Von — wollte ich sagen, aber ohne meine Antwort zu erwarten, gieng sie nach der Stube zu. Bald darauf kam ihr Mann, mit wenigstens zwanzig Bauern heraus, die mich umzingelten. Wo kommt denn der Herr her? war des Wirths Frage?

J. Von Kolchis.

W. Wo will er denn hin?

J. Nach Carmin.

W. Tausend Schwernoth! da ist er unrecht gekommen.

J. Das weis ich wohl.

W. Er hätte weiter links reuten sollen.

J. Kann alles seyn. Aber itzo will ich nur ein Nachtquartier.

W. (nachdem er mit einigen Bauern die Sache überlegt hatte.) Dahier kann der Herr kein Nachtquartier haben.

J. Und warum nicht? Ist hier nicht das Wirthshaus?

W. Das wohl. Wir können aber niemanden herbergen.

J. Niemanden herbergen? in einem Wirthshause? Ich bezahle ja alles —

W. Da müßte ich halt das Pferd in den Panzen stellen.

J. Ey stelle er es doch wohin er will, gebe er mir nur Quartier.

Da nahm er mir denn endlich das Pferd ab, und seine Frau brachte mich in eine kleine niedrige, mit Tobaksdampf angefüllte, und von Bauern so vollgestopfte, Stube, daß ich mich kaum bewegen konnte.

Fortsetzung.

Aller Bauern Augen waren nun auf mich gerichtet, und forschten, wer ich wäre.

Endlich unterbrach einer das Stillschweigen und fragte: nach Carmin hat der Herr gewollt?

J. Ey freylich.

B. Ja, ja. Es ist schon mehrern so gegangen. Siehst du Michel, daß ich recht habe? Vorige Woche zerbrach da auch ein Fuhrmann sein Rad, und dankte dem lieben Gott, daß er noch hieher kam.

J. Und was war die Ursache davon?

B. Ja! was sollte die Ursache seyn! Nicht wahr Michel, wir wissen schon ein Liedgen davon zu singen.

J. Ich weis keine andere Ursache von meiner Verirrung, als das Schneegestöber.

B. Ja guten Morgen! mit dem Schneegestöber hat es gute Wege. Selbiges mal da ich mit Micheln mich verirrte, war kein Schneegestöber, Ha, Ha, Ha!

J. Und was verführte ihn denn sonst?

B. Ja das weis ich wohl und Michel.

J. Darf ich es denn nicht auch wissen?

B. Ja das wohl. Es hat einmal in alten Zeiten eine Stunde von hier ein Kloster gestanden.

J. Nu?

B. Und da geht noch immer ein Mönch herum und verstimmt die Reisenden. Nicht wahr Michel? weißt du noch?

Michel und alle Bauern betheuerten es. Ich sahe mich überstimmt, wendete mich von den Bauern weg, und bat die Wirthin mir etwas zu essen zu bringen.

W. Ich habe nichts zu essen.

J. Ich verlange keine kostbare Mahlzeit, wenn ich etwas Wurst oder Schinken bekomme, so bin ich zufrieden.

W. Wo wollten wir Wurst und Schinken her

her bekommen! Wir schlachten acht Tage nach dem neuen Jahre.

J. Nun so bringe sie mir etwas Butter und Käse.

W. Butter und Käse? Unsere Kuh hat noch nicht gekalbt. Habt ihr denn etwas im Hause, Nachbar Michel?

M. Wie komme ich und Butter und Käse zusammen! Meine Kuh hat auch noch nicht gekalbt.

J. So bringe sie mir etwas Bier und Brod.

Dieß erhielt ich endlich, und genoß es mit unbeschreiblichem Eckel. Das Brod war wahrer Klos, und das Bier so dick und gelbe, daß ich es zu einer andern Zeit, da ich nicht so entkräftet als gegenwärtig war, gewiß würde zum Fenster hinausgeschüttet haben. Itzo mußte ich es wohl genießen, weil ich nichts bessers hatte.

Kaum hatte ich meinen Hunger befriedigt, als der Wirth hereintrat, und mich fragte: Was soll ich denn dem Pferde zu fressen geben?

J. Erst Heu.

W. Wo hat er denn das Heu?

J. Ich habe keines bey mir.

W. Und ich noch weniger.

J. Ein Wirth hat kein Heu? So gebe er ihm ein Haberbündel.

W. Das müßte ich halt thun. Es wird ja soviel noch da seyn.

J. Und hernach eine Metze Hafer.

W. Hat er ihn bei sich?

J. Wie kann er doch glauben, daß ein Reuter Hafer bey sich haben werde?

W. Nu und ich habe auch keinen.

Damit das Pferd nicht verhungern möchte, gab ich ihm, nach einer Stunde, eine Schüssel voll Brod und Bier. Der ganze Abend war für mich sehr traurig, indem ich ihn in einer Stube, die mehr einem Viehstalle, als einer menschlichen Wohnung, ähnlich sah, unter einer Gesellschaft von Menschen, zubringen mußte, die noch die gröbsten Vorurtheile für Wahrheiten hielten.

Den ganzen Abend wurde von nichts, als Gespenstern, Zaubereyen und Schatzgraben, erzählt. Man versicherte einstimmig, daß an dem Orte, wo sonst ein Kloster gestanden hätte, ein Schatz von zwey Millionen alten Thalern vergraben wäre, der aber nicht anders, als mit einem schwarzen Bocke, der kein weiß Fleckchen an sich hätte, geho-

ben werden könnte. Vor hundert Jahren hätte einmal der Schulze ihn mit so einem Bocke heben wollen, der Teufel wäre auch zugegen gewesen, habe den Bock in tausend Stücke zerrissen, der Schatz wäre schon durch sechs Geister in die Höhe gebracht worden, da hätte der Schulze den albernen Streich gemacht und gerufen: Alle Hader das Geld alle! auf einmal wäre Teufel, Geister, Schatz und alles verschwunden.

Ich habe, sagte Michel, schon lange so einer Kröte, einem schwarzen Bocke, nachgespürt, wenn ich einmal einen bekommen sollte, so wollte ich mich schon besser in acht nehmen.

Alle dieß Geschwätz hatte ich bis jetzo gelassen angehört. Nun riß aber meine Geduld. Glaubt ihr denn, fragte ich Micheln, wirklich solch einfältiges Zeug?

M. Warum sollten wir es denn nicht glauben? es sind ja geschehene Dinge.

J. Habt ihr es denn wirklich gesehen?

M. Ey das wohl nicht, aber alle Leute im Dorfe reden ja davon.

J. Es könnte wohl seyn, daß ihnen ein loser Vogel eine Lügen aufgebunden hätte.

M. Damit hat es gute Wege. Wir sind hier so leichtglaubig nicht, lieber Herr! aber, kurz und gut, was die Augen sehen, das glaubt das Herz. Ich habe mit meinen sichtlichen Augen auf dem Flecke ein Lichtchen brennen sehen.

J. Ich habe ja in meinem Leben wohl hundert tausend Lichter brennen sehen. Glaubt ihr denn, daß allemal da ein Schatz stehen müsse, wo ein Licht brennt?

M. Ja, lieber Herr, das versteht Er nicht. Licht und Licht ist zweyerley. Wo soll denn aufs Feld ein Licht kommen?

J. Vielleicht war es eine Laterne oder ein Irrwisch?

M. Guten Morgen! damit hat es gute Wege, unser eins weis schon, was Laterne oder Irrwisch ist.

J. Nun sagt mir doch, wer hat denn wohl diesen Schatz in Verwahrung?

M. Doch der Böse, Gott sey bey uns!

J. Und wer regieret denn die Welt?

M. Wer denn anders, als der liebe Gott?

J. Und ihr wollt doch gleichwohl euer Glück nicht von dem guten lieben Gott, der die Welt

gemacht hat und regieret, sondern vom Teufel erwarten?

M. Ja was macht denn der Racker mit so vielem Gelde? Unser eins kann es ja wohl besser brauchen. Ha! Ha! Ha!

Ha! Ha! Ha! Schrien alle Bauren und ich schwieg, und hieng meinen Gedanken nach.

Die wahre Christus Religion ist, so lange man solchen Unsinn hören muß, bey weitem so ausgebreitet nicht, als man glaubt. Taufe und Abendmahl ist zwar weit und breit zu finden; aber wenn der helle aufgeklärte Christus Sinn — Bester Herr Vetter, das ächte Merkmahl der Christen seyn soll, so könnte wohl ein Städtchen, wie Grünau, die ganze christliche Kirche umfassen.

Das Ha! Ha! Ha! muß doch ein sehr starkes Argument seyn. Vom aufgeklärtesten Frauenzimmer, bis zum rohesten Bauer, nimmt alles dahin seine Zuflucht. Wenn es durch die stärksten Gründe so in die Enge getrieben ist, daß es nicht weiter kann, so krähet es Ha! Ha! Ha! und damit ist es denn gut.

Fortsetzung.

Es mochte wohl gegen zwölf Uhr seyn, da die

Ge-

Gesellschaft aus einander gieng, nachdem sie eine Menge Unsinn erzählt hatte, von der ich kaum glaubte, daß ihn ein Menschenkopf träumen köñte.

Halb schlaftrunken taumelte ich zum Wirthe, und fragte, wo ist mein Bette?

W. Ein Bette? Wo käme ich und ein Bette zusammen. Wenn ich nur immer Stroh genug hätte, meine Läuse zu verbrennen!

J. Er wird doch wenigstens ein paar Schütten Stroh haben, und mir eine Streue in der Oberstube machen können.

W. Da müßte ich sie ins Taubenhaus machen, denn sonst habe ich keine Oberstube. Und Schütten Stroh habe ich nicht. Wenn Er ein Haberbündel haben will.

J. Ist denn hier nicht das Wirthshaus?

W. Wo denn sonst?

J. Da ist ja aber elende Wirthschaft, es ist da keine Stube für die Fremden, kein Stall für die Pferde, kein Heu, kein Haber, nichts zu essen noch zu trinken. —

W. Ey wem es da nicht gefällt, der kann sich ja hinaus scheeren, ich halte keinen Menschen auf.

J. Das kann ja freylich jeder. Wer hat ihn denn aber zum Wirthe gemacht?

W. Ich mich selber. Ich habe das Wirthshaus für hundert Gülden gekauft. Und da hat mir nun kein Mensch in meine Wirthschaft etwas zu reden. Weis ers?

J. Gute Nacht, schlaf er wohl!

So sagte ich, legte meinen Mantelsack, statt des Kopfküssens, auf die Bank, mich oben drauf, und breitete meinen Mantel über mich.

Wirth und Wirthin entkleideten sich in meiner Gegenwart, bestiegen das Nest, denn Bette kann ich es nicht wohl nennen, das in der Stube stand, und ich entschlief. Meine Ermattung diente mir statt des Pfühls und der Matratze.

Dieses, und ähnliche Wirthshäuser scheinen mir aber doch wirklich wahre Schandsäulen für unsere Aufklärung zu seyn. Wären wir so weit, daß wir die Beförderung der menschlichen Zufriedenheit, die doch immer das Hauptwerk der menschlichen Gesellschaft ist, zu unserer Hauptabsicht machten, so müßte doch jedes Dorf ein Haus haben, wo der abgemattete Reisende sein Schlafzimmer, sein Strohlager wenigstens, gutes Brod und Bier, Stallung und Futter für seine Pferde, fände. So dürfte niemand das Recht

haben,

haben, Fremde zu beherbergen, als wer sich desselben durch Ordnung, Reinlichkeit, Rechtschaffenheit und Gefälligkeit, würdig gemacht hätte. Ich glaube ein heterodoxer Prediger, wenn er sonst ein thätiger und rechtschaffener Mann ist, bringt nicht so viele Seufzer über seine Gemeine, als ein lüderlicher, unflätiger, mürrischer Gastwirth.

Doch wir sollen uns ja gewöhnen, die Beschwerlichkeiten des menschlichen Lebens zu ertragen. Und wo kann man dieß besser lernen, als in solchen Löchern? Ich wenigstens habe in dieser löblichen Gewöhnung wohl vor dießmal einen starken Fortschritt gethan. Ich schlief so sanft, wie auf Pflaumfedern, erwachte erst gegen sieben Uhr, und würde vielleicht noch nicht erwacht seyn, wenn ich nicht durch die Bauern, die sich hier versammelten, um Brandwein zu trinken, wäre ermuntert worden.

Sie setzten das Gespräch des vorigen Abends fort.

Da ich schon von dieser Materie hinlänglich gesättigt war, so wollte ich fortgehn, um nach meinem Pferde zu sehen.

Aber ein neuer sonderbarer Auftritt hielt mich noch

noch zurück. Ein Bauer, der eben itzt sich sein Glas Brandwein hatte einschenken lassen, und mit sonderbarer Theilnehmung die Erzählungen von Gespenstern, Hexen, Kobolden und dergleichen Ungeheuern anhörte, nahm das Wort.

Könnt ihr euch vorstellen, wie es mir gestern gegangen ist? Da sitze ich und lese in der Historie vom Rübezahl. Zeit meines Lebens will ich dran denken. Da ich am besten lese — poch! poch! poch! Da klopft etwas an das Fenster. Alle Haare pfiffen mir auf dem Kopfe! ich schlich nach dem Fenster zu — meiner Seele! da war Krömschen da, auf einem pechschwarzen Rappen, und hatte einen rothen Mantel um, wollte doch gleichwohl haben, daß ich heraus kommen und ihm das Wirthshaus weisen sollte. Tausend Fickerment! wie schmiß ich das Fenster zu, warf den Rübezahl unter die Bank, und machte, daß ich in mein Bette kam. Das mal im Rübezahl gelesen, und in meinem Leben nicht wieder.

Die ganze Versammlung hörte mit offnen Mäulern zu.

Ich aber nahm lächelnd meinen rothen Mantel, hieng ihn um und fragte: Sah denn der Rübezahl etwa so aus?

B. Fast so, nur daß er noch Hörner hatte.

J. Aber wenn ich ihm nun sage, daß ich wirklich der Rübezahl gewesen bin, der gestern an sein Fenster pochte, daß ich ihn auf das inständigste bat, mir den Weg zum Wirthshause zu zeigen, was sagt er dazu?

B. Ja ich glaubte es schier, wenn der Rübezahl nicht Hörner gehabt hätte.

J. Die hat er sich eingebildet.

B. Eingebildet! Ha! Ha! ich werde doch wohl wissen, was ich sehe.

Der Wirth, der eben herein trat, verhinderte mich, das Gespräch weiter fortzusetzen. Ist mein Pferd, fragte ich, gesattelt, daß ich weiter reisen kann?

W. Sein Pferd, das ist zum Teufel.

J. Was soll das heissen? ists crepirt?

W. Gestohlen ist es. Meiner Seele diese Nacht ist ein Saudieb da gewesen, und hat es zum Henker geritten.

J. Hat er denn das Thor nicht verschlossen gehabt?

W. Da verschliesse sich der Mensch müde! ich habe ja kein Thor an meinem Hofe!

J. Ein Wirthshaus ohne Thor! Das ist kläglich.

Ich gieng voller Verdruß nach dem Orte zu, wo das Pferd gestanden hatte, ohne eigentlich zu wissen warum. Die ganze Brandeweingesellschaft begleitete mich. Es wurden mancherley Urtheile gefällt, mancherley Diebesgeschichte erzählt, die aber alle auf mich wenig Eindruck machten. Endlich fieng ein Bauer, der mir immer, wegen seines grauen Kopfs, und wegen seiner vernünftigen Urtheile, vorzüglich werth gewesen war, und sagte: das müßte doch vom Henker seyn, wenn wir den Pferdedieb nicht herausbekommen sollten. Es liegt ja Schnee, es ist ja diese Nacht kein Gestöber gewesen, laßt uns doch der Spur nachgehen, da muß es sich ja gleich zeigen, wohin der Pferdedieb geritten ist.

Ey das ist auch wahr! sagten ich und alle. Sie beobachteten die Spur, giengen ihr nach und fanden, daß sie gerade nach Kolchis zu gieng. Ohne mich länger aufzuhalten bezahlte ich meinem Wirthe, für die ausgestandenen Unbequemlichkeiten und die Entwendung meines Pferds, einen Thaler und zwölf Groschen, und trat zu Fuße meinen Weg nach Kolchis an.

Fortsetzung.

Einige Schritte vor dem Thore begegnete mir der Fähndrich von Silkowitz zu Pferde.

Wohin mein Lieber? fragte ich ihn.

S. Will eine kleine Promenade machen.

J. Vermuthlich um Bewegung zu haben. Die Herren Officiers, die in Garnison stehen, haben die Bewegung nöthig.

S. Das ist wahr. Ich habe aber itzo noch eine andere Absicht.

J. Und diese ist?

S. Dieß Pferd zu prüfen, das ich eben itzo im Handel habe.

J. Wie? Sie haben das Pferd im Handel? von wem? (ich that die Augen auf und sahe daß es mein Pferd war.)

S. Von einem Bauer. Wer er ist und woher er ist, das weis ich selbst nicht.

J. Bester! Wollen Sie mich hören?

S. Ey warum nicht?

J. Gerade dieß Pferd habe ich gestern geritten, es ist mir diese Nacht entwendet worden.

S. Ich bitte Sie!

J. So wahr ich ehrlich bin. Sattelzeug, die Blume vor der Stirn, alles dieß trifft mit dem mir gestohlnen Pferde überein. Geben Sie mir nur guten Rath, wie ich es wieder bekomme.

S. (Nach einigem Besinnen) das sollte wohl nicht schwer seyn. Ich will mich mit dem Bauer in Unterhandlung einlassen, Sie gehen unterdessen bey den Mann, der Ihnen das Pferd vermiethet hat, lassen es besehen, und wenn er es für das Seinige erkennt, und verspricht, es eidlich zu erhärten, so lassen wir den Bauer arretiren.

Wir thaten es, der Pferdevermiether nicht nur, sondern auch seine Nachbarn, versicherten daß das Pferd ihm zugehöre. Wir zeigten es der Obrigkeit an, und Nachmittags gegen vier Uhr war unser Bauer arretirt.

Einige Tage wurde er verhört, ich sowohl als der Eigenthümer des Pferds wurden mit ihm confrontirt. Endlich ward der Beweiß gegen ihn so stark, daß er den Diebstahl eingestehen mußte, zur Erlegung der aufgelaufnen Gerichtskosten und fünfjähriger Gefängnisstrafe condemnirt wurde.

Den Tag nach seiner Gefangennehmung bekam ich von ihm ein sehr wehmüthiges Schreiben, in dem er mich, um alles was heilig ist, bat, mich seiner zu erbarmen, und bey dem Fürsten ein Fürwort einzulegen, daß sein Gefängnis erleichtert würde.

Ich warf sein Papier unwillig unter den Tisch, und beharrete auf dem Entschlusse, den ich einmal gefaßt hatte, den folgenden Tag nach Carmin abzureisen.

Nach Mitternacht aber erwachte ich, meine Gedanken waren sehr lebhaft, so lebhaft daß ich glaubte den Gefangenen mit gefesselten Händen, um Barmherzigkeit flehend, vor mir zu sehen.

Er ist ein Mensch, dachte ich, vermuthlich ein schlecht erzogner, ein verirreter, Mensch. Du bittest Gott täglich, daß er dir die Fehler deiner Erziehung und deiner Verirrungen verzeihen soll, wie kann dir Gott verzeihen, wenn du nicht auch deinem Nebenmenschen verzeihest?

Den folgenden Morgen entschloß ich mich den Elenden selbst zu sprechen, um zu erfahren, in wie ferne er der Gnade werth oder unwerth sey.

Deswegen gieng ich zu dem Gerichts-Director, und erbat mir hierzu die Erlaubniß.

Ich werde, war seine Antwort, gegen zehn Uhr selbst nach dem Gefängnisse gehen, um daselbst verschiedene Anordnungen zu machen. Wenn Sie mich da begleiten wollen, so soll es mir lieb seyn.

Gegen zehn Uhr begab ich mich mit ihm hin; nach der Wohnung der Thränen und Klagen, des Winselns, des Lästerns und der Verzweiflung. Der Kerkermeister kam bey unserer Ankunft uns mit einem schweren Bunde großer Schlüsseln entgegen, öffnete eine dicke, mit Eisen stark beschlagene Thür, an welcher wir warten mußten, bis er den Weg, den wir paßiren sollten, mit Wachholderbeeren durchräuchert hatte.

Nun wird ja, sagte der Gerichts-Director, der üble Geruch so ziemlich gedämpft seyn, folgen Sie mir nach!

Ich folgte ihm, und wurde nach einer dunkeln Stiege tief unter die Erde geführt. Ein kalter Schauer überfiel mich, und ich fragte ängstlich: Mein lieber Herr, sitzen denn die Gefangnen unter der Erde?

G. Ey freylich!

J. Die armen Leute! ich dächte da müßten sie alle krank werden.

G. Das werden sie auch. Wer kann es aber ändern, es sind halt Gefangene!

J. Das ist wahr. Ich glaube auch gern daß sie das Gefängniß verdient haben. Aber es sind doch Menschen, liebster Herr Gerichts-Director, sind doch Gottes Kinder, folglich immer noch unsere Brüder. Ists wohl recht, daß ein Bruder den andern so hart behandelt?

G. O schweigen Sie ja, mein Lieber, sehen Sie erst die Elenden selbst, hernach lassen Sie uns über dieß Pünktchen ein Bischen sprechen.

Der Kerkermeister öffnete itzo die Thür des einen Gefängnisses, und meine Neugier, die daselbst verschloßnen zu sehen, war so groß, daß ich sogleich hineindringen wollte. Der Gerichtsdirector hielt mich aber zurück und sagte, ich könnte vor Eckel des Todes seyn, wenn ich eher hinein gehen wollte, als das Gefängnis durchräuchert wäre. Ich empfand sogleich, wie nöthig und wohlgemeynt diese Warnung gewesen

sey, denn ob ich gleich einige Schritte von der Thür zurückgetreten war, so zog mir doch ein so abscheulicher Gestank entgegen, daß er eine Anwandlung von Erbrechen erregte.

Nach etlichen Minuten giengen wir hinein. Der Kerkermeister stund vor uns, hielt eine Pfanne mit Kohlen, warf eine Hand voll Wachholderbeeren nach der andern darauf, und machte einen Dampf, daß man hätte ersticken mögen. Dem ohnerachtet aber war er nicht vermögend, den entsetzlichen Gestank ganz zu unterdrücken, von dem diese schreckliche Höle durchdrungen war. Ich hatte nicht nöthig mich nach der Quelle dieses abscheulichen Geruchs zu erkundigen. Sie fiel mir von selbst in die Augen. Zehn Menschen saßen hier Tag und Nacht verschlossen, allen ihren Ausdünstungen war der Ausgang versperrt, die kleinen dunkeln Fenster, die sich an der Decke des Gefängnisses befanden, konnten nicht geöffnet werden, und waren mit eisernen Stäben stark verwahrt, an den Mauern floß der Brodem tropfenweise herab und, es ist eckelhaft, aber ich muß es doch schreiben, wenn das schreckliche Gemählde vollständig werden soll — in

einem

einem Winkel stand das Gefäß, dessen sie sich zur Erleichterung des Körpers bedienten. Der Anblick der Elenden, die diese Höle bewohnten, war beynahe so grauerlich, als die Atmosphäre, in der sie wandelten, abscheulich war. Ihre Augen waren verfallen, ihr Blick war gräßlich, ihre Farbe bleich und todtengelb, das Gesicht aufgedunset und die Füsse geschwollen.

Sobald wir herein traten, sahen sie uns schüchtern an, dann liessen sie den Kopf sinken und sezten ihre Arbeiten fort, welche darinne bestunden, daß sie Marmor sägeten.

Ich wurde so wehmüthig, daß ich mich wirklich wegwenden mußte, um meine Thränen zu verbergen. Menschen, seine Brüder, so ganz elend zu sehen, mit unermeßlichen Kräften vom Schöpfer beschenkt angekettet und zu einer Arbeit verdammt, die eine gedankenlose Maschine verrichten kann, mit Sinnen für alle Freuden der Natur begabt, hinabgestossen in den grauenvollesten Aufenthalt, wo selbst der Hund leiden würde, und beraubt des milden Sonnenlichts, dessen der Wurm und der geringste Käfer sich freuet — so ein Anblick nun der verdient doch warlich Thrä-

nen. Mag es doch seyn, daß sie kein besseres Schicksal zu verdienen scheinen. Was ist die erste Ursache ihrer Lasterhaftigkeit? Wüßten wir diese — ich glaube wir würden auch den größten Verbrecher nicht hassen können, sondern seinen Fall beweinen, so wie Jesus weinte, wenn er die Bosheiten seiner Nation übersahe.

Mein Begleiter entdeckte meine Thränen, faßte mich bey der Hand, und bat mich, weg zu gehen, weil ich nicht dazu schiene gemacht zu seyn, Gefängnisse zu besuchen. Da ich ihm aber sagte, daß ich gern den Pferdedieb sprechen möchte, so rief er ihm zu: Melchior! Da ist ein Herr, der euch sprechen will!

Melchior versuchte es einigemal mich anzusehen, das Gewissen ließ es aber nicht zu, und zog immer seinen Blick gegen die Erde nieder. Ach das Gott erbarme, sagte er, ich glaube Sie bemühen sich selbst daher.

J. Ich wollte doch selbst sehen wie ihr euch befändet.

M. Von Herzen schlecht lieber Herr, sehen Sie nur das Loch, in das sie mich gesteckt haben.

J. Es ist freylich ein trauriger Aufenthalt, aber ihr habt ihn ja verdient. Bedenkt doch ihr stört ja die öffentliche Sicherheit, und habt es also selbst nothwendig gemacht, daß man euch einsperren muß.

M. Du lieber Gott, wir sind ja alle arme Sünder, ich habe ein Pferd gestohlen, das ist wahr, aber es ist ja doch nur ein Vieh. Ich dächte es wäre doch zu hart um eines Viehs willen einen Christenmenschen so hart zu halten.

J. Ey um des Viehes willen werdet ihr nicht gestraft, sondern um der Menschen willen, die ihr beraubt habt.

M. Und wenn auch. Es leben so viele vornehme Leute in der Welt, die andere um tausend und mehrere Thaler gebracht haben, da kräht kein Hahn darüber. Da ich aber das Pferd weggeritten habe, das aufs höchste vier Pistolets werth war, da muß ich büssen. Du lieber barmherziger Gott!

Gerichts-D. Ihr seyd ein harter verstockter Mensch, Melchior, daß ihr eure Bosheit und Verbrechen noch so zu entschuldigen sucht. Und wenn andere noch zehn mal größere Bösewichter wären, so entschuldigt dieß doch eure böse That im Geringsten nicht.

M. Vergeb Sie es der liebe Gott, daß Sie mich so hart anlassen, ich bin immer ein frommer und christlicher Mensch gewesen, habe alle Morgen gebetet und gesungen.

G. Ey das macht die Frömmigkeit noch nicht aus.

M. Und habe keine Kirche versäumt.

G. Gut, Gut, das übrige weis ich schon, und seyd fleißig zur Beichte und zum Abendmahle gegangen.

M. Alle Vierteljahre lieber Herr. Und bin so ein eifriger evangelischer Christ — vor etlichen Jahren diente ich unter den Crolauern, da hat mir der Feldpater die besten Wörterchen gegeben, daß ich Katholisch werden sollte, versprach mir die Feldwebelstelle, ich thats aber durchaus nicht, und dachte: lieber ein Stückchen Salz und Brod mit gutem Gewissen, als grosse Ehre mit bösem Gewissen. Gott verschworen ewig verlohren.

G. (Zu mir.) Kommen Sie, das ist ein verruchter Bösewicht, der keines Mitleids werth ist. Wer böses thut, der ist ein böser Mensch: wer aber böses thut, und sich noch dazu für einen eifrigen Christen hält, alle seine Schelmenstreiche

zu entschuldigen weis, das ist ein eingefleischter Teufel. Wenn wir uns noch länger aufhalten, so wird uns der Kerl noch aus biblischen Geschichten und Stellen zu beweisen suchen, daß sein Diebstahl eine löbliche That sey.

M. Um tausend Gottes willen, Herr Gerichtsdirector, Sie werden doch nicht so mit mir reden?

G. Ich will gar nichts mehr mit euch reden.

M. Und Herr von Carlsberg, Sie haben mich eben ins Unglück gebracht, und wollen sich meiner nicht annehmen?

J. Eines so bösen Menschen nehme ich mich nicht an.

Fortsetzung.

Wir giengen fort, und kamen zu einem andern Gefängnisse, welches mit eben der Fürsicht wie das vorige geöffnet wurde.

Es war eben so fürchterlich, eben so eckelhaft und parfümirt, wie jenes, nur daß es mit Weibspersonen besetzt war, die noch weit mehr geschwollen und ungesund waren, als die Mannspersonen. Vermuthlich deswegen, weil sie noch weniger Bewegung hatten, indem alle ihre Geschäfte in Wollenspinnen bestunden.

Nu

Nu was wirds denn Herr Gerichtsdirector? fragte die eine, komme ich denn nicht bald aus dem Hundeloche?

G. Seyd nur ruhig! die Umstände können sich bald ändern.

W. Das ist die ewige Leyer, die habe ich zwey Jahre hören müssen. Und kurz und gut, ich habe es satt das Leben, ich bestehe nun absolut darauf, es soll und muß anders werden. Ich werde der Sache ein Loch machen. Es kostet mich einen Brief an den Kaiser, wissen Sie es? ja warten Sie nur, wenn Sie mir nicht gutwillig helfen wollen, so sollen ganz andere Anstalten gemacht werden. In Jahr und Tag fahre ich mit Kutsche und Pferden, mit sechs Rappen, vorne ein Kutscher auf dem Bocke, mit einem grossen Schnurrbarte, und hinten zwey Bediente mit Handebreiten Tressen auf dem Hute. Heisa! und hernach Herr Gerichtsdirectorchen, herunter mit dir in das Lausenest, daß du es doch auch fühlst, wie es einem Menschen zu Muthe ist, wenn er auf der Pritsche schlafen muß.

G. Das Drohen hilft nun alles nichts! liebe Frau!

W. Es soll aber helfen, und muß helfen wenn ganz Kolchis darüber zu Grunde und zu Boden gehen sollte.

G. So beruhige Sie sich doch, ich will ja Ihren Zustand gern lindern, so viel an mir ist.

W. Ey was lindern hin, was lindern her. Ich will ganz und gar heraus aus dem Hundeloche. Schlechterdings heraus! Bin ich nicht eine ehrliche Bürgersfrau?

G. Ey das weis ich wohl.

W. Bin ich eine Hure? eine Diebin? eine Betrügerin?

G. Ganz und gar nicht. Ich habe Sie immer als eine ehrliche und rechtschaffene Frau gekannt, die ihrem Mann treu gewesen ist, ihre Kinder gut erzogen, und mit allen Menschen friedlich und einig gelebt hat. Das weis ich alles wohl liebe Frau!

W. Und nun sagen Sie mir einmal, ob Sie es wohl vor Gottes Richterstuhle verantworten können, daß Sie mich ehrliche Frau von meinem Manne und meinen Kindern reissen, und stecken mich da in das Stinkloch,

unter das Geschmeis da — Wie wenn ich —

G. Liebe Frau begreife Sie sich doch nur. Sie ist in ihren Gedanken etwas irre, da besorgt nun die Obrigkeit —

W. (heftig aufschreyend.) Ach Gott im Himmel erbarme Dich! Das ist ja eben mein Unglück! Das weis ich wohl! aber in dem Loche werde ich ja gar närrisch — rasend werde ich — und wenn Sie mir nicht bald helfen —

G. Nur ruhig liebe Frau! Sie hat Recht. Ich will thun was ich kann, um Sie zu befreyen.

W. Da wird es der liebe Gott auch Ihren Kindern vergelten, wenn Sie das an mir thun.

Was war denn das? fragte ich ganz betreten, da ich vor das Gefängniß kam.

Nichts, sagte der Gerichtsdirector trotzig.

J. Aber war denn das arme Weib wirklich unschuldig?

G. Freylich.

J. Und warum haben Sie denn die unglückliche Person hierher bringen lassen?

G. Wa! Wa! Wa!

J. Und Sie scheinen so ein vernünftiger Mann zu seyn.

G. Hum!

J. Das ist mir doch wirklich unbegreiflich.

G. Was kann ich denn dazu? (indem er mit dem Stocke heftig aufstampfte und den Hut tief in die Augen setzte.)

J. Ach Gott! Was muß man für Dinge sehen. In einer so cultivirten Stadt, wie Kolchis ist, eine rechtschaffene Person, die der Richter selbst für unschuldig erkennt, mitten unter Dieben, in dem abscheulichsten Kerker zu finden.

G. Kann ich denn etwas dazu? (mit grosser Heftigkeit.)

J. Das weis ich nicht. Aber, lieber Mann, es scheint doch als wenn Sie die Person hierher hätten bringen lassen.

G. Ey freylich. Die Frau ist tiefsinnig, man muß besorgen, daß sie einmal das Haus ansteckt, oder sonst ein Unglück anrichtet. Wenn ich sie nicht hätte einsperren lassen, und es wäre hernach so etwas geschehen, so würde jeder-

dermann die Schuld davon mir beygemessen haben. Die Frau dauert mich. Wer kann es aber ändern.

J. Eingesperrt mußte sie unter diesen Umständen freylich werden, warum denn aber in einem so ungesunden, abscheulichen Behältnisse? unter Dieben?

G. Mein lieber Herr! Sie sind ein Fremder, gegen den man die Mängel seiner Stadt so lange als möglich verbergen muß. Und wenn ich es recht überlegt hätte, so hätte ich Sie gar nicht mit hierher genommen. Da es aber nun einmal geschehen ist, so will ich es Ihnen nur sagen, wir haben keinen Ort, wo wir die Unglücklichen, die in ihrem Verstande irre werden, hinsperren können. Dieß Haus ist für unsere Stadt das, was für ein Gebäude der Klonkstollen ist. Alles was im Wege ist, alles was einen unangenehmen Anblick verursacht, wird da hineingeworfen, ohne daß man sich hernach viel darum bekümmert, was daraus werde. Diebe, Huren, Meineidige, ungehorsame Kinder, Melancholische, alles wird hierher gebracht.

J. Auf diese Art verderbet wohl eins das andere noch mehr.

G. Ey das können Sie leicht denken. Wer nicht närrisch ist, der wird es hier. Ich habe schon vielmal bey der Kammer Vorstellung gethan, daß Sie doch Einsehen haben, und ein Haus und fond verschaffen soll, daß die Unglücklichen, die im Kopfe schwach sind, können verwahrt, verpflegt, und zu rechte gebracht werden. Da hat aber niemand Ohren dazu.

Er murmelte noch etwas für sich, das ich nicht verstehen konnte, und stieg noch eine Stiege tiefer unter die Erde.

Wo wollen Sie hin? fragte ich ängstlich.

G. Zu den übrigen Gefangenen.

J. Wie? Sind denn da unten auch noch Menschen befindlich?

G. Ey freylich! Aber, lieber Freund! ich dächte, Sie blieben oben. Was wollen Sie bey den elenden Leuten thun? Mich treibt mein Beruf hier her — aber Sie? wozu wollen Sie sich so vielem Eckel aussetzen? Bleiben Sie zurück! ich bitte nochmals.

J. Es kann ja doch dort unten nicht viel schlimmer, als in den obern Gefängnissen seyn. Und — wenn man das Elend der Menschen lindern will, so ist es ja wohl unsere Schuldigkeit, daß wir es uns erst bekannt machen. Aber, wer sind die Verbrecher, die hier unten sich befinden?

G. Das sind solche, die das Leben verwirkt, und Gnade bekommen haben. Balzer! (zum Kerkermeister) habt ihr noch Wachholdern genug? Schließt da No. 5. auf, und werft 2 Hände voll Wachholdern auf die Kohlen.

Balzer schloß jezo mit gräßlichem Geprassel sechs grosse Schlösser auf, die vor einer dicken, stark verriegelten Thür lagen, machte die Thür auf, und gieng mit seiner Rauchpfanne voraus. Ich folgte ihm mit bebendem Schritte nach, fuhr aber bald wieder zurück, und schrie: um Gottes willen, Herr Gerichtsdirector! wo führen Sie mich hin?

Habe ich es Ihnen doch gesagt, war seine Antwort, daß Sie zurück bleiben sollten. Und ich bitte nochmals, bleiben Sie zurück! Warum

wollen Sie sich denn der Gefahr aussetzen, hier Krankheit und Tod zu holen? Es ist ja Ihr Beruf nicht.

Wirklich blieb ich zurück, lehnte mich wankend an die Mauer, der Gefängnißthür gegen über, um die Zurückkunft meines Begleiters zu erwarten. Die Neugier behiel aber doch endlich die Oberhand, und trieb mich wieder in das Allerheiligste des Grausens und der Verzweiflung zu gehen. Hier sahe ich — o bester Herr Vetter, wenn Sie sich nicht stark genug fühlen, das scheuslichste Gemählde von Unmenschlichkeit anzusehen, das ich hier zeichne, so überschlagen Sie lieber diese ganze Stelle. — Hier sahe ich zwey meiner Mitmenschen, die mit mir von einem Vater herstammen, und mit mir gleiche Bestimmung haben, in Eisen geschmiedet. Um den Hals war ein eiserner Rinken gelegt, der an eine Kette geschmiedet war, die durch die Mauer gieng; um den Leib war ebenfalls ein solcher Rinken auf gleiche Art angebracht; jede Hand und jeder Fuß war in eine ähnliche Fessel geschlagen, und von jeder solchen Fessel gieng eine besondere Kette durch

die Mauer. Die menschliche Grausamkeit schien durch diese teuflischen Quaalen noch nicht gesättigt zu seyn, sie hatte auch noch die Fesseln der beyden Hände an einen eisernen Stab geschmiedet, und so verhütet, daß der Elende seine Hände nicht zu einander bringen konnte.

Durch diese barbarische Behandlung waren diese Elenden so zu Grunde gerichtet worden, daß es schwer hielt, einen Zug von Menschheit an ihnen zu finden. Das Haar stund empor, und lebte von Ungeziefer, das Gesichte war mit einem gräßlichen Barte bewachsen, und da, wo noch einige Blöse war, lag die Haut unter einer dicken Hülse von Schmutz versteckt.

Wo seyd ihr her, unglücklicher Mensch, fragte ich den einen Gefangenen. Er aber antwortete nicht.

Sie müssen stärker reden, gnädiger Herr, sagte Balzer, es ist ihm vor die Ohren getreten.

B. Kilian! hört doch!

K. (mit unglaublich schwacher Stimme.) He?

B. Der Herr da will wissen, wo ihr her seyd?

K. He!

B. Aus welchem Dorfe ihr seyd? Kilian? versteht ihrs denn nicht?

K. Sonnabend.

B. Es scheint als wenn auch nach und nach der Verstand weggienge. Es wird am längsten mit ihm gewährt haben.

Mit größter Beklemmung des Herzens wendete ich mich von ihm und trat zu den Mitgenossen seines Elends, der seine ganze Kraft noch schien zusammen zu haben, und mich mit einem so gräßlich wilden Blick ansahe, daß ich nicht vermögend war, ihn auszuhalten.

Wie lange seyd ihr hier, armer Mensch? fragte ich ihn.

G. Sechs Wochen, das Gott erbarme!

J. Ihr scheint viel zu leiden.

G. Das wollte ich meynen. Und Herr Gerichtsdirector ich wollte daß Sie und die Obrigkeit, und den Fürsten allezusammen der T. holte, mit ihrer verfluchten Gnade! Warum haben Sie mir mein Recht nicht angethan? Warum haben Sie mir nicht lassen den Kopf vor die Füße legen? itzo wäre es überstanden,

ich läge auf dem Rade und die Sonne schien durch mich weg. Wäre denn das nicht hundert tausendmal besser, als daß ich hier so langsam crepiren muß? Denn crepiren muß ich in dem Teufelsloche doch! das soll nun eine Gnade seyn, daß man mich fünf bis sechs Jahre martert, bis mir die Gliedmassen abfaulen und das Fleisch vom Leibe fällt.

G. Geduld! Geduld!

Gf. Hol ihn doch der Henker mit seiner Geduld! Ha ich werde nicht lange fackeln. Ich will doch noch aufs Rad kommen es mag kosten was es will.

G. Und wie wollt ihr das anfangen?

Gf. Da müßte ich ein Schaafkopf seyn, wenn ich das sagte. Aber die Hände über den Kopf sollt ihr noch zusammen schlagen, denkt an mich.

J. Unglücklicher Mann, was sagt ihr da? denkt doch daß das menschliche Leben sehr kurz ist, und im Tode alle Plage aufhört, wenn man sich dadurch hat bessern lassen. Glaubt ihr denn nicht, daß auch in der Ewig-

keit

keit noch Strafen sind, in welche die verfallen, die ungebessert aus der Welt gehen?

Statt der Antwort knirschte und schäumte er, und stieß so entsezliche Lästerungen wider Gott und Christum aus, daß ich sie Ihnen unmöglich herschreiben kann. Meinen Begleiter und mich überfiel ein solches Entsetzen, daß wir nicht länger bleiben konnten, sondern uns eiligst aus dem Gefängnisse herausbegaben.

Schließt nun No. 6. auf! sagte der Gerichtsdirector zu Balzern, nachdem er No. 5. verrammelt hatte.

Er fieng an aufzuschliessen. Ich hatte aber nicht die geringste Lust mehr weiter zu gehen, weil ich durch die Anblicke solcher Unmenschlichkeiten schon so niedergebeugt war, daß ich mich für zu schwach hielt, neue schreckliche Anblicke auszuhalten. Deswegen wankte ich nach der Stiege zu, lehnte mich an, und wollte da, des Gerichtsdirectors Zurückkunft erwarten.

Aber ein starker Schrey, den der Kerkermeister that, brachte mich auf einmal wieder auf die Füße.

Erschrocken sprang ich bey und fragte: Was giebts?

Je kann man es wohl toller denken, antwortete der Kerkermeister, da hat sich meiner Seele der Kerl gehenkt!

Abermal ein lieblicher Anblick! wirklich hatte der Elende, wer weis mit wie vieler Mühe und Anstrengung, es möglich gemacht, eine Kette um seinen Hals zu schlingen, und sich so zu erdrosseln.

Der Gerichts-Director stund eine zeitlang stumm und unbeweglich da, dann befahl er, daß das Cadaver losgeschlossen würde.

Ist er auch wirklich todt? Fragte er.

Ach da ist kein Leben mehr, sagte Balzer, er ist rassel hart.

Nun so geht hin, und bestellt den Schinder, daß er ihn diesen Nachmittag abholt, und unter den Galgen begräbt.

Der Kerl hat wohl gethan, murmelte der Gerichts-Director, indem wir fortgiengen, daß er es so gemacht hat. Ich wollte daß jene beyde ihm bald nachfolgten, so wären sie ihre

Quaal,

Quaal, ich meinen Verdruß, und das Publikum die Unkosten los.

So murmelte er. Wir giengen hernach weiter, jeder sahe starr vor sich hin, ohne ein Wort zu reden. Erst am Ende des Markts fragte der Gerichts-Director: ists gefällig diesen Mittag einen Löffel voll Suppe mit mir zu speisen?

Vermuthlich war dieß nur ein Compliment. Da ich aber so sehr betäubt war, daß ich das hieher gehörige Gegencompliment nicht finden konnte, so sagte ich, ohne etwas dabey zu denken: Wenn Sie erlauben.

So will ich nur bitten, fuhr er fort, daß Sie erst wieder in den Gasthof gehen, und sich ein wenig umkleiden. Denn Ihre und meine Kleider sind von dem modrigen Gestanke, der in dem Gefängniß herrscht, so durchdrungen, daß man uns sechs Schritte weit riecht. Sie empfinden nichts mehr davon, weil Sie die Nase voll haben. Hengen Sie Ihre Kleider nur fein an die Luft, damit die darauf klebenden Ausdünstungen bald weggewehet werden. Ich mache es eben so, und habe meine beson-

dere Kleidung, die Sie hier an mir sehen, die zur Besuchung der Gefangenen bestimmt ist. Ich nenne sie nur den Pestilenz Habit! kommen Sie bald! ich pflege zwölf Uhr zu speisen.

Noch gar vieles habe ich Ihnen zu schreiben, liebster Herr Vetter! weil aber mein Brief ohnedieß schon so weitläuftig geworden ist, so muß ich das Uebrige bis zum nächsten Briefe versparen. Stets bin ich

Ihr

treuer

Carl.

Funfzehnter Brief.

Der Kaufmann Kolbert an Carln.

Grünau, den 5 Jänner.

Hochwohlgebohrner Herr!

Gnädiger Herr!

Es ist mir ein fataler Streich passirt, Herr von Carlsberg. Ich habe als ehrlicher Mann mit meinen Creditoren contrahirt, und ihnen versprochen, daß ich alles von Heller zu Pfen-

nig

nig abzahlen will, in gewissen Terminen, wenn Sie mir nur Zeit liessen mein Waarenlager zu verkaufen, und meine ausstehenden Schulden einzutreiben. Das haben Sie mir auch zugestanden. Ich habe auch mit dem Herrn von Melnich, der bey mir mit 3000 Rthlr. in Resten ist, den Accord geschlossen, daß ich sein Debet streichen, und ihm noch 6000. Rthlr. darauf zahlen wollte, und daß er mir dagegen sein Landgütgen abtreten sollte, daß ich da als ehrlicher Mann mein Leben in Ruhe beschliessen könnte.

Das würde nun alles recht gut gegangen seyn, da mein actives Vermögen die passiva noch immer weit übersteigt, und ich auch bey dieser Gelegenheit zu meinen 3000. Thlr. gekommen wäre, die ich beynahe verlohren gab.

Aber da hören Sie nur wie es mir geht. Da ich mein Waarenlager grösten Theils versilbert habe, und den Kaufbrief über das Gut ausfertigen lassen will, macht man mir bey der Regierung die Einwendung, daß ein Kaufmann kein Landgut kaufen dürfe.

Wer will es mir denn wehren, antwortete

ich,

ich, wenn ich Geld habe, es zu bezahlen, und der Besitzer des Guts, mir es überlassen will?

Wir haben eine Landesherrliche Verordnung, sagte der Präsident, welche dem Adel den ausschliessenden Besitz der Landgüter zuerkennt, und ein für allemal den Ausspruch thut, daß den Kaufleuten nicht erlaubt seyn solle, Landgüter an sich zu kaufen.

Diese Verordnung möchte ich doch sehen, sagte ich, und der Präsident las sie mir vor.

J. Wenn das Ding so ist, Herr Präsident, wer will denn das Vaterland noch lieb haben?

P. Wie so?

J. Wie kann man denn ein Land lieb haben, wo man als Fremdling behandelt wird? wo man keine Erlaubniß hat sich anzukaufen?

P. Ey wer wehrt Ihnen denn sich anzukaufen? Das Land ist ja groß genug, es giebt ja schoßbare Aecker genug, deren Ankauf Ihnen unverwehret ist. Sehen Sie doch nach Perlewitz, da stehen über 600 Aecker sub hasta, da können Sie ja kaufen, so viel Sie wollen. Ich habe selbst bey einem meiner Debitoren

Immis-

Immission thun lassen. Vielleicht wäre da etwas für Sie zu thun. Er hat ein recht schönes Haus, Scheuer, Stallung, Gärten, vortrefliche Wiesen, und Aecker von der besten Lage.

J. Also soll uns Kaufleuten nur erlaubt seyn, Güter zu besitzen, die mit Steuern, Geschossen, Erbzinsen, Frohnen und andern Oneribus belastet sind, und die besten Grundstücke, mit welchen Jagd, Fischerey, Braugerechtigkeit, und andere Freyheiten und Gerechtsame verknüpft sind, sollen dem Adel gehören?

P. Und das von Rechtswegen.

J. Wenn also die Vormünder des zweyjährigen Junkers von Brünlow, das Gut für ihn kaufen wollten, die hätten wohl dazu Erlaubniß.

P. Ey freylich, der ist ja von guter Familie.

J. Das ist doch sonderbar. Wer als ehrlicher Mann in der Welt arbeitet, und sichs sauer werden läßt, einen Groschen Geld zu verdienen, der soll keinen Theil an den Landgütern haben. Wer aber das Geld erbt, wenn er auch —.

P. Wissen Sie was Herr Kolbert, gehn Sie auf Ihr Comtoir, und lassen sich um die Gesetzgebung ganz unbekümmert. Aus dem Ankaufe des Guts wird doch nichts, weil die Landesherrliche Verordnung dagegen ist.

J. Da müßte ich mir es halt gefallen lassen.

P. Da thun Sie auch wohl dran.

So stehen die Sachen, lieber Herr von Carlsberg. Was soll ich nun thun? Wenn ich das Gut nicht bekomme, so kriege ich keine Bezahlung, und der Herr von Melnich ist auch übel dran, weil der hiesige Adel durch den letztern Krieg so ruinirt ist, daß kein Adelicher da ist, der eine solche Summe Geld abmüßigen könnte.

Ich wollte Sie also bitten, Herr von Carlsberg, thun Sie mir doch die Gefälligkeit, und kaufen das Gut auf Ihren Namen, und stellen mir einen Revers aus, daß es mir zugehöre.

Ich handle freylich lieber offen und gerade, und bin gar kein Freund von Ränken und Intriguen, aber vor dießmal will es sich nicht anders thun lassen, als daß ich ein bischen von dem geraden Wege abgehe.

Ich dächte übrigens daß es gar wohl angienge. Es ist ja auch ein Landesherrlicher Befehl da, daß kein Reformirter in unserm Lande sich ankaufen soll. Und doch kaufen die Reformirten ein Haus und Garten nach dem andern, bezahlen und besitzen es, nur mit der Vorsicht daß ein Lutheraner seinen Namen zum Kaufe hergeben muß.

Mir kömmt es ja freylich so vor, als wenn durch solche Verordnungen der ehrliche Mann gedrückt und zu Cabalen und Intriguen verleitet würde, wer kann es aber ändern!

Erzeigen Sie mir diese Gefälligkeit, lieber Herr von Carlsberg, ich will Ihnen gern bey jeder andern Gelegenheit wieder gefällig seyn, und meine Dienerschaft beweisen. Der ich verharre,

Ew.

ergebenster Diener
Kolbert.

Sechzehnter Brief.

Zelnick an Carln.

Traubenberg, den 7. Jänner.

Mein Theuerster!

Bedauern Sie mich! ich bin in der schrecklichsten Lage die denkbar ist. Nicht Feinde, nicht Nahrungssorgen, nicht Widerwärtigkeiten sind es, die mich unglücklich machen, über das alles dächte ich noch durch Klugheit, Muth und Beständigkeit, triumphiren zu können. Der Zerstörer meiner Zufriedenheit bin ich selbst. Mein Feind ist bey mir, folgt mir auf mein Lager, stört meinen Schlaf durch schreckliche Träume, macht mir Vorwürfe, sobald ich erwache. Wohin ich fliehen möchte, würde ich mich selbst finden und mein eigner Peiniger seyn.

Ach mein Bester! ich habe die Unschuld verführt, die heiligen Rechte der Gastfreyheit verlezt, und über ein Haus, wo Tugend und Zufriedenheit wohnte, Schande und Herzeleid gebracht.

Doch damit Sie mich nicht gar verabscheuen, sondern wenigstens bey meinem grossen Elende Ihr Mitleiden schenken, muß ich Ihnen meine ganze traurige Geschichte erzählen.

Ich liebte, wie Sie wohl werden gemerkt haben, die ehemalige Mademoiselle Helwing, nunmehrige Hofräthin Grimmlein, und liebte unglücklich. Wir waren über einige Punkte verschiedener Meynung. Durch Beharrlichkeit glaubte ich sie dahin zu bringen, daß sie meiner Meynung beyträte; aber ich hatte mich geirrt — das Mädchen beharrete auf seinem Sinne, und gab seine Hand dem Hofrath Grimmlein. Das Herz werde ich freylich noch haben, und das macht mich desto unruhiger.

So bald ich diese Nachricht erhielt, verfiel ich in eine Melancholie, die weder ich, noch meine Freunde, zerstreuen konnten. Gleich einem Wanderer, der sich verirrt hat, im Dunkeln wandelt, die Hoffnung aufgiebt, das Ziel seiner Reise erreichen zu können, und nur jedem Scheine, jedem Irrlichte folgt, ohne sich lange zu besinnen ob es ihn nach Norden oder Süden führe, folgte

ich jedem Winke zur Zerstreuung und fiel von einem Extremum auf das andere.

So reiste ich auch nach Troppenheim, in Hoffnung da Aufheiterung zu finden, aber fand sie nicht.

In einem Anfalle von Unmuth setzte ich mich, schrieb einen Brief an die Hofräthin, und machte ihr eine Schilderung von meinem traurigen Gemüths-Zustande, trug den Brief nach der Post, und wollte wieder nach Hause reisen.

Da begegnete mir ein Antiquarius. Kauft der Herr schöne Bücher? sagte er, sind alle noch neu, wohl conditionirt.

Itzo nicht mein Freund, ich bin zum lesen nicht aufgelegt.

A. Auch nicht Helmers Lehrgedichte?

J. Nichts.

A. Auch nicht Kraskis Charlotte? es ist noch ganz neu, es ist noch nicht drinne gelesen. Schauen Sie!

So gebe er her, sagte ich, gab ihm die zwölf Groschen, die er foderte, und gieng nach der Post zu.

Hier

Hier traf ich eine Kaletsche an, die eben angeschirrt wurde, und die, wie mich der Postillon versicherte, ledig nach Carlsberg gieng. Grund genug für mich, mich in dieselbe zu setzen, und nach Carlsberg zu fahren, weil ich gewiß glaubte, daß ich in Ihrem Umgange wenigstens eine Beruhigung finden würde.

Während der Reise holte ich Kraskis Charlotte bey, las sie und — ach zog den Gift alle in mich, der in derselben unter dem Zucker verborgen liegt. Die körperliche Wollust ist in diesem gefährlichen Buche mit so reizenden Farben geschildert, die traurigen Folgen derselben sind so künstlich verborgen, über Keuschheit und eheliche Treue wird so leichtsinnig geurtheilt, alles, was man sonst für heilige unverletzliche Pflicht des Ehestands hielt, so lächerlich gemacht, daß meine ganze Vorstellungskraft dadurch verwirrt wurde.

Und da mich meine guten Grundsätze, die mich sonst leiteten, schon verlassen hatten, so hielt mich nichts ab, die schlüpfrigen Bilder auszumahlen, zu welchen in diesem Buche die Grundzüge gegeben wurden.

Dieß hatte für mich eine sehr gefährliche Wirkung. Die körperliche Wollust erschien mir als die höchste Glückseligkeit des Menschen, die Begierde erwachte, wurde heftig, und so unbändig, daß die schwachen Bemühungen, die ich anwendete, sie zu brechen, ganz umsonst waren.

Mit dieser unglücklichen Stimmung kam ich auf Ihrem Landgute an, fand Sie nicht, mein guter, braver, Freund, statt Ihrer fand ich vielmehr das Frauenzimmer, das Sie großmüthig unter Ihren Schutz genommen haben, und dessen Unschuld unter Ihrem Schutze, so sicher war.

Das Uebrige können Sie leicht selbst errathen.

Ach ich unglücklicher Mensch, was soll ich anfangen! Wohin mich wenden, um den Vorwürfen des Gewissens auszuweichen, das mich als einen Verführer der Unschuld, und einen Zerstörer der Zufriedenheit und Glückseligkeit anklagt!

Was das schrecklichste ist, so ist ja das Mädchen eine Verlobte, welches sie mir nachher gestanden hat. Was soll ich thun? soll ich ihrem Bräutigam mein Verbrechen gestehen, und so eine Leidenschaft bey ihm erregen, die vielleicht mein und des Mädchens Untergang

ist?

ist? oder soll ich schweigen und so einen, vielleicht sehr rechtschaffnen, Mann betrügen und sein Lebensglück in die Hände einer treulosen legen lassen?

Wie sinnreich doch die Menschen sind, einander die Freuden zu verbittern, die der Schöpfer so milde über die ganze Natur ausgießt, und die Triebe, die er in uns legte, und die die Erhalter unsers Geschlechts sind, zu vergiften und sie in Quellen des Grams und der Verzweiflung zu verwandeln.

Auf der einen Seite ist alles geschäftig, diese wohlthätigen Triebe, die vielleicht nicht eher erwachen würden, bis es die Umstände erlauben, sie zu befriedigen, durch Wollust athmende Gemählde, schlüpfrige Gedichte, Romane und Erzählungen, vor der Zeit zu erwecken, ihnen eine unnatürliche Stärke zu geben, und den Zaum zu zernagen, der sie noch im Zügel halten könnte; auf der andern Seite arbeitet man eben so sinnreich den Ehestand zu erschweren, und die erlaubte Befriedigung dieser Triebe unmöglich zu machen. In eben dem Verhältnisse, in dem die Re-

gungen zur Wollust sich in der bürgerlichen Gesellschaft vermehren, wächst auch die Unmöglichkeit sich zu verheorathen! Wer vermag alle das Herzeleid zu berühren, das durch eine einzige solche Schrift, wie Kraskis Charlotte ist, in die Welt gebracht wird! und wie sehr muß ein Schriftsteller gesunken seyn, der so ein Buch schreiben kann! Doch vielleicht denken solche Schriftsteller, die an ihrem Schreibeyulte alle ihre wollüstigen Vorstellungen in ihre Schriften übertragen, nicht an die schädlichen Wirkungen, die sie für die Welt haben. Hätte Herr Kraski voraus gewußt, daß er die Glückseligkeit nur von drey Personen, (und ihrer sind vielleicht hundert, die mit mir ähnliches Schicksal haben) durch seine Charlotte zu Grunde richten würde, so traue ich ihm doch so viel Rechtschaffenheit zu, daß er sie würde ungeschrieben gelassen haben.

Ich habe es daher für meine Pflicht gehalten, ihm den Brief zu schreiben, den ich hier beygeschlagen habe.

Und nun mein Bester! Schreiben Sie mir doch ja, sobald Sie meinen Brief erhalten haben!

ben! Bemühen Sie sich doch von dem Herrn von Raus, dem Verlobten meiner Entehrten, genaue Kundschaft einzuziehen, und seine gegenwärtige Gesinnung gegen sein Mädchen zu erfahren. Möchte er doch ein recht treuloser, ehrenvergeßner Mann seyn! dieß wäre das einzige, was mein verwundetes Gewissen wieder in etwas heilen, und mich in den Stand setzen könnte, der Entehrten, wegen des zugefügten Unrechts, Genugthuung zu geben.

Ich bin von ganzem Herzen

Ihr

aufrichtigst ergebner

Zelnick.

Siebenzehnter Brief.

Zelnick an Herrn Kraski.

Traubenberg, den 7 Jänner.

Mein theuerster Herr!

Ich habe Ihre Charlotte gelesen, und den muntern Witz, die schalkhafte Laune, und die treffenden Schilderungen von den Verirrungen des menschlichen Herzens, die durch das ganze Buch sichtbar sind, bewundern müssen. Wissen Sie aber wohl was die Wirkung von meinem Lesen war? ein wollüstiger Wahnsinn, der in wenigen Stunden so heftig wurde, daß er die Stimme der Vernunft und des Gewissens erstickte, und mich verleitete, mit eben der Wuth ein unschuldiges Mädchen anzufallen, mit welcher der hungrige Tiger das Lamm anfällt und würgt. Das Mädchen ist verlobt, und ich habe also in der Narrheit ein Verbrechen begangen, das die Zufriedenheit von dreyen Personen, vermuthlich auf ihre ganze Lebenszeit, gestört hat.

Mein Schicksal ist ohne Zweifel das Schicksal von hunderten ihrer Leser. Denn wenn mir so et-

was begegnen konnte, der ich doch sonst einen ziemlich festen Character habe, was wird aus denen werden, die weniger Festigkeit und einen grössern Hang zur Wollust haben! Sollten Sie alle die Thränen, den Gram, das Händeringen sehen, das Ihr Buch bey denen angerichtet hat, die durch dasselbe vergiftet worden — glauben Sie wohl, daß Sie den Anblick würden aushalten können.

Haben Sie dieß wohl bedacht, da Sie Ihre Charlotte schrieben? unmöglich kann ich Ihnen so einen Frevel zutrauen. Sie wären ja auf diese Art boshafter als ein Weinverfälscher, der durch süssen Gift seinen verdorbenen Weinen einen angenehmen Geschmack zu geben sucht, und so im Stillen seine Mitbürger langsam tödtet. Ich habe vielmehr das Zutrauen zu Ihnen, daß Muthwille Ihre Feder geleitet hat, der nicht so wohl das Verderben, als die Unterhaltung, seiner Mitbürger zur Absicht hatte.

Ja ich traue Ihnen noch mehr zu, daß Sie, wenn Sie die traurigen Wirkungen, die Ihr Buch hervorbringt, sich vorstellen, künftig mit mehrerer Behutsamkeit schreiben werden.

Die Triebe der beyden Geschlechter gegen einander sind ja ohne dieß stark genug, und bedürfen keiner Anfachung. Da unsere bürgerliche Verfassung uns aus dem Stande der Natur herausgehoben, und in solche Lage gesezt hat, wo die wenigsten Gelegenheit haben ihre Neigung zum andern Geschlecht auf eine erlaubte und unschädliche Art zu befriedigen: so ist die Pflicht des Menschenfreundes alles zu entfernen, was zur Erweckung dieses Triebes bey seinen Mitbürgern beytragen könne, und vielmehr die Reizungen der Wollust, so lange als möglich, ihnen zu verbergen, als auszumahlen. Wer das Gegentheil thut, und, so wie Sie, die Wollust mit allen ihren Reizungen darstellt, sie durch Erdichtungen vergrössert, und die traurigen Folgen, die sie für die menschliche Zufriedenheit hat, listig verbirgt, der erregt Begierden, denen die Befriedigung versagt ist, erhöhet sie zu Leidenschaften, und giebt ihnen eine solche unnatürliche Stärke, die weder durch Religion noch Gesetze kann gemässigt werden, und allenthalben Misvergnügen und Gram verbreitet.

Be-

Bedenken Sie das wohl, mein lieber Herr Kraski. Man hat mir gesagt, Sie wären ein sehr menschenfreundlicher Mann, thäten den Armen Gutes, trösteten die Wittwen und unterstützten die Waisen. Wie reimt sich nun diese Menschenliebe mit Ihrer üppigen Schreibart? glauben Sie, daß Sie wohl im Stande sind, mit aller Ihrer Milde, ihr ganzes Leben hindurch, so vielen Personen zu ihrer Zufriedenheit zu helfen, als Sie durch so ein einziges Buch unglücklich machen?

Ich bitte meine Erinnerung wohl aufzunehmen. Sie kam aus gutem Herzen.

Ich bin

Ihr
unbekannter Freund
Z.

Achtzehnter Brief.

Carl, an den Obersten von Brav.

Carmin, den 8 Jänner.

Gestern Abend bin ich endlich hier angekommen. Ehe ich aber Ihnen, liebster Herr Vetter, von hier

hier etwas schreiben kann, muß ich Ihnen doch noch etwas von Kolchis melden.

Der Gerichtsdirector hatte mich, wie ich Ihnen in meinem letzten Briefe schrieb, zu Tische gebeten. Da ich zu ihm kam, traf ich ein Frauenzimmer bey ihm an, das ich, wegen seiner blühenden Farbe und seiner jugendlichen Kleidung, auf achtzehn bis zwanzig Jahr schätzte.

Das ist wohl, fragte ich, sobald sie sich entfernt hatte, Ihre Mademoiselle Tochter?

Meine Tochter? antwortete er lächelnd, es ist meine Frau.

J. Ihre Frau Liebste? und ist noch so jung?

G. Wie alt schätzen Sie sie denn?

J. Doch nicht höher als zwanzig Jahr.

G. Setzen Sie noch zwanzig dazu!

J. Sie scherzen. Eine Frau von vierzig Jahren, mit so einer blühenden Farbe?

G. Sie denken vielleicht die Farbe, die Sie in meiner Frau ihrem Gesichte sehen, wäre ihre eigne Farbe? Es ist Schminke.

J. Schminke? So —

G. Das befremdet Sie?

J. Ich weis selbst nicht, was ich dazu sagen soll. Ihre Frau Liebste hat vermuthlich ihre guten Ursachen dazu?

G. Keine andere weiter, als die Mode. Wir Kolchiser haben nun einmal die Mode so, daß wir nichts lassen, wie es uns die liebe Natur giebt. Den Pferden hauen wir die Schweife ab, die Nachtigallen sperren wir in Käfiche ein, die Bäume schneiden wir zu Kugeln und zu Pyramiden, und, weil nun das Weib in der sichtbaren Welt ohne Zweifel das Schönste ist, so ist die Mode auch am sinnreichsten gewesen, ihre ganze Kunst an dem Weibe zu beweisen. An meiner Frau hat die Mode ein Meisterstück gemacht, und ist so glücklich gewesen, die Natur gänzlich zu verdrengen. So wie die Conchylien, die lange in der Erde liegen, sich nach und nach verzehren, und in die Steinmasse verwandeln, die ihnen am nächsten liegt, so ist meine Frau, so wie sie aus den Händen der Natur kam, nach und nach verschwunden, und ist durch die Mode umgebildet worden.

J. Wie verstehen Sie das?

G. Wie ich das verstehe? das will ich Ihnen gleich

gleich sagen. Die Natur machte meine Frau vier Fuß hoch, die Mode setzte noch, mit Hülfe der Frisur und der hohen Absätze, einen Schuh dazu. Die Natur ließ ihre Haare wachsen, die Mode frisirte sie weg, und setzte ihr falsches Haar an; die Natur gab ihr ein recht schönes kastanien braunes Haar, die Mode färbte es weis; die Natur gab ihr das Vermögen ihre Gesichtsfarbe zu verändern, und ich erinnere mich noch mit vielem Vergnügen an die Wollust, die ich sonst empfand, wenn ich die anmuthigste Röthe, sich über ihre Wangen verbreiten sahe, so oft ihr eine kleine Schmeicheley sagte, die Mode hat ihr dieß Vermögen geraubt, man mag sie schimpfen oder ihr schmeicheln, oder Zweydeutigkeiten vorsagen, sie wird ihre Farbe nie verändern. Die Natur gab meiner Frau Milch in die Brüste, die Mode hat sie vertrieben; die Natur bildete meine Frau schlank, wie eine Fichte, die Mode hat ihr die Gestalt eines Lateinischen S gegeben; die Natur versahe sie mit Hüften, die gegen den Bau des Körpers ein sehr richtiges Verhältniß hatten, die Mode hat Poschen dran gesetzt, und ihr so ein Ansehen gegeben, daß man

sie vor alles andre eher, als vor eine menschliche Figur halten sollte. Die Natur gab ihr einen gesunden niedlichen Fuß, die Mode besetzte ihn mit Hühneraugen; die Natur umgab sie mit einer Atmosphäre, die für mich so vielen Reitz hatte, daß ich immer zu ihr hingezogen wurde, wie wenn sie magnetisch wäre, die Mode hat einen Dunstkreis von Lavendelgeruch um sie gegossen, der ihre natürliche Atmosphäre verschlungen hat.

J. Haben Sie Kinder?

E. Die Natur gab mir welche, die Mode hat sie mir wieder genommen.

J. Wie war denn das möglich?

G. Die Natur hatte meiner Frau einen Körper gegeben, der zum Kinderzeugen sehr geschickt war, die Mode hat ihn aber so zusammen geschnürt, daß kein Kind mehr darinne Platz hatte, wenn also die Kinder zur Welt kamen, so waren sie schwächlich, die Mutter hatte keine Nahrung in den Brüsten, und da ich dem einen eine Amme hielt, so bekam es von ihr eine venerische Krankheit. Itzo sind sie alle todt.

J. Das ist ja entsetzlich! auf diese Art scheinen Sie eine sehr misvergnügte Ehe zu führen.

G. Ich führe gar keine Ehe mehr. Meine liebe Frau, die mir die Natur gab, liebte ich sehr zärtlich, die Mode hat sie mir ausgetauscht. Und nun kommt es mir vor, als wenn ich ihr untreu würde, wenn ich einer andern, die mir die Mode an ihrer Statt ins Bette gelegt hat, mein Herz schenken wollte.

Wir wurden itzo zu Tische gerufen, fanden ein klein Tischchen mit zwey Couverts besetzt, aber keine Frau vom Hause.

Ihre Frau Liebste, sagte ich, scheint heute nicht mit uns speisen zu wollen?

Wie Sie wohl sehen, war seine Antwort, die Natur wollte, daß die Frau für den Mann leben, ihn aufheitern und seine häuslichen Geschäfte besorgen sollte, die Mode will, daß sie für die Gesellschaft leben soll. Meine Frau speist heute in einem Kränzchen. Transeat!

Lassen Sie uns von etwas anders reden. Was sagen Sie zu unsern Gefängnissen.

J. Mir schaudert die Haut wenn ich dran gedenke. Die Gefangenen sind doch Menschen, und gleichwohl geht man mit ihnen grausamer als wie mit Thieren um. Strafe muß ja freylich seyn.

G. Ey male! male! daß Strafe seyn muß. Der Mensch ist von Natur ein sehr gutartiges Geschöpf, das durch Vorstellungen sich lenken läßt. Wenn er aber freylich etliche Jahre in der bürgerlichen Gesellschaft gelebt hat, so wird er oft ein solches Ungeheur, das mit der Peitsche und dem Gefängnisse zu seiner Pflicht gebracht werden muß. Die Einrichtung unserer bürgerlichen Gesellschaft, muß also äusserst fehlerhaft seyn. Wenn ich in eine Schule komme, wo die Knaben über die Bank gezogen, und mit Schlägen auf den Hintern gezüchtiget werden, so sage ich gerade zu: Hier ist eine schlechte Kinderzucht. Mit eben dem Rechte kann man von einem Staate, wo noch Gefängnisse und Leibesstrafen nöthig sind, sagen: Hier sind schlechte Anstalten für die menschliche Glückseligkeit gemacht.

J. Aber auf diese Art wären ja in keinem Staate gute Anstalten, denn man mag ja reisen wohin man will, da trifft man Gefängnisse, auch wohl Galgen und Räder an.

G. Ja nu freylich. Gehen Sie auch nur hin wohin Sie wollen, und erkundigen sich, wie es mit den Anstalten zur Beförderung der menschlichen

Glückseligkeit stehn, sie werden fast durchgängig finden, daß man darum äusserst sorglos ist.

J. Aber es wird doch aus manchen Ländern so viel von weisen Verfügungen und Anstalten geschrieben.

G. Und nun geben Sie genau Achtung, was diese zur Absicht haben! Ausbreitung des Handels, Vervielfältigung und Verfeinerung der Naturproducte, Vermehrung der Einkünfte und Verstärkung der Armee. Wo sind aber Anstalten den Menschen zu bessern?

J. Davon liessen sich doch wohl Exempel anführen.

G. Ey freylich. Was aber der oder jener Fürst, der oder jener Privatmann gethan hat, das ist alles weiter nichts als etliche Tropfen Honig, die man in das Mittelländische Meer fallen läßt. Die Vorurtheile sind zu tief in unser politisches und religiöses System verwebt, als daß die Bemühungen einzelner, edeldenkender, Menschen sie davon absondern, und viel auf das ganze wirken könnten.

J. So lange nun keine zweckmässigen Anstalten, die Menschen zu bessern, da sind —

G. So lange, wollen Sie sagen, können wir auch die Gefängnisse und Leibesstrafen nicht entbehren? darinne stimme ich Ihnen vollkommen bey. Wenn doch aber nur bey Anlegung der Gefängnisse, und Behandlung der Gefangnen mehr gesunde Vernunft gebraucht würde.

J. Das sollte freylich seyn. Denn in den schmutzigen feuchten Hölen, wohin man die Gefangenen sperrt, müssen ja die Unglücklichen nothwendig ihre Gesundheit verlieren.

G. Das ist noch das wenigste, sie verlieren auch das bischen moralische Gefühl, das sie noch mit in die Gefängnisse brachten.

J. Das kommt mir auch so vor. Denn den Funken von Gewissen und Tugendliebe, den der eine mitbringt, löschen die andern, die im Bösen noch verhärteter sind, durch ihre Exempel und ihre frechen Reden aus.

G. Und das ist wieder nicht das einzige. Mit unsern bürgerlichen Strafen ist eine gewisse Art von Infamie verbunden, die die Unglücklichen, die sie dulden mußten, unfähig macht, ihr Glück in der bürgerlichen Gesellschaft weiter zu finden.

Wenn ein Gefangner auf freyen Fuß gestellt wird, so weicht ihm alles aus, niemand will mit ihm umgehen, niemand will ihm etwas anvertrauen, keine Familie will sich mit ihm verbinden; dieß treibt den Unglücklichen endlich so weit, daß er das Gefühl für Ehre und Schande tödten, und mit frecher Stirne aller Verachtung trotz bieten muß. Ist dieses geschehen, so ist der Schurke, der Räuber, der Mordbrenner fertig. Glauben Sie mir lieber Herr, die mehresten Bösewichter werden in unsern Gefängnissen gebildet, diese rauben den Menschen die Ehre, ist diese verloren so erstirbt die Ehrliebe, und mit derselben, der kleine Rest von Tugend der noch übrig war.

J. Das wird aber doch wohl nicht abgeändert werden können.

G. Und warum denn nicht? Warum wird denn der Soldat am Leibe gestraft, ohne daß dabey seine Ehre leidet? Heute kriegt er seine Bellerte, morgen geht er wieder in das Bierhaus, und keiner seiner Cammeraden trägt Bedenken, mit ihm aus einer Kanne zu trinken.

Fortsetzung.

Itzo kam der Bediente und fragte, ob das Decret wegen des Frucht-Diebes ausgefertigt sey.

Dort liegt es, sagte der Gerichts-Director unwillig, auf meinem Schreibepulte.

J. Sie lassen also vermuthlich wieder einen arretiren?

G. Gar nicht, ich lasse einen Kerl, der seines Nachbars Fruchtboden bestohlen hatte, wieder in Freyheit setzen.

J. Und darüber sind Sie so unwillig?

G. Und das mit Recht, denn ich sehe es zum voraus, daß der Kerl nun erst ein Gaudieb werden wird. Er hat während seiner Gefangenschaft solche Beweise von Tücke und Bosheit gegeben, daß ich alle Bubenstücke ihm zutraue.

J. Und setzen ihn doch in Freyheit?

G. Muß ich denn nicht, lieber Herr, muß ich denn nicht? Das Urtheil hat ihm ja sechsmonatliche Gefängnißstrafe zuerkannt, diese ist mit dem vorigen December zu Ende. Wir sehen bey unsern Strafen nicht darauf, daß der Gestrafte gebessert, sondern nur daß er gestraft werde.

J. Da scheint also die Regel nicht zu gelten:

Sapiens non punit, quia eſt peccatum, ſed ne peccetur.

G. Ja wenn Sie unſere Juſtiz nach der Regel prüfen wollen, ſo erſcheinet ſie in einer noch armſeligern Geſtalt. Erinnern Sie ſich noch an die Elenden, die in Eiſen geſchmiedet waren? Mit aller der Quaal, die ſie dulden müſſen, wird weder für ſie noch für die Welt etwas Gutes geſtiftet. Für ſie nicht, denn ſie verzweifeln und werden Gotteslåſterer, und für die Welt nicht, denn es erfähret ja niemand etwas von ihren Strafen. Wenn ſie noch öffentliche Arbeiten thun müßten, ſo könnte vielleicht ihr Anblick auf den und jenen Eindruck machen. Da ſie aber unten in der Erde verfaulen — ſo bitte ich Sie, was hat dieſes für andere warnendes und abſchreckendes? So wenig ich ein Patron der Todesſtrafen bin, ſo frage ich doch: Wäre es nicht vernünftiger und billiger, ſolche Elende öffentlich, mit einer Viertelſtündigen Angſt zu tödten, als ſie heimlich einen ſcheuslichen fünf- bis zehnjährigen Tod ſterben zu laſſen?

J. Wahrhaftig ſchlechte Ehre für unſere Aufklärung! Aber die Art wie man hier die Wahn-

sinnigen behandelt, scheint mir noch ein größerer Schandfleck für sie zu seyn. Diese haben ihr trauriges Schicksal nicht einmal verdient, und gleichwohl glaube ich, daß diejenigen, die einmal das Unglück haben in diesen Pfuhl zu versinken, wohl niemals wieder aus demselben erlöset werden.

G. Bisweilen geschieht es doch. Wenn sie eine zeitlang unter Dieben und Räubern sind eingekerkert gewesen, so werden sie gemeiniglich tolle. Dann werden sie in ein anderes Behältniß gebracht, das der Tollkoben heißt, wo man sie an Ketten legt.

J. Gott erbarme dich! Die Unschuldigen an Ketten?

G. Da nicht anders. Nun dem Uebel hoffe ich doch in etwas abhelfen zu können. Ich will diese Woche noch durch milde Beyträge so viel Geld zusammen zu bringen suchen, daß ich für Verirrte ein besonderes Haus erkaufen, und ihnen Verpflegung verschaffen kann.

J. Gott segne Sie dafür!

G. Das ist aber noch immer das wenigste. Wenn ich nur auch ein Mittel wüßte, die Unglück-

lichen, die sich mit ihren Gedanken verirrt haben, wieder zu rechte zu bringen. Wir können Uhren repariren, schadhafte Häuser wieder herstellen, wenn aber in dem menschlichen Gehirne etwas schadhaft wird, so hört unsere Weisheit auf. So oft ich einen solchen Unglücklichen sehe, und die fruchtlosen Bemühungen der Aerzte, ihn wieder herzustellen bemerke, so oft fällt mir ein: o quantum est, quod nescimus!

Das Täfelchen wurde itzo abgedeckt, und Caffee aufgetragen. Zugleich trat auch ein Prediger vom Lande herein, der sehr demüthig bat, daß doch der Gerichts-Director die Gewogenheit haben, und seinem Sohne ein vacant gewordnes Stipendium ertheilen möchte.

Wie viel Kinder haben Sie, lieber Herr Pfarrer? fragte der Gerichtsdirector.

Pf. Fünf lebendige Kinder, mein lieber Herr Gerichtsdirector.

G. Alle noch zu Hause?

Pf. Ich bitte um Vergebung! die älteste Tochter hat den Actuarius Mondheim in Carmin.

G. So gratulire ich! Es ist doch allemal Freude für einen Vater, wenn er eines seiner Kinder versorgt sieht.

Pf. Es ist ja so eine Versorgung! Der alte Vater wird dabey noch immer in Contribution gesezt.

G. Wie so? Haben die jungen Leute nicht ihr Auskommen?

Pf. Sie könnten es ja wohl haben! mein Schwiegersohn dient præter propter auf zwey hundert Thaler. Wie aber die heutige Welt ist! es will halt izo alles auf einen hohen Fuß leben. Von dem Verschen, das mir mein seliger Vater oft sagte: Strecke dich nach der Decke! will heutiges Tages niemand mehr etwas wissen. Da gehts denn hernach so. Wenn ich die Decimation eingenommen, wenn ich ein Paar Schweinichen habe schlachten lassen ja — da besucht mich immer die Frau Tochter und klagt, daß sie kein Mehl, keinen Speck im Hause hätte. Was will man denn da anfangen? die Kinder kann man ja nicht Noth leiden sehen.

G. Hum! Und die übrigen Kinder?

Pf. Meine andere Tochter, die Luise, habe ich verwichenen Herbst auch ausgestattet. Sie hat den Rector in Kolchis bekommen. Das drückt mich noch sehr hart.

G. Wie so?

Pf. Ich habe mich in Schulden stecken müssen. Für drey hundert Thaler habe ich im Laden zur Kleidung und Wäsche ausgenommen, und hundert Thaler, habe ich auf einen Wechsel aufnehmen müssen.

G. Aber, lieber Mann, warum haben Sie denn das gethan?

Pf. Die erste Tochter hatte soviel gekriegt, so konnte ich es ja der andern auch nicht vorenthalten. Man will ja nicht gern in der Welt zu Schanden werden.

G. Da dächte ich dürfte man nicht borgen. Denn lieber Herr Pfarrer, wenn Sie die Schulden nun nicht bezahlen könnten?

Pf. Das wollte Gott nicht!

G. Nu! und wie stehts mit den übrigen Kindern?

Pf. Zwey Söhne studiren itzo noch in Grünau. Die haben mich schwer Geld gekostet. Ich habe so wahr ich vor Ihnen sitze, seitdem sie in Grünau sind, nicht mehr als einmal Fleisch in der Woche gegessen, und habe mir keinen neuen Faden geschafft, alles Geld, wie ich es eingenommen habe, habe ich zusammen gepackt und nach Grü-

nau

nau geschickt. Und nun schreiben sie mir doch noch, daß ich ihnen einen Abschieds-Wechsel schicken soll. Ich weis in meinem Leibe keinen Rath, wo ich das Geld noch alle her nehmen will.

G. Also kommen sie bald zurück?

Pf. Ostern, wills Gott! aber was ists, wenn sie zurück kommen? da liegen sie ein paar Jahr wieder und zehren, und wenn sie mit Angst und Noth eine Condition bekommen, so wollen sie wieder equippirt seyn, lieber Gott!

G. Und wie alt sind die Herren Söhne?

Pf. Der eine ist zu Lichtmesse drey und zwanzig Jahr geworden, und der andere wird auf Simon Judä ein und zwanzig.

G. Und Sie?

Pf. Johannis trete ich mein fünf und sechzigstes an.

G. So muß also der fünf und sechzig jährige Vater, die zwanzig jährigen Kinder ernähren? das ist ja die verkehrte Welt.

Pf. Es ist ja nun einmal nicht anders.

G. Und das fünfte Kind ist vermuthlich der Sohn, für den Sie das Stipendium verlangen?

Pf. Ja, das ist mein Jüngster, zu Ostern, wills Gott, soll er auch nach Grünau gehen?

G. Ja, lieber Herr Pfarrer, das Stipendium, das Sie verlangen, beläuft sich jährlich auf dreyßig Gulden. Glauben Sie wohl, daß Ihr Sohn davon wird leben können?

Pf. Es ist doch ein Zuschuß, lieber Herr Gerichts-Director.

G. Und Sie werden wieder den Hauptzuschuß thun müssen?

Pf. Freylich wird es nicht anders seyn!

G. Armer Mann! Auf diese Art werden Sie ja Ihres Lebens nicht froh? Ihr tägliches Geschäfte scheint ja Sorge und Kummer zu seyn?

Pf. Das ists auch! ich habe mannichmal so meine Gedanken darüber. Wenn ich mein ganzes Leben ansehe, so muß ich mit dem Verfasser des neunzigsten Psalms sagen: wenn es köstlich gewesen ist, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Bis in mein fünf und dreyßigstes Jahr hab ich mich unter fremden Leuten herum schlagen müssen. Nach vielen Suppliciren kriegte ich endlich eine Pfarre. Da mußte ich fünfhundert Thaler Schulden machen, um die Kosten für das

Examen,

Examen, die Ordination, und Investitur, und meinem Antecessor die Melioration der Aecker zu bezahlen. Hernach wurde mir ein Mädchen mit tausend Thalern recommendirt. Sie stund mir freylich nicht recht an, aber um der tausend Thaler willen mußte ich ein Auge zuthun. Nun kamen kleine Kinder, da habe ich es an keiner Wartung und Pflege, an keinem Aufwande fehlen lassen, und habe immer der Hoffnung gelebt, daß sie mir einmal, wenn ich alt wäre, unter die Arme greifen sollten. Aber ich sehe nun wohl, daß es wahr ist: kleine Kinder kleine Sorgen! große Kinder große Sorgen! ach Gott!

G. Ich bedaure Sie von ganzem Herzen.

Pf. Und was das schlimmste ist, so werde ich seit einiger Zeit auf Gottes Wort mistrauisch. Da steht doch ausdrücklich: Wie die Pfeile in der Hand eines Starken, also gerathen die jungen Knaben. Wohl dem, der derselben seinen Köcher voll hat! die werden nicht zu Schanden, wenn sie mit ihren Feinden handeln im Thor. Das trifft ja nicht mehr ein. Wenn ich einmal zu Schanden werde, vor meinen Feinden, so werde ich es blos durch meine

Kinder. Und gleichwohl kann ich doch von keinem sagen, daß es ungerathen wäre.

S. Das macht lieber Herr Pfarrer, daß wir den Weg der Natur verlassen haben. Wenn wir immer den Weg giengen, den uns die Natur zeigt, so müßte jedes Kind, wenigstens vom achtzehnten oder zwanzigsten Jahr an, sich selbst ernähren, und der alte Vater könnte denn unter ihnen und seinen Enkeln sitzen, und sich freuen, wie man sich freuet in der Ernte. Und wenn er kraftlos würde, könnte er sich auf seine Familie stützen. So aber, wenn ein ehrlicher Mann des Tages Last und Hitze getragen hat, so fressen ihn seine Kinder auf, so wie es bey verschiedenen wilden Nationen gewöhnlich ist. Nur mit dem Unterschiede, daß der Wilde seine Eltern erst nach dem Tode, aber unsere cultivirte Jugend ihre Eltern, bey ihrem Leben auffrißt.

Pf. Aber was soll ich nun dabey thun?

S. Sie und ich können weiter nichts dabey thun, als daß wir alles gehen lassen, wie es geht. Ich will Ihnen unterdessen beystehen, wie ich kann. Das verlangte Stipendium verspreche ich Ihnen,

und

und zu einem andern, von funfzig Gülden, das auf Michael vacant wird, mache ich Ihnen Hoffnung.

Der Pfarrer wurde dadurch so gerührt, daß er des Direktors Hand faßte, und sie küssen wollte. Dieser aber zog sie zurück und sagte: keine Danksagung, lieber Herr Pfarrer, ich gebe das Geld nicht aus meinem Beutel. Mit den Stipendien, die ich zu vergeben habe, rechtschaffener Eltern Sorgen mindern, ist meine Schuldigkeit.

Ein Amtsgeschäfte, das, wie er sagte, seiner wartete, nöthigte ihn, uns zu entlassen, und wir schieden beyde von ihm, mit Hochachtung für die Einsichten und die edele Gesinnung, die aus allen seinen Gesprächen hervorleuchteten.

Die übrige Zeit meines Aufenthalts in Kolchis, wendete ich dazu an, dem armen Selbiger zu seiner Freyheit zu verhelfen.

Nach des Fähndrichs von Silkowitz Rath wendete ich mich an den Fürsten selbst, und erhielt bey ihm mehr als ich suchte. Da ich die ganze Geschichte des armen Menschen erzählte, schien der Fürst gerührt zu seyn, und gab Ordre, daß man ihn ganz unentgeldlich dimittiren sollte.

Ich

Ich dankte ihm für diese Gütigkeit, mit herzlicher Rührung. Aber noch weit gerührter wurde ich den folgenden Tag, da Selbiger selbst in mein Quartier kam. Der gute Mensch weinte, und wollte danken, aber die Worte zur Danksagung fehlten ihm. In meinem Leben kann ich es Ihnen nicht vergelten, sagte er, lieber Herr von Carlsberg, was Sie an mir gethan haben.

Ich wünsche nur, sagte ich, daß Ihr mit Eurer Braut recht glücklich leben möget, dieß wird mich für die kleine Bemühung, die ich um Euretwillen angewendet habe, tausendfältig belohnen. Aber wie stehts mit dem Reisegelde?

S. Das habe ich genug. Der gute Fürst hat mir zehen Gulden auszahlen lassen, und noch dazu die ganze Montirung geschenkt.

J. Das hat der Fürst gethan?

S. Ja wirklich, lieber Herr, sehn Sie die ganze Tasche habe ich voll Viergroschenstücke. Ich bin auch dem Herrn so gut geworden, daß es mich ordentlicher weise dauert, daß ich aus seinem Dienste gehen soll. Und

wenn meine Lotte nicht thäte, so wahr ich ehrlich bin, ich diente ihm Zeit meines Lebens.

Ich habe ihm die Anweisung gegeben, daß er einstweilen auf mein Gut gehen, und mich daselbst erwarten sollte, damit ich mit ihm, wegen seines weitern Fortkommens, Ueberlegung treffen könnte. Denn ich kann es nicht läugnen, daß ich selbst gern dabey seyn möchte, wenn Selbiger das erstemal wieder zu seiner Lotte käme.

Ich bitte Sie, unterdessen selbst zu überlegen, wie wir wohl am besten diesen ehrlichen Menschen versorgen könnten. Von ganzem Herzen bin ich

Ihr

treuer

Carl.

Neunzehnter Brief.

Carl an den Obristen von Brav.

Carmin, den 9 Jänner.

Bester Herr Vetter!

Ich kam ehegestern mit dem Einbruche der Nacht hier an.

Da ich in dem Gasthofe abstieg, wo ich mein Pferd einziehen wollte, traf ich einen Trupp Leute an, die einen jungen Menschen bedauerten, und sagten, es sey ewig Schade um ihn, weil er so gar schön und wohlgewachsen gewesen wäre, und noch nicht das fünf und dreißigste Jahr zurückgelegt hätte.

Was giebt es hier? fragte ich den Hausknecht, der mir das Pferd abnahm.

H. Sie haben heute einen Soldaten erschossen.

I. Erschossen? was hatte denn der arme Mensch gethan?

H. Er hatte sein Kind todt gemacht. Man sollte nicht meynen, daß es möglich wäre, hatte es bey den Füßen gekriegt, und mit dem Kopfe

gegen

gegen den Ofen geschlagen, daß das Gehirn umher gespritzt war.

J. Gott! Was höre ich! der Vater hat das Kind todtgeschlagen? Ist denn der Mensch närrisch gewesen?

H. Das nicht. Aber was thut der Mensch nicht in der Desperation? Der arme Teufel hatte eine Frau und drey Kinder und fünf Kreuzer Gage. Das war zum Leben zu wenig und zum Crepiren zu viel. Da ist der arme Schelm seines Lebens endlich satt geworden und hat sein Kind todt gemacht, damit er nur auch todt gemacht würde.

J. Sollte man meynen, daß der Mensch sich so weit verirren könnte!

H. Ach das ist bey uns nichts seltenes. Es vergeht fast keine Woche, da sich nicht ein Soldat erhängt, erschießt, ersäuft, oder ein andres ums Leben bringt. Wir haben immer drauf gehofft, daß es Krieg, und etwas Beute geben sollte. Aber wie die Zeitungen schreiben, so ist nun an keinen Krieg zu denken. Nun sind die Leute vollends desperat. Ich will nur sehen was es noch am Ende daraus werden soll.

Versorge er mein Pferd, sagte ich, und führe mich zum Feldprediger Wenzel.

Das Verlangen den Mann wieder zu umarmen, dem ich meine ganze Bildung zu verdanken habe, war so lebhaft, daß die schreckliche Schilderung vom Soldatenelende, die mir dieser Mensch gemacht hatte, sich nicht in meine Seele eindrücken konnte. Ich stürzte, da ich auf meines lieben Wenzels Zimmer kam, in seine Arme, und fühlte die Verbindlichkeit ganz, die ich dem treuen Führer und Rathgeber meiner Jugend schuldig war, und er schien es auch sehr lebhaft zu empfinden, was es für Freude sey, Früchte von einer langen und mühevollen Arbeit zu sehen.

Das erste, wornach er sich bey mir erkundigte, war meine Verbindung mit Henrietten. Er machte mir wenig Hoffnung, daß ich meiner Mutter Einwilligung dazu erhalten würde, und sagte: Sie wären die einzige Person, die in diesem Falle etwas für mich thun könnte. Im übrigen sprach er von der ganzen Sache mit so vieler Weisheit, in seinem gewöhnlichen zuversichtlichen und herzlichen Tone, daß mein Herz ganz beruhigt wurde.

Unser Schicksal, sagte er, ist ja von dem guten und weisen Regierer der Welt bestimmt. Ists bey dem entschieden, daß Ihre Verbindung für Ihre und Henriettens Glückseligkeit, und für das Wohl des Ganzen, gut ist, so werden alle Hindernisse weichen müssen. Die Schwierigkeiten, die der Erreichung Ihres Wunsches in den Weg gelegt werden, sind wahre Wohlthaten. Denn Schwierigkeiten sind weiter nichts, für einen edeldenkenden, als Spornen seine Kräfte zu brauchen und zu üben. Sie machen uns weise und stark, lehren uns Geduld und Mässigung. Das menschliche Geschlecht würde noch auf der untersten Stufe stehen, wenn es sich nicht, seit seinem Entstehen, durch so zahllose Schwierigkeiten hätte arbeiten müssen, um zu seinen Zwecken zu kommen. Und — je grösser die Schwierigkeiten waren, die man überwinden mußte, desto süsser ist auch hernach der Genuß!

Wohl mir, wenn ich vermögend wäre, die weisen Grundsätze dieses Mannes immer lebhaft in meiner Seele zu erhalten! Dann trauete ich mir unter allen Stürmen der Widerwärtigkeiten ge-

 lassen

lassen zu bleiben, und ohne Entsetzen dem Untergange unsers Planeten zuzusehen.

Nachdem er mich vollkommen beruhigt sahe, öffnete er mir auch sein Herz bey einem Glas Weine. Es ist, sagte er, bey mir eine gewisse Leere, die beständig ein heimliches Trauern unterhält. Ich fühle das Bedürfnis der Liebe, ich bin überzeugt, daß ein Mensch, der unbeweibt aus der Welt geht, einen Theil seiner Bestimmung nicht erreicht. Und gleichwohl — so lange ich bey dem Regimente bin, kann ich, nach den Begriffen, die ich vom Frauenzimmer, Soldatenstande, häuslicher Glückseligkeit u. d. gl. habe, mich unmöglich verheyrathen. Ich muß meine Brust gegen alle Eindrücke, die weibliche Vollkommenheit auf sie macht, verstählen, und gegen die unschuldigsten Neigungen kämpfen, wie wenn sie lasterhaft wären.

Er kam darauf auf sein Verhältniß zu reden, in dem er jezo gegen den Fürsten stünde, versicherte mich, daß er, seit jener freymüthigen Unterredung mit ihm, sein ganzes Zutrauen erhalten habe, und zeigte mir einige Briefe, die der Fürst eigenhändig an ihn geschrieben hätte.

Der merkwürdigste war der, in dem der Fürst ihn aufforderte, einige Vorschläge zu thun, wie seine Regierung so könnte eingerichtet werden, daß unter derselben die Unterthanen ein höheres Maas von Glückseligkeit geniessen könnten.

Er zeigte mir hierauf die Vorschläge, die er ihm gethan habe, und da sie mir sehr merkwürdig schienen, so habe ich mir die Kopie davon ausgebeten, und schliesse sie hier sub Lit. A. bey.

Unausgesezt bin ich

Ihr

treuer

Carl.

Lit. A.

Durchlauchtigster Fürst und Herr!

Das gnädige Zutrauen, das Ew. Durchl. gegen mich beweisen, sezt mich in nicht geringe Verlegenheit, indem ich nur zu sehr fühle, daß mir die Kräfte und Fähigkeiten fehlen, die Sie mir zutrauen. Die ausgebreiteten Kenntnisse habe ich

bey weitem nicht, die ein Mann besitzen muß, der es unternimmt, die innere und äusserliche Glückseligkeit eines Staats zu gründen. Mein Geschäfte war die moralische Besserung der Menschen. Diese hat mir soviel Zeit und Kraft weggenommen, daß ich um andere Dinge, die darauf nicht eine unmittelbare Beziehung haben, mich wenig oder nicht bekümmern konnte.

Um unterdessen Ew. Durchlaucht gnädigen Befehl soviel zu befolgen, als meine Kräfte erlauben, so bin ich so frey Ew. Durchlaucht auf ein Uebel aufmerksam zu machen, das wie die Pest im Finstern schleicht, Bürger gegen Bürger waffnet, gegen den Fürsten Meuterey, und gegen den Unterthan Despotismus, erregt. Das ist — der Pharisäismus.

Was dieser für ein schreckliches Uebel sey, können Ew. Durchlaucht schon aus der Art schliessen, wie ihn unser Erlöser, dessen Lehre Ihnen gewiß heilig ist, behandelt hat. Gegen alle Verirrungen des Verstandes und des Herzens war er äusserst tolerant, und hatte beständig ein Gefolge von Leuten um sich, davon der grössere Theil grosse Sünder gewe-

sen waren. Nur wenn er gegen den Pharisäismus redete, verließ ihn die gewöhnliche Sanftmuth, und er behandelte ihn ohne alle Schonung. Schon hieraus können Ew. Durchlaucht sich überzeugen, daß der Pharisäismus ein Uebel seyn müsse, gegen den sich die ganze Natur eines Mannes empören muß, dem die Sache Gottes und der Menschen am Herzen liegt.

Was ist aber der Pharisäismus? werden Ew. Durchlaucht fragen. Die Antwort ist etwas schwer. Das Ungeheur zeigt sich in hundert tausenderley Gestalten, es nimmt den Charakter jeder Nation und jedes Jahrhunderts an, wo es umher schleicht. Es flucht dem Ehestande, wo man das ehelose Leben für heilig hält, und spielt den guten Ehemann und Hausvater, wo des Ehestands Würde erkannt wird. Es predigt bald Glauben, bald gute Werke, je nachdem eines davon nach dem Geschmack seines Publikums ist.

Wie schwer ists also ein Ding zu beschreiben, das fast alle Jahrzehende in einer andern Gestalt auftritt!

Ich glaube, die beste Beschreibung, die davon

kann gegeben werden, haben wir in den Worten unsers Erlösers: Ihr Heuchler! ihr verzinßet die Münze, Till und Kümmel, und laßt dahinten das schwerste (das Wichtigste) im Gesetz, die Barmherzigkeit und das Gericht, (die Gerechtigkeit) und den Glauben.

Barmherzigkeit, Gerechtigkeit und Glauben oder Vertrauen zu Gott, sind die Hauptmerkmahle eines jeden guten Menschen, sind das Ziel, nach welchen uns jede, wirklich göttliche, Religion leiten muß. Verzinsen des Tills und Kümmels ist dagegen eine Posse, ein wahres Nichts, das man thun kann und dabey der gröste Schurke bleiben. Pharisäismus bestünde also in der Kunst, statt Pflicht, Gerechtigkeit und Vertrauen zu Gott, ein Nichts zu setzen, und demselben ein so ehrwürdiges Ansehen zu geben, daß man dabey die Rolle eines pflichtergebenen, gerechten und frommen Mannes spielen kann.

Es giebt politischen, philosophischen, pädagogischen, juristischen, medicinischen und religiösen Pharisäismus. Ich schränke mich blos auf den letztern ein, weil ich über diesen am mehresten nach=

nachgedacht habe. Der religiöse Pharisäismus macht dem Publikum allerley Possenwerk vor, bemüht sich es zu überzeugen, daß dies das Wesentliche der Religion sey, erwirbt sich dadurch bald den Ruhm des Religionseifers und der Heiligkeit, und verübt unter dieser Maske die grösten Bubenstücke.

Da unser Erlöser die Welt belehrte, gieng der Pharisäismus in Judäa herum, in einer Kleidung, die einen gewissen bestimmten Schnitt hatte, band die zehen Gebote vor die Stirn und auf die Hand, fastete, wenn er merkte, daß er beobachtet wurde, verzehente seine Einkünfte, und was denn dergleichen Possenspiel mehr war. Dadurch erwarb er sich bald den Ruhm der Heiligkeit, unterdrückte im Verborgenen die Unschuld, und plünderte die Wittwen und Waisen, ja, wußte durch sein Gaukelspiel es dahin zu bringen, daß die Nation den edelsten, der je unsern Planeten belehrte, als einen Verbrecher ansahe, behandelte, und an das Creutz schlug.

So wie aber alles Ding seine Zeit und Weile hat, hatte es auch diese Rolle. Das Judenthum sank, und die Wittwen und Waisen wurden seltener,

ner, die man, mit den zehen Geboten auf der Hand, plündern konnte. Der Pharisäismus glaubte also, daß es seiner Convenienz gemäß sey, zum Christenthume über zu gehen.

Diese weise, göttliche Einrichtung, die zur Absicht hat, dem Menschen die höchste Vollkommenheit zu verschaffen, deren seine Natur fähig ist, ihn zur Herrschaft über seine Begierden, zur Aufrichtigkeit, Barmherzigkeit, Sanftmuth und Thätigkeit zu leiten, schien seiner Natur nach dem Pharisäismus ganz entgegen zu stehen. Gleichwohl wußte er etwas aus demselben zu finden, das er als Maske, oder, wie unser Erlöser spricht, als Kalk, mit dem man eckelhafte Oerter übertüncht, oder als Schaafspelz, brauchen, unter demselben die Rolle des Christen spielen, bis zum Heiligen sich erheben und seine Bubenstücke vollbringen konnte. Der Erlöser hatte uns sehr weislich belehrt, daß wir mehr für die Ausbildung unserer Seele, als für die Erwerbung des Irdischen sorgen, daß wir unsere Begierden beherrschen, und uns von denselben unabhängig machen sollten. Der Pharisäismus nahm diese göttlichen Grundsätze, verdrehete sie, und schuf

sich

sich einen Schaafpelz daraus. Wenn ihr der Verdammniß entgehen wollt, predigte er: so müßt ihr das Irrdische verlassen und freywillige Armuth wählen, ihr dürft nicht ehelich werden, denn im Ehestande werden die Begierden genährt! Er selbst zog in Einöden und flohe den Ehestand, faullenzte und verzehrte in Unthätigkeit die Früchte des Fleisses seiner Mitbürger, trieb unnatürliche Sünden, und wurde als Heilig bewundert und gepriesen. Ein grosser Theil der Heiligen, die seit vielen Jahrhunderten die Christen verehrten, haben sich gewiß die Ehre der Anbetung durch nichts, als durch Faulheit, und durch unnatürliche Ausschweifungen, die ihnen den Ehestand entbehrlich machten, erworben. Unter dieser Maske konnte er nun ungestraft die Verbrechen vollbringen, wegen welcher ihn sonst die Gesetze würden verfolgt haben, konnte wieder der Wittwen Häuser fressen, verwaister Kinder Erbtheil an sich ziehen, die Unschuld unterdrücken und die Tugend verfolgen.

Da es ihm einmal gelungen war, sich unter die Christen einzuschleichen, so war es ihm leicht noch allerley Firlefanz zu erfinden, um seinen

Schaafpelz zu verbrämen. Er erdachte eine Menge Ceremonien, wovon das Christenthum nichts weis, schob sie nach und nach statt der Lehre Jesu unter, und erwarb sich damit unter den Christen ein solches Ansehen, wie ehemals mit seinen Denkzedeln unter den Juden.

Der kühnste Streich, den er gespielt hat, ist dieser, daß er den Bischöflichen Stuhl zu Rom bestieg, durch mancherley Kabalen die Christenheit glaubend machte, er sey Gottes Statthalter auf Erden, seine Aussprüche wären göttliche Befehle, und sein Hofstaat, die Kirche Jesu; daß er ganze Heere in seinen Dienste aufnahm, und sie in Bischoffsmützen und Mönchskutten in der Welt umher sendete, um seine Herrschaft über den ganzen Erdboden auszubreiten.

Nun konnte er ungestraft der Wittwen Häuser fressen, die Unschuld unterdrücken, und den Wahrheitsfreund zum Scheiterhaufen schleppen. Jedes Bubenstück war unter dieser Maske eine löbliche That, und Verbrechen, die an andern wenigstens mit dem Rade würden seyn bestraft worden, konnten den Weg zur Ehre der göttlichen Anbetung bahnen.

Wenn Ew. Durchlaucht die Grundsätze des Römischen Hofs prüfen wollen, so werden Sie ohne Ausnahme alles, alles darauf anwenden können, was Jesus gegen den Pharisäismus sagte. Sie werden unter der Bischoffsmütze und Mönchskutte fast immer den Heuchler wieder finden, der Till und Kümmel verzehendet, und dahinten läßt das schwerste im Gesetz, die Barmherzigkeit und das Gericht und den Glauben.

Luther wagte es das hundertköpfige Ungeheuer anzugreifen, und wurde durch Gott so gestärkt, daß er seine Herrschaft in vielen Ländern zerstörte.

Aber vertilgen konnte er es nicht. Er hatte ihm den Schaafpelz ausgezogen und zerrissen, es flohe, kam aber bald zurück mit einem neuen Schaafspelze, den es sich aus Lutherischen Grundsätzen zusammen geflickt hatte, bestieg in demselben die Kanzeln, und trieb seinen vorigen Unfug wieder fort.

Da Luther zu lehren anfieng, bestund das Christenthum der mehresten, in der Beobachtung von mancherley Ceremonien, die man damals gute Werke nannte. Durch diese listige Erfindung des Pharisäismus ward der nieder-

niederträchtigste, pflichtvergessendste, in den Stand gesezt, so viele gute Werke zu thun, daß er einen Theil davon wieder an andere verhandeln konnte. Luther eiferte dagegen. Der entlarvte Pharisäismus hörte ihm von ferne zu, dann trat er hervor und stimmte Luthern bey. Man öffnete ihm die christlichen Lehrstühle, und er declamirte mit dem grösten Eifer gegen die guten Werke. Nur wußte er den Begriff von guten Werken so durch einander zu wickeln, daß am Ende die ganze christliche Tugend mit darunter begriffen wurde, und daß er nun mit der größten Feyerlichkeit, im Namen Jesu, unter Anrufung Gottes, den Werth der christlichen Tugend, deren Beförderung doch der Hauptzweck der christlichen Lehre ist, recht tief herabsetzen, und betheuern konnte, daß diese in Gottes Augen gar nichts gölte, so daß bey den mehresten Christen alle Neigung eigne Gerechtigkeit sich zu erwerben, erstikt wurde.

Die Protestanten fiengen an Glaubensbekenntnisse, ohne Zweifel in der Absicht aufzusetzen, daß ihre Feinde überzeugt würden, daß die Beschuldigung, als wenn unter ihnen got-

teslästerliche Sätze vorgetragen würden, ungegründet sey.

Diese Glaubensbekenntnisse gaben nun dem Pharisäismus wieder herrlichen Stoff, sich daraus einen Schaafpelz zu verfertigen, in welchem er mit ungebesserten Herzen, den Ruhm der Frömmigkeit erlangen, mit einem Herzen voll Bosheit, die Rolle eines Eiferers für die Religion spielen, und alle den Unfug wieder fortsetzen konnte, den er zu Zeiten des Welterlösers getrieben hatte.

Er ließ sich nun sehr angelegen seyn, den grossen Werth dieser Glaubensbekenntnisse, die im Grunde nichts anders, als eine Sammlung von Erklärungen sind, die dem Irrthum unterworfene Menschen, von einigen Aussprüchen Jesu und seiner Apostel, gegeben haben, heraus zu streichen, ihnen Untrüglichkeit beyzulegen, und von dem Glauben an dieselben, die Seligkeit der Menschen abhängig zu machen, so recht im Geiste des heiligen Athanasius, der seinen Speculationen den Machtspruch beyfügt: Das ist der wahre einige Glaube, wer denselben nicht fest und treulich hält, der kann nicht selig werden.

Diese Anhänglichkeit und Eifer für die menschlichen Erklärungen, nannte er Orthodoxie. Und eben diese Orthodoxie ist die Maske, unter der der Pharisäismus in unsern Tagen hauptsächlich seine Rolle spielt.

Ich will damit gar nicht sagen, als wenn alle diejenigen, die die Erklärungen eines Athanasius, Luthers, Calvins, u. d. g. von Herzen glauben, Pharisäer wären. Eine solche Lieblosigkeit sey ferne von mir! Es giebt unter allen Religionspartheyen der Christen, sehr gute und rechtschaffene Leute, so wie auch jede ihre Heuchler hat! Das Glaubensbekenntniß, ist schlechterdings nicht der Probirstein, an dem man den Rechtschaffenen erkennen kann! Aber dann ist die Orthodoxie wahrer Pharisäismus, wenn man das Glaubensbekenntniß, das man annimmt, es rühre vom heiligen Athanasius oder Socinus her, als untrügliche Wahrheit betrachtet, an den Glauben an dasselbe die Seligkeit der Menschen knüpft, und es zur Hauptsache in der Religion macht. Von Orthodoxie in diesem Verstande, kann man eben das sagen, was Christus von den Pharisäern sagte,

ihr verzehendet Münze, Till und Kümmel, und lasset dahinten das schwereste im Gesetz, nämlich die Barmherzigkeit, und das Gericht, und den Glauben.

Denn das Annehmen gewisser menschlichen Meynungen hat das mehrern Werth als das Verzinsen der Münze, des Tills und Kümmels? macht es uns etwa weiser? oder besser? giebts uns vor Gott einen Werth? Kann man im Ernst sich so weit verirren, daß man glaubt, der Weltrichter werde einst die Speculationen eines Athanasius, Luthers, Calvins oder Socins, bey Beurtheilung der Menschen zum Grunde legen? Sagt uns nicht Bibel und Vernunft, daß Gott alle die glücklich machen werde, die seinen Willen gethan haben, ohne auf ihr Glaubensbekenntniß im geringsten mehr Rücksicht zu nehmen, als auf die Kümmelbündelchen, die ehedem die Pharisäer auf den Altar legten?

Bey der Orthodoxie im strengen Verstande bleibt auch gemeiniglich die Barmherzigkeit, das Gericht und der Glaube dahinten. Unverständliche Sachen zu erklären, ungewisse Meynungen zu beweisen, das nimmt gemeiniglich so viel Zeit weg,

daß für die Barmherzigkeit, das Gericht und den Glauben wenig mehr übrig bleibt.

Wenn Ew. Durchlaucht geruhen wollen, das bisher gewöhnliche Gesangbuch zu durchblättern, so werden Sie meine Behauptung bewiesen finden. Es ist da fast nichts als Dogmatik, nichts als Speculation über des Erlösers Geburt, Leiden, Tod, Auferstehung, Taufe, und Abendmahl u. s. w. Barmherzigkeit und Gericht sind beynahe vergessen, indem äusserst wenige Lieder darinne zu finden sind, die von der eigentlichen christlichen Tugend handeln. Wenn Gerhard und Luthers Lieder nicht darinne wären, so fehlte beynahe auch der Glaube, indem ausser diesen, sehr wenige Gottanständige Vorstellungen von seinen Eigenschaften sich darinne befinden.

Die Orthodoxie, in dem Verstande, wie ich sie hier nehme, führt auch den Menschen ihrer Natur nach dahin, daß er in seinem Lebenswandel die Barmherzigkeit, das Gericht und den Glauben, oder, daß ich mich kürzer ausdrücke, die ganze christliche Tugend dahinten läßt. Sie hat eben die Wirkungen, die ehedem der Zehende von der Münze, die Denkzettel, das heilige Scapulier

und der Rosencranz hatten, sie schiebt statt christliche Tugend ein Nichts unter, und giebt dem einen so hohen Werth, daß die christliche Tugend dabey vergessen wird.

Wer den Glauben hat, daß die Seligkeit der Menschen an die Annehmung gewisser menschlichen Meynungen geknüpft sey, der wird sich wenig um Erwerbung der Vollkommenheiten bemühen, zu denen uns die christliche Lehre leiten soll. Daher werden Ew. Durchlaucht insgemein finden, daß die eigentlichen Orthodoxen (ich erinnere nochmals, daß ich dadurch nicht die Bekenner des protestantischen Glaubensbekenntnisses, sondern die verstehe, die die Orthodoxie zur Hauptsache machen insgemein ohne Mitleiden gegen das Leiden ihrer Brüder, in ihren Urtheilen lieblos, gegen Beleidigungen unversöhnlich, zu edeln Handlungen ungeschickt, und also gerade das Gegentheil von dem sind, was der Mensch nach der Absicht Jesu seyn soll; daß hingegen fast alle diejenigen, die sich durch wirklich christliche Tugenden ausgezeichnet haben, zu allen Zeiten als Heterodoxe sind verschrien worden. Das Ober-Haupt der Heterodoxen ist unser Erlöser, den die Or-

thodoxen für einen Samariter erklärten.

Der Schade, der dadurch dem Staate zuwächst, ist unermeßlich groß.

Die Orthodoxie ist die vorzüglichste Ursache, warum im geistlichen Stande so viele schlechte, niederträchtige, ihr Amt entehrende, Leute gefunden werden. Denn man nimmt, bey Besetzung der geistlichen Aemter, insgemein mehr auf Orthodoxie als auf den moralischen Werth des Menschen Rücksicht. Wenn Ew. Durchlaucht einen Versuch machen, und bey der ersten Vacanz einen orthodoxen Verleumder, und einen heterodoxen rechtschaffenen Mann dem Consistorium präsentiren wollen, so wird gewiß der letztere abgewiesen werden. Wo Orthodoxie herrscht, muß Jesu Lehre weichen. Man hört da wenig mehr von allgemeiner Bruderliebe, Versöhnlichkeit, Selbstbeherrschung, Wohlthätigkeit und Rechtschaffenheit, aber destomehr von den beyden Naturen Jesu, von der Gegenwart seines Leibes und Blutes im Abendmahle, von dem Werthe der Taufe, und was dergleichen mehr ist, predigen. Ja die Orthodoxie weis auf eine sehr listige Art, ganz unchristliche, gotteslästerliche, Sätze, in ihren Vortrag

trag einzuweben, redet z. E. von einem erzürnten Gott, und stellt den allgemeinen Vater der Menschen, der seine Sonne läßt scheinen über Böse und Gute, und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte, so vor, als wenn er nur ein Gott der Lutheraner oder der Reformirten sey. Zweifeln Ew. Durchlaucht hieran? so berufe ich mich auf eine Predigt, die noch im vergangenen Jahre ein Geistlicher in Ihrem Lande, über die Worte Jesu: *Was ihr den Vater bitten werdet, in meinem Namen, das wird er euch geben*, gehalten, und daraus vorgestellt hat, daß nur ein Lutheraner zu Gott erhörlich beten könne. Woraus ja nothwendig folgt, daß Gott nur ein Vater der Lutheraner sey, und daß er alle die andern Millionen Menschen, wie ein unmoralischer Stiefvater behandle, und auf ihr Bitten und Flehen nicht Rücksicht nehme.

Der Mann hat recht. So muß der Orthodoxe sprechen, wenn er seinem System gemäs reden will. Wer den Leuten nicht glaubt, die mein Glaubensbekenntniß verfertigten, den kann Gott nicht erhören, oder mit den Worten des heiligen Athanasius zu reden, der kann nicht selig werden.

So lange also diese Art Orthodoxie nicht gestürzt wird, so kann unmöglich wahre Bruderliebe, so wie sie Jesus empfiehlt, statt finden. Die anstatt der Lehre Jesu eingeschobene Orthodoxie wird immer Haß und Verfolgung predigen, und den selig preisen, der gegen heterodoxe Brüder der grausamste ist. Zwar wüthet sie itzo nicht mehr so unverschämt, wie sonst und unter Ihrer Durchl. Hrn. Grosvaters Regierung, da sie Millionen unschuldige Menschen aus Frankreich verjagte und gegen diejenigen, die in hiesigem Lande Zuflucht suchten, von allen Canzeln eiferte, und Fürsten und Bürger bey Gott beschwor, die Verjagten weiter zu jagen, aber sie beweißt doch ihre Tücken wo sie kann.

Sie nennt z. E. die Meynungen dieses oder jenes Mannes, die ins Glaubensbekenntniß gekommen sind, Grundartikel des christlichen Glaubens, und schilt diejenigen unglaubig, die sich nur an Jesum halten wollen, und sich nicht entschliessen können, an den heiligen Athanasius oder einen andern Glaubensvater zu glauben. Sie erlaubt kaum, daß ihre Bekenner mit den Bekennern anderer Glaubensbekenntnisse beten

dür-

dürfen, das Abendmahl mit ihnen zu halten, erlaubt sie ihnen sehr selten, und in manchen Provinzen gar nicht. Daher müssen die Reformirten, die in Lutherischen Ländern, und die Lutheraner, die in Reformirten Ländern wohnen, oft viele Meilen weit reisen, wenn sie das Abendmahl geniessen wollen. Gleichsam als wenn das Abendmahl zum Gedächtnisse Luthers oder Calvins, und nicht zum Gedächtnisse Jesu gestiftet, als wenn er nur der Erlöser der Lutheraner oder der Reformirten, und nicht der Welt-Erlöser wäre.

Ich brauche wohl Ew. Durchlaucht nicht zu beweisen, daß die Lehre Jesu die besten und glücklichsten Bürger bilde. Da nun die Orthodoxie die Wirksamkeit der Lehre Jesu verhindert, und, wenn ihr nicht beständig ein Gebiß in den Mund gelegt wird, sie ganz verdränget: so wäre mein ohnmasgeblicher Vorschlag, den ich, nach meinen wenigen Einsichten, zur Verbesserung Ihres Staats thue, dieser, daß Ew. Durchlaucht auf wirksame Mittel dächten, die Orthodoxie in Ihrem Lande gänzlich zu stürzen.

Da nun Ew. Durchlaucht ohne Zweifel mir befehlen werden, Vorschläge zu thun, wie dieses an-

zufangen sey: So bin ich so frey dasjenige hier nieder zu schreiben, was ich über diesen Punkt gedacht habe.

1. Glaube ich, daß kein Schritt dürfe gethan werden, der die menschliche Freyheit einschränkt. Denn der Mensch muß durchaus in Religionssachen seine Freyheit behalten. Und wenn sich jemand von Ew. Durchlaucht Unterthanen wollte beschneiden lassen, so glaube ich nicht, daß es ihm verwehrt werden könne. Es muß also durchaus jeder Unterthan die Freyheit behalten, nicht mehr und nicht weniger, zu glauben, als er nach seinen Einsichten, für wahr hält.

2. Deswegen rathe ich gar nicht dazu, daß ein neues Glaubensbekenntniß aufgesetzt werde, denn dieß wäre Stoff zu einem neuen Schaafspelze für den Pharisäismus. Nicht die Annehmung des Lutherischen, Calvinischen, Socinischen oder Katholischen Glaubensbekenntnisses, sondern der Wahn, als wenn die Annehmung eines gewissen Glaubensbekenntnisses das Hauptwerk in der Religion, und als wenn die Seligkeit der Menschen daran geknüpft sey, ist Orthodoxie. Ich bin daran so weit entfernt, daß

ich Ew. Durchlaucht unterthänig bitte, im Fall, daß das Projekt, das itzo geschmiedet wird, für Protestanten und Katholiken ein gemeinschaftliches Glaubensbekenntniß zu verfertigen, noch ausgeführt würde, sich nach den, Ihnen von Gott verliehenen Kräften ernstlich dagegen zu setzen. Denn es ist dieß weiter nichts als ein neuer Knif des Pharisäismus. Da die Wahrheit immer mächtiger wirkt, so kommt die Orthodoxie ins Gedränge. Die Protestantischen und Katholischen Orthodoxen scheinen also sich dahin vereinigt zu haben, daß sie künftig für einen Mann stehen wollen, welches ihnen ungemein leicht ist, weil ein Orthodoxer Türke und ein Orthodoxer Christ, ein Orthodoxer Lutheraner und ein Orthodoxer Katholike, im Grunde einerley Grundsätze haben. Daß von diesem Projekte die Jesuiten, die sich itzo in alle große Gesellschaften einschleichen, die Erfinder sind, ist höchst wahrscheinlich.

Möchten wir doch stets in die Fustapfen unsers Erlösers und seiner Apostel treten, die kein Glaubensbekenntniß aufsetzten, sondern nur immer auf Besserung drangen, und allen die Freyheit liessen, sich von unbegreiflichen Dingen Vorstellungen zu

machen, wie sie nur selbst wollten. Denn daß das sogenannte Apostolische Glaubensbekenntniß von den Aposteln herrühre, ist nicht erwiesen. Wenn nun Jesus unser Erlöser kein Glaubensbekenntniß aufsetzte, wer berechtigt denn die gewöhnlichen, vom Irrthum geblendeten, und von Leidenschaften beherrschte Menschen, ihren Brüdern vorzuschreiben, was sie glauben sollen?

3. Wäre es wohl nöthig, daß Ihre Durchlaucht, bey Vermeidung Ihrer Ungnade, befählen, daß hinführo niemand mehr die Vermessenheit haben sollte, einen andern zu der Annehmung eines Glaubensbekenntnisses zu verpflichten. Dieß ist keinesweges Eingriff in die christliche Freyheit, sondern vielmehr Unterstützung derselben. Denn das Glaubensbekenntniß bleibt ja und die Freyheit zu glauben, was er will, bleibt jedem unverwehrt.

4. Da Ihre Consistoria dagegen supplicando einkommen und einwenden werden, daß künftig so verschiedene Meynungen auf die Kanzeln würden gebracht werden, daß die Christen dadurch irre gemacht würden: so wäre mein ohnmasgeblicher Vorschlag dieser, daß Sie ein Landesväterliches

Schrei-

Schreiben an Ihre sämtliche Geistlichkeit ergehen liessen, in welchem Sie dieselbe in milden Ausdrücken ermahnten, künftig in ihren Vorträgen alle Lehrsätze und Erklärungen der Theologen weg zu lassen, und blos die biblische Lehre Jesu, in so fern sie auf Besserung und Beruhigung der Menschen Beziehung hat, zu predigen, wegen des Aufschlusses mancher Dunkelheiten aber, ihre Zuhörer auf die Zukunft zu vertrösten, wo wir von Angesicht zu Angesicht sehen würden, was wir itzo nur wie durch einen Spiegel in einem dunkeln Worte erkennen. Der erste Erfolg davon wird freylich seyn, daß nun der Pharisäismus mit weit grösserm Eifer die Dogmatik lehren, grössern Beyfall erhalten, in Kupfer gestochen und auf Denkmünzen abgebildet werden wird; dieß ist aber nur ein vorübergehendes Donnerwetter. Es wird nicht an redlichen aufgeklärten Geistlichen fehlen, die mit Freuden diese Gelegenheit ergreifen werden, das Joch der Orthodoxie abzuschütteln und die Sache Gottes mit Ernst zu betreiben. Und die eifrigen Orthodoxen — die sind ja sterblich.

5. Wäre es wohl gut, wenn Ew. Durchlaucht

eine

eine Kirche bestimmten, wo weder Lutherisch noch Reformirt, weder Katholisch noch Socinisch, sondern — Christlich Gott verehret, und mit Beyseitsetzung aller theologischen Speculationen, die Christen gerade zu angeführet würden, sich nach der Anweisung Jesu zu bessern und so glücklicher zu werden. Es kann ja freylich wohl seyn, daß der Pharisäismus anfänglich den Pöbel reizt, die Fenster dieser Kirche einigemal einzuwerfen. Ew. Durchlaucht haben ja aber so viel Geld, daß Sie die Fenster wieder können machen lassen. Und wenn es Ihnen beliebte, Ihre Schloßkirche dazu her zu geben, so hätten Sie auch diesen Unfug nicht zu besorgen, denn bey der Schloßkirche steht ja eine Schildwache.

6. Wäre es auch sehr nützlich, wenn Ew. Durchlaucht in eben dieser Kirche das Abendmahl, weder nach Katholischer noch nach Lutherischer noch nach Calvinischer Art, sondern gerade zu nach der Vorschrift des Welterlösers, halten und alle Ihre Unterthanen, ohne Unterschied des Religionsbekenntnisses zur Theilnehmung an demselben einladen liessen. Sie haben ja unter Ihrem Hofstaate und Ihrer

Armee

Armee Leute von allen christlichen Religionspartheyen, wenn Ew. Durchlaucht mit gutem Exempel vorgiengen, und in dieser Kirche communicirten, so würden gewiß die mehresten Ihrer im Solde stehenden Unterthanen nachfolgen. Und wenn die Christen sich erst daran gewöhnen, mit einander gemeinschaftlich Gott und Jesum zu verehren, so ist der Orthodoxie ihre Wirksamkeit schon ziemlich benommen. Es würde noch grössern Eindruck machen, wenn der Gottesdienst bald durch einen aufgeklärten Katholiken, bald durch einen eben so aufgeklärten Lutheraner, Calvinianer oder Socinianer gehalten würde. Aber freylich dürfte niemand gezwungen werden, daran Theil zu nehmen. Wenn der Musketir oder Küchenjunge sich ein Gewissen daraus machte, einem solchen Gottesdienste beyzuwohnen, so müßte ihm erlaubt seyn, davon zu bleiben.

Sollte Gott Ew. Durchlaucht diese Unternehmung gelingen lassen, so würden Sie gewiß zur Glückseligkeit Ihrer Unterthanen einen sehr dauerhaften Grund legen. Die wahre Christuslehre, die zeither durch die menschlichen Zusätze so sehr verhunzt wurde, würde ihre wohlthätigen Wirkun-

kungen weit sichtbarer äussern, Ihre Unterthanen würden weit zufriedener, thätiger und rechtschaffner werden, wenn sie die wenigen faßlichen und annehmungswürdigen Grundsätze, die uns unser Erlöser mitgetheilt hat, herzlicher annähmen und befolgten. Denn bey der dermaligen Lage sind die Gemüther der Christen in einer sehr traurigen Verwirrung, einige hängen noch an den Meynungen der Theologen so fest, daß sie die Lehre Jesu nicht fassen und sie also auch bey ihnen nicht wirken kann. Andere sehen das falsche ein, das in vielen theologischen Behauptungen ist, weil sie aber nicht im Stande sind, die Sätze Jesu von den Zusätzen der Menschen zu unterscheiden, so verwerfen sie beyde mit einander, und glauben gar nichts mehr, und so kann dann das Christenthum sehr wenig zur Gründung der Glückseligkeit einzelner Menschen und ganzer Staaten wirken.

Ew. Durchlaucht werden durch diese Unternehmung sich gewiß einen recht dauerhaften Ruhm erwerben, die Ehre unsers Jahrhunderts retten, und uns gegen die Vorwürfe schützen, die uns unsere klügern Nachkommen mit Recht machen könnten. Denn es kann doch

nichts

nichts ungereimters gefunden werden, als daß Menschen sich unterstehen ihre Meynungen als unträglich auszugeben, sie als das ne plus ultra der Untersuchungen des menschlichen Verstandes anpreisen, und sogar so verwegen sind, daß sie behaupten, der Weltrichter werde sie einst bey Beurtheilung der menschlichen Handlungen zum Grund legen. Nichts kann so sehr gegen den Geist des Christenthums seyn, als die Trennung der Christen in verschiedene Partheyen, die lediglich durch die Glaubensbekenntnisse ist erzeugt und erhalten worden, da unser Erlöser ausdrücklich sagt: Ihr sollt euch nicht Rabbi nennen lassen, denn einer ist euer Meister. Unsere Nachkommen müssen also nothwendig eine sehr ungünstige Meynung von unserm Verstande bekommen wenn sie lesen, daß noch im Jahr 1780 die Christen sind angehalten worden, dem Gebrauch ihrer eignen Vernunft zu entsagen und zu glauben, was andere als Wahrheit fest gesetzt hatten. Und daß noch im Jahr 1780 ist gepredigt worden, Jesus sey ein Heyland aller Menschen, und doch die Bekenner des-

desselben sich in eine Menge Partheyen getheilt, und Bedenken getragen haben, den gemeinschaftlichen Erlöser, gemeinschaftlich zu verehren.

Freylich wird dieser Schritt nicht vermögend seyn, die traurigen Würkungen der Orthothoxie sogleich aufzuheben, Sie machen doch aber damit den Anfang zu einer Reformation, nach der sich die Redlichen schon lange gesehnt haben, und ich zweifle nicht, daß dieser Anfang einen gesegneten Fortgang haben werde. Die Nachkommenschaft wird Ew. Durchlaucht dafür segnen, und Sie als einen weisen Fürsten preisen, der über die Vorurtheile seiner Zeit weit erhoben gewesen ist.

Mit der aufrichtigsten Verehrung verbleibe ich

Ew. Durchlaucht

unterthänigster
Wenzel.

Zwanzigster Brief.

Caroline Menzerin an die Hofräthin Namur.

Ritterstedt, den 9 Jänner.

Beste Schwester!

Dein Schicksal dauert mich unendlich. Was soll ich aber dabey thun? helfen? das erwartest du wohl nicht einmal von mir. Rathen? ach beste Schwester, ich kann dir keinen vernünftigen Rath geben, als den, den du von Rollow bekommen hast. Schicksale, die nicht zu ändern sind, muß man sich halt so erträglich als möglich zu machen suchen. Auf meine schwesterliche Theilnehmung kannst Du übrigens sicher rechnen, ich will dich bedauern, und, wenn mir Gott einmal die Barmherzigkeit erzeigt, mich vom Zwange des Hoflebens zu befreyen, so will ich Dich trösten, und Dir beystehen so viel ich kann.

Die Gesetze, nach denen wir gerichtet werden, haben Männer gemacht, darum ist auch darinne so wenig Billigkeit gegen uns, so wenig Kenntniß unserer Natur sichtbar, und ist fast alles zum Vortheile der Männer eingerichtet.

Wir sind von Natur schwächer und reitzbarer als das männliche Geschlecht, eine kleine Schmeicheley, eine vortheilhafte Bildung und Miene, kann uns aus aller Fassung bringen; gleichwohl hat das männliche Geschlecht die Erlaubniß, sich auf unsere Unschuld alle mögliche Anfälle und Ränke, die nicht offenbar unverschämt sind, zu erlauben. Sind wir denn nicht beklagenswürdig, wenn uns die Versuchung besiegt? Wollte doch einmal sehen, wenn wir die Freyheit hätten den armen Wichten Schmeicheleyen zu sagen, ihre Hände zu drücken, zu küssen, auf unsre Brust zu legen, unsern Arm um den Hals zu schlingen, ihnen die Backen zu streicheln, und Küsse zu rauben, u. s. w. was aus den Wichten werden sollte? Ob wohl einer im Stande wäre uns zu widerstehen.

Gleichwohl wenn wir uns überlisten lassen, fällt der Jammer auf uns wie ein Berg Gottes, und der Verführer hat tausenderley Mittel ungestraft davon zu kommen.

Ich bin itzo auch in der Klemme, liebe Schwester, und weis mir nicht zu rathen noch zu helfen.

fen. Von allen Seiten wird auf meine Unschuld Jagd gemacht.

Mein gefährlichster Feind ist der Kammerherr von Bristol, der mich nach und nach so in sein Garn gewebet hat, daß ich mich kaum noch regen kann. Anfänglich bin ich gegen den Tropf gar nicht auf meiner Hut gewesen, weil er die Rolle des Gleichgültigen spielte. Nun aber merke ich leider, daß er diese Rolle nur so lange gespielt hat, bis er die schwache Seite entdeckte, von der er mir beykommen konnte. Sobald dies geschehen war, fieng er vor einigen Wochen seine Operationen an.

Er wartete meiner Prinzessin auf, und, nachdem er den gewöhnlichen Weihrauch angezündet hatte, heftete er die Augen auf die Kupferstiche und Zeichnungen, mit welchen meine Prinzessin ihr Zimmer aufgeputzt hat. Bey jedem wußte er etwas schmeichelhaftes für ihren Geschmack zu sagen. Da er aber auf eine von meinen Zeichnungen kam, stund er wie begeistert da, und sagte: das wäre eine göttliche Zeichnung, die könne in Deutschland nicht verfertigt seyn.

Die Prinzessin lächelt und versicherte, sie wäre nicht nur in Deutschland, sondern sogar in Ritterstedt verfertigt.

Mit einer tiefen Verbeugung versicherte er, daß wenn Ihro Durchlaucht dieß nicht gesagt hätten, er niemanden in der Welt es würde geglaubt haben.

Da steht ja der Meister, sagte die Prinzessin, meine Caroline hat es verfertigt.

Er lobte wieder auf eine sehr schmeichlerische Art, die bewundernswürdige Gabe, die die Prinzessin hätte, alle Talente, die anderer Aufmerksamkeit entwischten, auszuspähen, und machte mir eine verbindliche Verbeugung.

Der Schurke mochte aber wohl aus meiner Farbe, und meinem ganzen Betragen gesehen haben, daß mein Herz eine gefährliche Bresche bekommen hatte — den andern Tag, da die Prinzessin kaum bey Tafel war, war er schon auf meinem Zimmer, und bat mich auf eine sehr dringende Art, daß ich ihm die Copie von dieser Zeichnung verfertigen sollte. Nu, du weist liebe Schwester, was für schwache Werkzeuge wir sind, wenn unserer Eitel-

keit

keit geschmeichelt wird. Ohne Bedenken gestund ich ihm seine Bitte zu.

Nun hatte er Gelegenheit, mich, so oft die Prinzessin bey Tafel war, zu besuchen, sich alle meine Zeichnungen zeigen zu lassen, um bey jeder etwas verbindliches zu sagen, meine Hand zu fassen, zu drücken, zu küssen, und sich von Tage zu Tage mehr Freyheiten zu erlauben.

Er hat mich nun ganz gefesselt. Fast täglich ist er bey mir, seine Aufführung wird immer freyer, mein Widerstand schwächer, rette mich Schwester, rette mich! Ich muß mich besiegen lassen oder fliehen — ein anderer Ausweg ist mir nicht übrig.

Ich bin — Gott Lob und Dank! die Prinzessin hat mir eben itzo angekündiget, daß ich mich auf morgen zu einer Reise gefaßt machen soll. Diese Reise wird mir doch einige Tage wenigstens, Zeit schaffen, meine Vernunft wieder wirken zu lassen. Leb wohl, liebe beste Schwester! Mit Sehnsucht erwartet den Augenblick deiner Umarmung,

Deine

Caroline.

Ein und zwanzigster Brief.

Carl an Zelnick.

Carmin, den 10 Jänner.

Mein lieber Zelnick.

Ihr Brief hat mir grosse Unruhe verursacht, und beynahe hätte ich Lust, Ihnen, wegen Ihrer unüberlegten Sinnlichkeit bittere Vorwürfe zu machen. Damit würde denn aber freylich das Geschehene nicht wieder gut gemacht. Alles was ich dadurch bey Ihnen bewirken könnte, wäre Reue, und diese haben Sie ja schon ohne dieß.

Auch bey Ihrer grossen Verwirrung erkenne ich noch die Züge der Redlichkeit, deren Stimme zwar eine Zeitlang durch die Sinnlichkeit unterdrückt wurde, die aber bald ihre Rechte wieder behauptete, und Sie itzo die Unregelmäßigkeit Ihres Verhaltens fühlen läßt!

Gott gebe, daß die unangenehmen Folgen die für Sie und das unglückliche Mädchen nothwendig aus ihrer Handlung entspringen müssen, aufs möglichste gemildert werden.

Der Herr von R. der Liebhaber des Mädchens, ist den Tag vor ihrer Entweichung aus dem Kloster, in einem Duell erschossen worden. Das Mädchen war also damals, da Sie sie verführten, frey, und Sie sind nun im Stande, das ihr zugefügte Unrecht wieder gut zu machen. Ich habe zu Ihrer Rechtschaffenheit das feste Vertrauen, daß Sie ihr die möglichste Satisfaction geben, und mich nicht nöthigen werden, Sie zu erinnern, daß ich, nachdem sie in meiner Hütte Zuflucht gesucht hat, ihr Bruder bin, und als ihr Bruder sie schützen und vertheidigen werde.

Ich erwarte hierüber von Ihnen in Kurzen eine bestimmte Erklärung. Freylich kann ich Ihnen von einer Verbindung, die blos durch das Uebergewichte der Sinnlichkeit veranlaßt wurde, die Freude nicht versprechen, die aus der Harmonie der Gesinnungen entspringen. Dafür kann ich aber nichts. Es ist doch besser für ihre Gemüthsruhe, daß Sie den begangenen Fehltritt so gut als möglich zu verbessern suchen, als daß Sie den schrecklichen Vorwurf auf Ihr Gewissen laden, daß eine unschuldige Person auf der Welt lebe, die

durch Sie wäre unglücklich gemacht worden. Ich bin

der Ihrige

Carlsberg.

Zwey und zwanzigster Brief.

Carl, an den Obersten von Brav.

Carmin, den 10 Jänner.

Es ist, wie wenn mich das Schicksal dazu bestimmt hätte, ein irrender Ritter zu werden. Meine Mutter ist wieder weiter, zur Frau von H. nach Zelchow gereißt. Ich würde ihr sogleich nachgeritten seyn, wenn mir nicht wäre versichert worden, daß man ihre Zurückkunft stündlich erwarte, und daß ich in Gefahr liefe, sie auf dem Wege zu verfehlen.

Der Major von Stampul, bey dem sie logirt hat, ließ mich heute mit meinem lieben Feldprediger zu Tische bitten, wo wir noch einige Officiere, nebst ihren Weibern antrafen.

fen. Es wurde da vieles gescherzt und gesprochen, und ich bemerkte mit Vergnügen, daß die mehresten Officiere sehr gesund und gründlich urtheilten, und mit unsern besten teutschen und französischen Schriftstellern bekannt waren. Ich erfuhr auch von Ihnen, daß sie eine Bibliothek zu Ihrem gemeinschaftlichen Gebrauch angelegt hätten, in welche sie keine andere Schriften, als solche, aufnähmen, die zur Berichtigung und Erweiterung ihrer Kenntnisse, Verfeinerung des Geschmacks, und Veredlung des Herzens dienen konnten. Auch der Major verrieth grosse Belesenheit, nur schien es mir, als wenn derjenige Sinn, den Wenzel, Gefühl für Wahrheit nennt, nicht geschärft genug bey ihm wäre. Wenigstens schien mir dieß das Gespräch zu beweisen, das er mit dem Feldprediger anstellte:

M. Wie stehts Herr Feldprediger? Was macht die Soldatenschule?

F. Der Keim zur Soldatenschule, wollen der Herr Major sagen, denn weiter ist es bis itzo noch nichts.

M. Also der Keim! Wie stehts damit? entwickelt er sich gut?

F. So ziemlich, und er wird sich noch besser entwickeln, wenn er nur fein begossen wird. Ich hoffe immer die Herrn Officiers sollen einmal ihre Börsen öffnen, und —

M. Hum! Wenn sie sonst keinen Fond haben, so möchte der Keim bald verdorren. Der Officier hat selbst nicht viel übrig. Und was mich betrifft, so kann ich gar nichts dazu geben, weil ich mit der ganzen Einrichtung nicht zufrieden bin.

F. Das bedaure ich sehr. Aber dürfte ich Ihre Gründe wissen?

M. Wenn Sie blos Anstalten machten, daß die Soldatenkinder etwas lesen und schreiben, und ihren Catechismus lernten, so hätte ich nichts dagegen, und es käme mir auf einen Vierteljährigen Beytrag von etlichen Gulden nicht an. So aber wollen Sie die Jungen aufklären, Ha! Ha! Ha! Lieber Feldprediger, ich glaube es gern daß Sie es herzlich gut meynen mögen, aber Sie sind mit unserer militärischen Verfassung noch nicht genug bekannt. Der gemeine Mann darf schlechterdings nicht aufgeklärt werden, am wenigsten der gemeine Soldat.

F.

F. Vielleicht verstehen mich der Herr Major unrecht, ich will den Kindern gar keine gelehrten Kenntnisse beybringen, nur etwas Geographie und Mathesis, nur das Gefühl für Recht und Unrecht, das Wahrheitsgefühl soll bey ihnen geschärft werden.

M. Daß sie mir giengen mit ihrem Wahrheitsgefühl! Immer Wahrheitsgefühl! Gott bewahre mich für einer Compagnie Soldaten, voll Wahrheitsgefühl. Ich mag ihr Anführer nicht seyn. Der Pöbel ist ein wüthend Thier, das beständig das Gebiß im Munde haben muß, wenn es seine Schuldigkeit thun soll. Haben wir aber ein besseres Gebiß als die Unwissenheit und Vorurtheile? Was thun Sie also, wenn Sie diese Leute aufklären? Sie nehmen ihnen das Gebiß ab. Und dann mag ich nicht mehr da seyn, wenn kein Mittel mehr da ist, den Pöbel im Zaum zu halten. Da haben wir ja das Exempel an den Wallachen! Die menschliche Natur entsetzt sich ja, wenn sie die Schandthaten liest, die diese Leute unter Anführung des Horja vollbracht haben, gesengt, gebrennt, geschändet, die Adelichen zum

Fenster heraus geworfen. Haben Sie denn das letzte Stück Hamburger Zeitung nicht gelesen?

F. Ich habe es wohl gelesen. Aber das müssen mir doch der Herr Major zugeben, daß diese Leute nicht durch die Aufklärung zur Empörung sind gereitzt worden. Die Leute sind ja vollkommen roh. Wenn sie mehr Wahrheitsgefühl hätten, so wären sie solcher Grausamkeiten unfähig gewesen. Stellen sich der Herr Major ein Regiment Soldaten, ein Dorf voll Bauern, oder eine Nation vor, die nach der, von mir projectirten Methode wäre erzogen worden, ists wohl denkbar, daß diese solche Grausamkeiten begehen, und den Adel zum Fenster herab werfen werde?

M. Nu zum Fenster herabwerfen eben nicht, aber —

F. Ich bin begierig was der Herr Major von einer Gesellschaft besorgen, die ihr Gefühl für Wahrheit, für Recht und Unrecht geschärft hat.

M. Sie wird ihre Schuldigkeit nicht mehr thun, sie wird nicht mehr gehorchen wollen. Bey den Soldaten wenigstens ist das gewiß. Ich bin gar kein Feind von Aufklärung, mein lieber Feldprediger,

diger, das wissen Sie, und suche sie zu befördern, soviel ich kann. Aber nur muß das suum cuique dabey nicht vergessen werden. Der befehlende Theil muß aufgeklärt seyn, der gehorchende muß in Unwissenheit bleiben.

F. Wenn sich nur die Grenzlinien zwischen dem befehlenden und gehorchenden Theile genau bestimmen liessen. Jeder Gehorchende ist ja in andern Rücksichten wieder Befehlender, und jeder Befehlende gehorcht auch. Ich habe die Klassificirung der Menschen, nach Verhältnissen, nie recht verdauen können. Es kommt mir, Sie verzeihen mir, daß ich mich dieses Gleichnisses bediene, die Eintheilung der Menschen in den Befehlenden und Gehorchenden Theil, eben so vor, als wenn man die Aepfelbäume in solche eintheilen wollte, die entweder zu Kugeln, oder zu Pyramiden geschnitten wären. Das ist ja keine wesentliche Eigenschaft. Das ist nur eine Figur, die so lange dauert, als die Scheere gebraucht wird.

M. Das wollen wir jetzo bey Seite setzen. Genug ich habe die Probe gemacht, und habe in meinem dreyssigjährigen Dienste erfahren, daß die

Auf-

Aufklärung für den gemeinen Soldaten, schlechterdings nicht tauge. In meiner Jugend stund ich als Lieutenant unter den Morlachen, und das heisse ich Soldaten. So ein Regiment Kerls zu kommandiren, das müßte eine Lust seyn. Im Feuer gestanden wie die Mauern! und wenn ich zu so einem Kerl sagte: fort Camerad, schiesse dort die Schildwache tödt, die auf der Batterie bey der Kanone steht, so gieng er, ohne die Miene zu verändern.

Es konnte aber auch keiner weder schreiben noch lesen, und ihre ganze Religion bestund darinne, daß sie des Morgens sich mit dem Creutz bezeichneten, und ihren Rosenkranz beteten.

Wenn ich aber unsere Leute nehme, die sind ja wahre Weiber dagegen. Wenn sie eine Batterie sehen, so fallen ihnen auch schon die Kanonen ein, die drauf stehen, und wenn sie die Kanonen erblicken, so denken sie auch an die Kugeln die darinne stecken, und da fällt denn hernach der Muth, und sie wollen nicht recht anbeissen.

Unsere Leute selbst haben sich seit zehen Jahren gewaltig abgeändert. Ists nicht wahr, Herr Hauptmann Gellwig, wir haben die Leute

nicht

nicht mehr, die wir in dem letzten Kriege hatten. Es ist gar der Muth, die Unerschrockenheit, die Lust zu fechten, nicht mehr da, die sonst unsere Soldaten so berühmt machte. Aber woher kommts? sie sind aufgeklärter. Der gemeine Mann trifft da und dort bey seinem Hauswirthe ein Buch an, liest es, und räumt dadurch nach und nach in seinem Kopfe auf. Das war sonst alles nicht. Da konnte man eine halbe Strasse durchsuchen, ehe man in einem Hause ein anderes Buch als eine Bibel, Kalender und Postille, antraf.

F. Ich möchte doch nicht alles so ganz auf Rechnung der Aufklärung schreiben. Die Venerischen Krankheiten, müssen auch wohl mit in Anschlag gebracht werden. Diese reisen ja, wie der Herr Major wissen, unter unsern Soldaten nicht ab, die saugen ihnen das Mark aus den Knochen. Wo soll da Muth her kommen!

M. Die sind immer unter den Soldaten gewesen, aber in der Aufklärung müssen wir den eigentlichen Grund von der Abnahme der Tapferkeit suchen. Stellen Sie sich vor, mein lieber Feldprediger, daß itzo eine Batterie soll erstiegen,

oder ein Morast passirt werden: Je da ists ja ausgemacht, daß erst ein Regiment zusammengeschossen werden muß, ehe nur einer von unsern Leuten zum Schusse kommt, und daß ein paar Bataillons erst sinken müssen, damit die andern drüber gehen können. Nun geben Sie mir ein Corps recht dumme Leute! Sie werden drauf losgehen, und nicht eher an die Gefahr denken, bis sie liegen. Das läßt mir aber der aufgeklärte Soldat wohl bleiben. Wenn der commandirt wird, so fängt er an zu räsonniren, berechnet, wie hoch die Batterie wohl seyn möchte, die erstiegen werden soll, wie viel dabey wohl Leute fallen möchten, wie tief der Morast wohl sey, wie viel Mann erfordert werden, ihn zu füllen. Wo soll denn die Courage herkommen? Wenns in Krieg gehen soll, so räsonnirt er über die Rechtmässigkeit oder Unrechtmässigkeit desselben! Was geht das dem gemeinen Manne an. Mag doch der Krieg rechtmässig oder unrechtmässig seyn, darnach hat er nichts zu fragen. Er ist weiter nichts als eine Kanone, die die Kugel dahin spielen muß, wohin ich sie richte, ohne daß sie fragen darf, was ich dabey für eine Absicht habe.

F.

F. Ich dächte aber doch, ein Mensch wäre etwas mehr als Kanone. Wenn die Kanone trifft, so liegt der Grund nicht in ihr, sondern in dem Kopfe des Mannes, der sie ladete und richtete. Die menschliche Vernunft ist das mächtigste, das wir kennen. Je aufgeklärter sie ist, desto mächtiger muß sie auch seyn. Ich sollte also meynen, ein aufgeklärter Soldat müßte allezeit mehr ausrichten können, als ein unaufgeklärter.

M. Ey, halb haben Sie recht, lieber Feldprediger, aber nicht ganz. Wenn Sie von Officieren reden, so stimme ich Ihnen vollkommen bey, je aufgeklärter der Soldat ist, desto mehr kann er ausrichten. Der gemeine Mann darf es aber nicht seyn. Der hat keine Vernunft nöthig, wenn der gute Knochen, Behendigkeit und blinden Gehorsam besitzt, so ist man mit ihm zufrieden. Bedenken Sie doch nur um Gottes willen die Bestimmung des Soldaten, lieber Feldprediger!

F. Und die ist?

M. Morden, verwüsten, verbrennen. Wird denn dazu nicht schlechterdings ein gewisser Grad von Barbarey, und Roheit erfodert? Da würden

wir mit einer Armee voll Wahrheitsgefühl weit kommen. Wenn sie morden sollte, so würde sie wollen verbinden, wenn sie zum anstecken commandiret würde, so würde sie wollen löschen, und wenn sie Befehl bekäme, ein Mehlmagazin ins Wasser zu schütten, so würde sie sagen, es wäre Schade um die edle Gottesgabe! Der Feind möchte vielleicht hungern, wenn man ihm seinen Vorrath verderbte. Solche Befehle zu vollziehen, verlangt man Barbarey, aber keine Aufklärung.

F. Und doch glaubte ich, daß auch der aufgeklärte Mann hart seyn würde, wenn das Beste des Vaterlands ihm diese Härte nothwendig machte.

M. Ja, das ist wahr. Ich merke schon was Sie sagen wollen. Das ist ja aber unter uns allen ausgemacht, daß wir nicht eher als alle hundert Jahre einen Krieg fürs Vaterland haben, und daß die mehresten Kriege nur geführt werden, um die Einnahmen und den Titel der Fürsten zu vergrössern. Das darf aber der gemeine Mann nicht wissen. Bey dem muß immer Religion und Vaterland die Loosung seyn. Wie ist das nun bey zunehmender Aufklärung möglich?

Noch im letztern Kriege habe ich die Wirkung der Aufklärung recht mit eigenen Augen gesehen. Wenn sonst der General rief, Kinder, haltet euch gut! es geht für die Religion und das Vaterland, so wirkte es wie ein elektrischer Schlag durch die ganze Armee, alle Augen funkelten, alle stampften, vor Begierde zu fechten. Im letzten Kriege wollte der General Prellwitz auch so etwas versuchen, ritt, ehe es zum Angriffe gieng, vor der Fronte auf und ab, sprach den Soldaten Muth ein: „Kinder! sagte er! wir haben heute einen warmen Tag! haltet euch gut! Denkt, es gilt das Vaterland. Ein braver Soldat läßt sein Leben gern für das Land, das ihn ernährete! folgt mir! denkt ans Vaterland! Vaterland! Vaterland! Werdet eurem Vaterlande nicht untreu!" Diese Rede that nicht die geringste Wirkung. Die mehresten Soldaten lachten dem General ins Gesichte, und ich hörte mit meinen eigenen Ohren, daß einer zu seinen Cameraden sagte: der General müsse uns vor erstaunlich dumm ansehen, wenn er glaubt, daß wir das Fürstenthum Ritzhagen, das wir für den Fürsten erobern sollen, zu unserm Vaterlande rechneten.

F. Wenn ich Ihnen nun auch das alles zugebe, so folgt doch aus allem, was der Herr Major gesagt haben, weiter nichts, als daß Krieg und Aufklärung nicht mit einander bestehen können, und daß eines dem andern weichen müsse. Da fragt sich nun: welches von beyden?

M. Wenn es auf das Wünschen ankäme, so wünschte ich freylich, daß der Krieg aufhöre, hätte auch alsdenn nichts dagegen, wenn mit der gehörigen Klugheit der gemeine Mann etwas klüger gemacht würde. Aber was hilft denn das Wünschen? genug der Krieg ist da und wird bleiben, und ist auch schlechterdings nothwendig —

F. Quod nego, Herr Major! wenn die Landleute können ohne Balgereyen und Schlägereyen zusammen leben, warum nicht auch die Fürsten?

M. Ey ein Fürst ist kein Bauer.

F. Aber doch ein Mensch. Und die Erfahrung lehrt doch daß seit dem die Landleute mehr Cultur bekommen haben, die Schlägereyen unter ihnen fast gänzlich aufhören, so daß es Dörfer giebt, wo man in einem halben Jahrhunderte von keiner Schlägerey etwas gehöret hat. Wenn nun der

Mensch im Landmanne den Grad von Cultur bekommen kann, daß er die Schlägereyen verabscheut, warum nicht auch im Fürsten?

M. Der Fürst hat keinen Oberherren, dessen Strafe er fürchten dürfe.

F. Und den hat er allerdings — sein Gewissen, sein moralisches Gefühl. Jemehr dieses verfeinert wird, desto mehr wächst die Verabscheuung des Kriegs. Bestätiget dieß nicht Erfahrung? Uebersehen der Herr Major ganz Europa! erblicken Sie einen Eroberer auf allen Fürstenstühlen? sind nicht so gar die ehemaligen Krieger friedfertiger geworden?

M. Ja das ist wahr, und die mehresten Fürsten suchen itzo mehr ihre Ehre in Erhaltung des Friedens, als in Führung des Kriegs. Aber bey alle dem wird doch Krieg bleiben, und so lange der bleibt muß die Aufklärung bey dem gemeinen Soldaten verhindert werden?

F. Ich dächte noch mehr befördert, damit die Führung des Kriegs unmöglich gemacht würde. Doch lieber Herr Major, ich habe Ihnen vielleicht schon zu stark widersprochen. Verzeihen Sie mir. Genug ich thue meine Pflicht auf dem Posten wo-

hin mich Gott gestellt hat, und überlasse es der Vorsehung, wie sie meine Arbeiten für das Beste des Ganzen brauchen will. Die Aufklärung und moralische Besserung der Soldatenkinder liegt wohl niemanden mehr ob, als dem Feldprediger. Folglich muß ich die Besorgung derselben übernehmen, und nicht zugeben, daß irgend eine menschliche Kraft zerknickt und unbrauchbar gemacht werde.

M. Sie meynen es gut, lieber Feldprediger, und ich schätze Ihr gutes Herz. Sie müssen die Sachen aber nur nicht von einer Seite ansehen, Sie müssen sie im Zusammenhange betrachten lernen. Wenn man die Sachen an sich ohne Rücksicht auf das Ganze betrachtet, so scheint es ja freylich, als wenn keine Kraft, die Gott gemacht hat, von uns dürfe zerknickt werden, daß wir allen Kräften zu ihrer Entwickelung behülflich seyn müssen: aber wenn man auf das Ganze sieht, so überzeugt man sich leicht, daß nicht alle Kräfte entwickelt werden dürfen, daß auch manche um des gemeinen Bestens willen zerknickt werden müssen, sonst dürften wir auch unsere Hausthiere nicht castriren.

F. Erlauben mir der Hr. Major! ein Mensch ist kein Hausthier — zwischen der Seelenkraft eines Menschen und dem Zeugungs-Vermögen eines Thieres ist ein unermeßlicher Unterschied. Der Mensch hat ein Recht das Zeugungs-Vermögen bey seinen Hausthieren zu zernichten weil sie sein Eigenthum sind, und er durch ihre Castrirung leichter zu seinen Absichten kommen kann. Aber nie, nie, kann ein Mensch so des andern Eigenthum werden wie ein Hausthier es ist, nie hat also ein Mensch ein Recht die Kräfte des andern zu zerknicken, damit er durch ihn seine Absichten desto besser erreiche. Zwischen dem einfältigsten Bauer und seinem besten Hammel bleibt allezeit ein grösserer Abstand, als zwischen dem mächtigsten Monarchen und einem Negersklaven. Jener ist Herr des Hammels, dieser hört nie auf Bruder des Sklaven zu seyn.

Nicht also das Wohl des Ganzen, nicht das allgemeine Beste, sondern der Despotismus macht es nöthig, daß die menschlichen Kräfte zerknickt werden, und einem grossen Theile der Menschen die Aufklärung versagt werde, damit er seine Brüder desto kühner unterjo-

chen und sie zu seinen Hämmeln und Lastthieren und Zugviehe machen könne; oder wie Zollikofer spricht: Nur dem Betrüger, nur dem Tyrannen im Staat und in der Kirche kann daran gelegen, kann es zur Erreichung seiner herrschsüchtigen Absichten nöthig seyn, die Menschen im Irrthum und in der Blindheit zu erhalten, und das Licht von ihnen zu entfernen, das seine Gesinnungen und Thaten enthüllen würde. Wer Böses will und Böses thut, mag es auch hier heissen, der kommt nicht an das Licht und verwehrt auch andern, so viel an ihm liegt, den Zutritt zum Lichte.

Haben der Herr Major die zollikofersche Predigt, vom Werthe der grössern Aufklärung der Menschen, noch nicht gelesen?

M. Nein.

F. Die sollten Sie wirklich lesen, sie steht im zweyten Bande seiner Predigten, von der Würde des Menschen. Ich bin so frey dieß Buch Ihnen diesen Abend zuzuschicken. Ich hoffe, wenn Sie einige Blätter darinne gelesen haben, daß Sie den folgenden Tag es

für die Militär-Bibliothek werden kommen lassen.

Der Major brach das Gespräch ab, lenkte es auf gleichgültige Dinge, konnte es aber doch nicht verbergen, daß er den Kürzern gezogen habe.

Nach aufgehobener Tafel kam die Rede, auf die Redouten, wobey viel gelächelt und in die Ohren geflüstert wurde. Da der Feldprediger und ich nun dabey überflüssig zu seyn schienen, so flüsterte ich ihn auch in das Ohr, daß es mir lieb wäre, wenn wir uns wegbegäben.

Mein Vorschlag wurde angenommen, wir schlichen uns fort, und ich setzte mich, bey meiner Zurückkunft sogleich nieder, um diesen Brief an Sie zu schreiben.

Ich bin aber während dem Schreiben sehr unterbrochen worden, weil alle Augenblicke Trödler und Trödlerinnen an die Thür klopften, und mir allerley Kleidungsstücke, Uhren, Tabatieren, Bücher und dergleichen zum Verkauf anboten. Der Feldprediger versicherte mich, daß diese Sachen alle von solchen Leuten kämen, die diesen Abend die Redoute besuchen wollten, und das dazu nöthige Geld nicht aufbringen könnten. Ich habe

bey

bey dieser Gelegenheit die schöne Zweybrückische Edition von Rousseau Werken, und die Müllerische Ausgabe vom Linnée, beyde zusammen für ein Louisd'or gekauft.

Bey dieser allgemeinen Sehnsucht nach den Redouten, ist auch bey mir die Lust erwacht, einmal an denselben Theil zu nehmen. Ich werde sie also diesen Abend besuchen, und muß eben deswegen meinen Brief schliessen, damit ich zu meiner Umkleidung Zeit behalte. Stets bin ich

Ihr

treuer

Carl.

Drey und zwanzigster Brief.

Die Hofräthin Grimmlein an Zelnick.

Grünau, den 11 Jänner.

Was haben Sie aber mein Lieber, bey Ihrem Briefe eigentlich zur Absicht? Etwa mir die Grösse meines Verlusts recht fühlbar zu machen? Bey der dermaligen Lage der Dinge ist wohl für uns beyde kein anderer Weg da, wieder zu unserer Gemüthsruhe zu kommen, als dieser — daß wir uns bemühen einander zu vergessen. Ich bitte

also mir von Ihnen die Freundschaft aus, mich nie wieder durch einen Brief an Sie zu erinnern. Und damit Sie meine Bitte desto eher lassen Statt finden, so muß ich Ihnen sagen, daß mein Mann im höchsten Grade eifersüchtig ist, und daß mir ein unermeßliches Unglück bevorstünde, wenn er erführe, daß ich mit Ihnen den Briefwechsel noch fortsetzte. Denn Ihre vorigen Briefe sind meinem Manne bereits in die Hände gefallen, und haben mir unbeschreibliche Leiden verursacht, die ich niemanden, als Gott klagen kann. Leben Sie wohl und vergessen

Ihre

Louise.

Vier und vierzigster Brief.

Carl an den Obristen von Brav.

Carmin, den 10 Jänner.

Bester Herr Vetter!

Gestern schon setzte ich die Feder an, um Ihnen die Abentheuer zu melden, die ich bey der Nachtschwärmerey angetroffen habe, war aber nicht vermögend einen vernünftigen Gedanken zusammen

zu bringen. Mein ganzes Ideemagazin kam mir vor, wie ein Buchdruckerkasten, in dem alle Schriften durch einander geworfen und gerittelt sind, so daß man Viertelstunden lang suchen muß, ehe man den Buchstaben findet, den man verlangt. Wenn ich mit vieler Mühe einige Gedanken zusammen gebracht hatte, und wollte sie nieder schreiben, so fielen mir die Augen zu, und eine Menge groteske Figuren gaukelten vor mir vorbey, so daß ich das Ding endlich überdrüssig bekam, mich gegen zehn Uhr Vormittags zu Bette legte, und bis vier Uhr Nachmittags schlief.

Auf diese Art habe ich einen ganzen Tag, von den wenigen die mir hier zu leben bestimmt sind, verloren, und ich habe dadurch eine solche Abneigung gegen diese Art von Belustigung bekommen, daß ich wohl schwerlich jemals wieder Theil daran nehmen werde.

Ich fuhr als Officier gekleidet nach dem Redouten-Saale. Bey meinem Eintritte strömten eine solche Menge unerwarteter Bilder in meine Seele, daß ich einige Minuten nöthig hatte, mein Bewußtseyn wieder zu erlangen, und mich von der Betäubung wieder zu erholen

holen, die mir die Menge ungewohnter Empfindungen verursacht hatte.

Da ich wieder zu mir selbst kam, war das mein erstes Geschäfte, daß ich im Saale auf und ab gieng, und die Masken betrachtete. Es ist wahr, daß ich ohne Vergnügen und Lachen nicht zusehen konnte, wenn Mönch und Türkin, Jude und Nonne, Officier und Zigeunerin, u. d. gl. mit einander tanzten, und ich empfand bey diesen lächerlichen Irregularitäten wirklich einen wollüstigen Kützel, der etwa eine halbe Stunde dauerte. Sobald ich aber ein Bischen zu räsonniren anfieng, verlohr er sich. Ich bemerkte Masken, die so scheuslich und so geschmacklos gewählt waren, daß man nothwendig über die Roheit derer, die darinne staken, sich ärgern mußte; andere machten ihren Erfindern desto mehr Ehre, man bemerkte daran durchgängige Harmonie, und sahe, daß jede Schleife, jede Schnalle absichtlich so und nicht anders gestellt war. Dieß machte mir Freude, die aber auch nicht lange dauerte. Denn, wenn ich bedachte, wie viel Zeit und Geld zur Verfertigung eines sol-

chen

chen Anzugs wohl nöthig gewesen sey, und was mit diesem Aufwande von Zeit und Geld wohl hätte Gutes gestiftet werden können, so konnte ich ihn nicht anders als mit Widerwillen ansehen.

Das gieng so weit, daß ich wirklich einen ziemlichen Anfall von übler Laune bekam, und bey alledem Geräusche, das um mich her war, doch immer einsamer wurde. Ja ich würde gewiß mich haben entfernen müssen, wenn ich nicht durch einen unerwarteten Auftritt wieder zur Fröhlichkeit wäre gestimmt worden. Eine Maske erschien als Invalid, hatte ein Zahlbret angeschnallt, auf welchem die Worte stunden: Zum Unterricht der Soldatenkinder, und gieng langsam im Saale auf und ab.

Kaum erblickte ich sie, so zog ich meine Börse, und schüttete, ich weis es selbst nicht, wie viel in das Zählbret. Ein Jude, der neben mir stund, that ein gleiches, ein Franziskaner folgte nach, und in etlichen Minuten drängten sich die Masken von allen Seiten bey, und contribuirten so reichlich, daß der Invalid, welcher, wie es sich hernach auswies, der Major von Stampul war, das Zählbret zweymal ausleeren mußte.

Bey

Bey dieser Gelegenheit zog eine weiß und schwarz gekleidete Nonne meine Aufmerksamkeit auf sich, die 2 Dukaten aus ihrer Börse holte, und dem Invaliden in sein Zählbret steckte. Schon ihr Gang, ihre Taille, und der mit Geschmak gewählte Anzug hatten meine Augen auf sie gezogen; da ich aber aus dieser Milde, auch auf eine edle Seele schloß, so zog sie auch mein Herz an sich. Kaum waren die Dukaten aus dem Händchen geschlüpft, so faßte ich es, und forderte sie zum Tanze auf.

Verzeihen Sie mir, mein Herr, sagte sie, ich werde heute nicht tanzen!

I. Vielleicht nur mit mir nicht.

Sie. Mit Niemanden. Wenn Sie mich mit einer andern Maske tanzen sehen, so sollen Sie es als eine Beleidigung annehmen.

I. Und ich habe immer geglaubt das gröste Vergnügen bey der Maskerade wäre der Tanz. Ohne Tanz hat man wohl Langeweile.

S. Sie mögen Recht haben. Aber es hängt nicht von meiner Entschliessung ab, daß ich hier bin. Wenn ich meiner Neigung hätte folgen dürfen, so sässe ich itzo ganz einsam und überließ mich meinen Gedanken.

J. Sie sind doch nicht krank?

S. Krank? ja und nein, wie Sie wollen. In Ansehung des Tanzes bin ich wirklich krank — wenn das Herz traurig ist, hilft keine äusserliche Freude.

J. Doch bisweilen. Wenigstens zieht sie eine Zeitlang unsere Gedanken von den unangenehmen Gegenständen ab, die uns verdrüßlich machen. Ich bitte nochmals!

S. Setzen Sie mich doch nicht in die Nothwendigkeit Ihnen abschlägliche Antwort geben zu müssen.

J. Und machen Sie mich doch nicht misvergnügt. Ich werde mich den Augenblick, voll Verdruß entfernen, wenn die Person, die gute Anstalten so milde unterstützt, mich nicht für würdig hielt —

S. Wie? Was?

J. Sie denken gewiß ich habe nichts gesehen? Kommen Sie meine Beste! Sie mögen Ihr Anliegen haben, aber wer Gutes thun kann, kann nicht unglücklich seyn.

Und so zog ich sie denn, mit einiger Weigerung, zum Tanze zu, tanzte mit ihr erst Menuet,

und da sie einmal im Gang war, Englisch. Da der zweyte Englische Tanz geendigt war, sagte sie mit fester Entschlossenheit nun sey es genug, nun keinen Schritt weiter. Sie hängen blos von Ihren Entschliessungen ab, antwortete ich, ließ aber doch die Hand, die sich immer loswinden wollte, nicht los, sondern folgte ihr nach und setzte mich neben sie.

Ich brachte sie bald zu einem Gespräche über die Unvollkommenheit der menschlichen Glückseligkeit, über die Bitterkeit fehlgeschlagener Wünsche, und sie sprach über diese Sachen so vernünftig, daß ich mich ganz vergaß, in der Entzückung ihre Hand ergriff, und sagte: noch eine Bitte, meine Beste!

S. Und die heißt?

J. Daß Sie mir die Freundschaft erzeigen, und mit mir in das nächste Zimmer gehen, um sich zu demaskiren.

S. Wofür sehen Sie mich an mein Herr?

J. Für ein sehr vernünftiges und edeldenkendes Frauenzimmer: Aber wofür halten Sie mich?

S. Das weis ich nicht. Es scheint mir aber indiskret zu seyn, wenn ein Unbekannter einem

Frauenzimmer, bey der ersten Unterredung einen so hohen Grad von Zutrauen abfordert.

J. Setzt denn das zu grosses Zutrauen voraus, wenn man sich in die Augen sehen läßt? Morgen gestehen Sie der ganzen Welt die Gefälligkeit zu, um die ich itzo so inständig bitte.

S. (nach einigem Besinnen) Ich weis ja gar nicht mit wem ich die Ehre habe zu sprechen. Wie ist Ihr Name?

J. Carlsberg.

S. Carlsberg? Wo haben Sie sich denn zeither aufgehalten?

J. Vorigen Sommer in Grünau, itzo lebe ich auf meinem Landgute.

S. In Grünau? wo wohnten Sie denn?

J. Im Grimmleinschen Hause.

Sobald ich dieß gesagt hatte, schlang sie vertraulich ihren Arm um den Meinigen, zog mich nach einem Zimmer zu, und sagte, für einen so braven Mann sich zu demaskiren, darf kein Frauenzimmer Bedenken tragen.

Ich folgte ihr voller Erwartung.

Kaum waren wir von Zuschauern entfernt, so erblickte ich — Carolinen Menzerin, das

liebe Mädchen, das ihres Liebhabers auf eine so unmenschliche Art war beraubt worden.

Meine Freude über diese Entdeckung war unbeschreiblich, und die ihrige schien nicht geringer zu seyn. Ich ließ sogleich eine Bole Punsch herbeybringen, und unsere Vertraulichkeit erreichte bey derselben einen sehr hohen Grad. Ich beschrieb ihr, ohne Zurückhaltung meine gegenwärtige Lage, in der ich mich gegen Henrietten befinde, und sie hingegen klagte mir mit gröster Offenherzigkeit den Zwang, dem sie sich bey Hofe unterziehen müßte. Am Ende wurde sie so vertraut, daß sie meine Hand faßte, und sagte: Nun lieber Herr von Carlsberg, ich habe Ihnen heute keine Bitte abgeschlagen, wenn ich nun bitte?

J. So ist Ihnen alles zugestanden. Bitten Sie doch recht viel!

S. Ho! Ho! bedenken Sie sich!

J. Alles ist bedacht! heraus mit der Bitte!

S. Ihre Hand!

J. Hier ist sie!

S. Wenn nun Henriette die Ihrige ist — doch ich bitte zu viel, eine abschlägliche Antwort würde mich zu sehr demüthigen.

J. Von mir dürfen Sie keine abschlägliche Antwort besorgen. Heraus mit der Bitte.

S. Wenn nun Henriette die Ihrige wäre.

J. Nu?

S. Wollten Sie wohl Henriettens Freundin erlauben, bey ihr zu leben?

Liebe, Mitleiden, Bereitwilligkeit zu dienen und — Punsch hatten mich so begeistert, daß ich die Grenzen des gewöhnlichen Wohlstandes überschritt, das Mädchen umarmte, und sie versicherte, daß die besten Zimmer auf meinem Landgute zu ihren Diensten stünden.

Wenn es ihr Ernst ist, sagte sie, indem sie sich von mir los wand, so verlassen Sie mich augenblicklich, gehen allein zur Gesellschaft, und sind mir nun ganz fremd. Meine Prinzessin, die mit auf dem Balle ist, sucht mich itzo gewiß auf, und wenn sie mich bey Ihnen findet, so ist mein ganzer Plan vereitelt.

Ich lachte, lezte meine Larve wieder an, und schlich mich allein zur Gesellschaft, in der ich, nach einiger Zeit meine Nonne auch wieder bemerkte.

Fortsetzung.

Schon vor der Unterredung mit diesem Mädchen,

chen, war eine Venetianerin um mich herum gegangen, die es ziemlich deutlich merken ließ, daß sie von mir wollte bemerkt seyn. Itzo fand sie sich wieder ein.

Ich forderte sie zum Tanze auf, und sie nahm die Aufforderung ohne Weigerung an. Da wir einen Englischen Tanz mit einander gemacht hatten, nahm sie meine Hand und beschrieb in dieselbe mit ihrem Finger einen C. ich nickte, nahm ihre Hand, und beschrieb in dieselbe, blos zum Scherz, ebenfalls einen C. Da schlang sie buhlerisch ihren Arm um den meinigen, drückte meine Hand und führte mich in ein Nebenzimmer. Warum, sagte sie, da wir allein waren, wollen wir uns gegen einander so fremde stellen? als wenn wir einander heute zum erstenmal sähen? herunter mit der Maske!

Meine soll gleich herunter seyn, sagte ich: und die meinige auch, sagte sie. Gesagt, gethan. In einem Hui standen wir beyde demaskirt da.

Aber wie groß war unserer beyder Verlegenheit, da wir einander in die Augen sahen. Unter der Maske der Venetianerin, entdeckte ich meine Mutter, und sie, die unter meinem Anzuge wer

weiß wen vermuthet hatte, war aus aller Fassung, da sie ihren Sohn vor sich sahe. Bist du es, sagte sie.

J. Sind Sie es. Liebe Mamma.

M. Ja, Ja, (indem sie an ihren Schleifen zupfte, sie zurecht legte, und nicht wußte, was sie vorbringen wollte)

J. Das ist mir doch lieb — so unerwartet.

M. So muß man die jungen Herrn belauschen. Die Liebe zu Henrietten muß doch so feurig nicht seyn, wenn eine Maske den jungen Herrn so fesseln kann.

J. Mich fesseln?

M. O leugne doch nicht Carl! warum schlangst du denn deinen Arm so verliebt um den meinigen? Dachtest gewiß du hättest ein junges Mädchen?

J. Gewiß, liebe Mamma, Sie thun mir Unrecht. Ich werde meiner Henriette nie untreu werden.

M. Wirklich nicht? auch wenn die Mutter es befiehlt?

J. Eine so gute Mutter kann mir nichts Böses befehlen.

M. Ich glaube der Herr Sohn will moralisiren? Seht doch?

Es erfolgte von beyden Seiten ein Stillschweigen. Meine Mutter hatte die Rolle nicht studirt, die sie itzo spielen wollte, und mir schloß die Hochachtung, die ich einer Person, die mich wenigstens unter ihrem Herzen getragen hatte, schuldig bin, den Mund. Itzt schien sich meine Mutter gesammelt zu haben, sie kam mit entschlossener Miene zu mir, faßte meine Hand, und sagte: mein Sohn!

J. Gnädige Mamma!

M. So ist also dein Entschluß, dich mit Henrietten zu verbinden unabänderlich?

J. Unabänderlich, so lange Sie mir keine hinlängliche Gründe anführen, die ihn abändern könnten.

M. Ich dächte doch du thätest wohl, wenn du dich erst ein Bischen unter unsern adelichen Familien umsähest. Vielleicht fändest du eine Person die dein Herz Henrietten vorzöge.

J. Das ist unmöglich.

M. So kommt dirs vor, weil du noch wenig Umgang mit Frauenzimmer gehabt hast. Henriette war vielleicht das erste Mädchen mit dem

du Freundschaft schlossest. Es war also kein Wunder, wenn sie dein Herz verstrickte. Wenn du sie aber erst hast, und die erste Hitze ist vorbey, dann denk ich wird es dich reuen, wenn du an die vortheilhaften Verbindungen denkst, die du hättest schliessen können, und die du um ein nacktes Mädchen willen verscherzt hast. Du bist mein liebster Sohn! mein Carl! du solltest mich dauern, wenn ich dich einmal misvergnügt leben sähe.

J. So würde ich die Schuld von meinem Misvergnügen mir selbst beylegen müssen.

M. Du sprichst wie ein Verliebter. Verliebte fassen aber nicht immer die vernünftigsten Entschliessungen, und haben schlechterdings einen Freund nöthig, der ihnen mit seinem Rathe beysteht. Höre meinen mütterlichen Rath lieber Carl.

J. Und der ist?

M. Wenn du deine Neigung zu dem Mädchen durchaus nicht mässigen kannst, so nimm sie doch auf ein paar Jahre bey dich als Gesellschafterin! dawider habe ich gar nichts. Au contraire wenn du sie lebenslang behalten willst, so will ich nichts dagegen reden. Nur die Mariage laß dir nicht in den Sinn kommen.

J. Und was habe ich gethan gnädige Frau Mamma, daß Sie eine so schlechte Meynung von mir bekommen haben, als wenn ich auf Kosten der Ehre meiner Geliebten mein Vergnügen suchen könnte.

M. Ist das dein wirklicher Ernst?

J. So wahr ich Ihr Sohn bin.

M. Und hast alles wohl überlegt?

J. Ich habe seit der Zeit, da ich das Mädchen liebe, nichts überlegen können als dieses.

M. Nun so verbinde dich denn mit dem edlen Mädchen das so viele Vorzüge hat, daß du dabey den Schimmer des Adels verachten konntest. Ich, ich gebe dir zu deiner Verbindung meinen mütterlichen Consens und Segen.

J. Und das wäre Ernst?

M. Serieusement. Mache mir nur bald die Freude, und führe mir das liebe Mädchen zu, damit ich sie selbst sehen, und als meine Schwiegertochter umarmen kann. Willst du Carl?

J. O beste Mamma! ich traue meinen Ohren nicht. Woher soll ich mir diese plötzliche Veränderung erklären?

M. Es ist gar keine Veränderung vorgegangen,

gen, mon cher. Alles was ich zeither gethan habe, war Affectation, damit ich dich auf die Probe stellen wollte, ob deine Liebe blosse Passion sey, oder ob die Reflexion daran Theil habe. Nun da ich sehe daß deine Liebe sich auf Reflexion und Raisonnement gründet, nun will ich ihr de tout mon coeur favorisiren.

J. O beste Mamma, nun erkenne ich wieder den edlen mütterlichen Sinn, den ich so lange verkannt habe. O verzeihen Sie mir!

M. Es ist alles pardonnirt. Kann ich meine liebe Tochter bald embrassiren?

J. Sobald Sie befehlen.

M. Wenigstens binnen vier Wochen. Itzo, mon cher, laß uns wieder zur Gesellschaft gehen.

Fortsetzung.

Ich gieng zur Gesellschaft, wie ein Träumender. Die Bilder, die itzo meine Einbildungskraft her' vorbrachte, gaukelten so lebhaft in meiner Seele herum, daß meine Sinne gegen alle Empfindungen wie verschlossen waren. Mitten im Saal stand ich, mit über einander geschlagenen Armen, glaubte Henrietten zu sehen, überbrachte ihr die erwünschte Nachricht, erhielt von ihr neue Ver-

sicherung der Treue, ward ihr Mann, ward Vater, saß im Kreise meiner Familie, und hörte nichts von der Musik, die mit ihrem Lärmen den ganzen Saal anfüllte. Sahe auch nichts von den Masken, die vor mir vorüber wandelten.

Endlich weckte mich jemand aus meinem Traum auf, das mir die Hand druckte und sagte: Leben Sie wohl! ein ehrlicher Mann hält sein Wort. Ich fuhr wirklich zusammen, und hatte einige Zeit nöthig, um mich zu sammeln, und meine Gedanken in die gegenwärtige Welt zurücke zu rufen. Es war die gute Caroline, die eben jetzo die Gesellschaft verlassen wollte. Wort wird gehalten, sagte ich, und das vielleicht eher, als Sie es vermuthen.

So? sagte sie. Ich bin sehr begierig eine nähere Erklärung davon zu wissen. Ich muß aber fort, meine Prinzessin erwartet mich. Leben Sie wohl — und vergessen Sie mich nicht — und — wenn Sie Henrietten schreiben — tausend Empfehlungen von mir.

Ich gieng jetzo zu meiner Mutter, die in der Venetianerin stak, und bot ihr meinen Wagen an. Sie sagte aber, sie sey schon engagirt, und hoffte nächstens mich länger sprechen zu können.

Wirk-

Wirklich sahe ich auch, daß ihr ein Bergmann bald den Arm bot, und mit ihr weggieng.

Ich war gesonnen heute zu Henrietten als Courier zu reuten, mein Feldprediger hatte mich aber davon abgehalten. Er bäte es sich, sagte er, zur Belohnung aus, daß ich ihm erlaubte, ein Zeuge zu seyn, wenn ich meiner Henriette die Nachricht überbrächte, daß sie nun ganz die meinige sey. Dieß konnte ich ihm nicht abschlagen. Nun reuet es mich aber fast, weil er mich versichert hat, daß er nicht eher mit mir reisen könnte, bis er ein gewisses Geschäft, das er mir verschweigt, geendigt hätte.

Ich bin unausgesezt

der Ihrige

Carlsberg.

Fünf und zwanzigster Brief.

Carl an den Kaufmann Kolbert.

Carmin, den 13 Jänner.

Mein lieber Kolbert.

Ich habe die Sache, um derentwillen Sie mir geschrieben haben, von allen Seiten überlegt, sehe aber nicht ein, wie ich Ihnen darinne dienen kann.

Das

Das ist wohl etwas leichtes, daß das Gut auf meinen Namen gekauft wird. Wie steht es aber um die Behauptung desselben? So lange ich lebe, werden Sie freylich im Besitz desselben nicht gestört werden. Wie steht es aber nach meinem Tode? wird es sich meine Familie nicht zueignen? und was wollen Sie ausrichten, wenn die Landesgesetze Ihnen entgegen sind? Ich bitte Sie daher, mir eine andere Gelegenheit zu zeigen, Ihnen gefällig zu seyn. Wenn Sie das Glück des Landlebens so hoch schätzen, so steht Ihnen eines von meinen Gebäuden zu Dienste, wo Sie, nach Ihrem eignen Gefallen, entweder Oekonomie oder Handlung, treiben können.

Wenn es Ihnen aber um die 3000 Thlr. zu thun ist, die Sie noch an Herrn von Melwich zu fordern haben, so melde ich Ihnen im Vertrauen daß ihm künftiges Ostern, in Kolches aus der Verlassenschaft seiner Tante 4000 Thlr. werden ausgezahlt werden, die Sie ja mit Arrest belegen können. Verrathen Sie mich aber nicht.

Mit der größten Aufrichtigkeit bin ich

der Ihrige

Carlsberg.

Sechs und zwanzigster Brief.

Der Oberste von Brav an den Feldprediger Wenzel.

Holdersleben, den 14 Jänner.

Mein lieber Herr Wenzel!

Wie hoch ich Sie schätze, wissen Sie. Itzo gebe ich Ihnen einen neuen Beweis davon, indem ich Sie in dem geheimsten Anliegen meiner Seele zu meinem Vertrauten mache, und mir Ihren Rath in einem Kummer erbitte, der schon seit einiger Zeit an meinem Vater-Herzen nagt.

Die Erwartungen, die ich von meinem einzigen Sohne Ferdinand hatte, sind mir ganz fehl geschlagen. Ich glaubte einen gesunden, thätigen, braven Jüngling von Troppenheim zurück zu bekommen — statt dessen habe ich einen ungesunden, unthätigen, einfältigen Menschen zurück nehmen müssen.

Die Ursach von diesem Jammer mag Ihnen Carl sagen.

Bisher habe immer noch auf angenehmere Aussichten gehofft, aber nun sind sie mir alle verschwunden. Er besucht itzo die Herrenhutischen Versammlungen, spricht und schreibt von nichts als Blut und Wunden, und der grossen

Gnade die ihm der Heyland erzeigt hätte.

Als ich ihm meine Verwunderung hierüber bezeugte, sagte er: o lassen Sie mich liebster Vater die Ruhe für meine Seele, die ich gefunden habe, ungestört geniessen!

J. Wo hast du sie denn gefunden?

F. In der Brüder Gemeine.

J. Und wie denn?

F. Ich habe sie einigemal besucht, und da fiel es mir gleich auf das Herz. Ach liebster Vater, wenn Sie doch auch einmal empfinden sollten, was ich empfunden habe!

J. Und was denn?

F. Höllenangst.

J. Dafür wolle mich Gott bewahren! Ich habe seit vielen Jahren als ein rechtschaffener Mann gehandelt, und glaube nicht, daß Gott deswegen mich werde Höllenangst empfinden lassen.

F. Das ist die seligste Angst — diese Angst ist Vorschmack des Himmels.

J. Wie so?

F. In dieser Angst kam ich zum Durchbruch.

J. Ich verstehe kein Wort.

F. Alle meine Sünden umgaben mich und

der Höllenrachen öffnete sich.

J. Da sehe ich nichts von Seligkeit. Gott sei gelobt, daß ich so gehandelt habe, daß ich von dem Allbarmherzigen nicht fürchten darf, daß er mich in den Höllenrachen stossen wird.

F. Das bedaure ich, lieber Vater. Denn hören Sie nur weiter, da ich diese Höllenangst empfand, warf ich mich gerade in die Arme meines gekreuzigten Heylandes.

J. Wie verstehest du denn das?

F. Wie das Täublein, das vom Geyer verfolgt wird, das in einer offnen Höle seine sichre Zuflucht findet.

J. Ich verstehe kein Wort.

F. Ich will den Heyland bitten, daß er Ihnen das Verständniß öffne.

J. Du brauchst dich nicht zu bemühen, lieber Ferdinand, ich kann selbst beten. Wie gieng es denn weiter mit dir?

F. Da ich mich nun so ganz dem Heylande übergeben hatte, erzeigte er mir die Gnade, daß er mir im Traum erschien.

J. Wie sahe er denn aus?

F. Lieblich und hold, mit seinen heiligen fünf

Wunden, hielt die Hand auf seine Seiten-Höhle, und sagte: hier Täublein, hieher fliehe! hier Bienlein, hier säuge! Ach Vater! aller Welt Herrlichkeit ist nichts gegen diesen Anblick. Nun rühme ich mich einzig der blutigen Wunden, die Jesus an Händen und Füssen empfunden.

J. Das ist doch sonderbar! du bist, wie du wohl weist, ein grosser Sünder. Du hast die Kräfte, die dir dein Gott verliehe, geschwächt; hast die herrlichen Anlagen zu einem frölichen Leben, zu den Freuden des Ehemanns und Vaters zerstört. Ich hingegen bin mir solcher Sünden nicht bewust, ich habe meine Fehler bereuet, und so viel als möglich, zu verbessern gesucht. Warum erzeigt mir ehrlichen Manne denn der Heyland nicht eben die Gnade, die du Sünder von ihm willst empfangen haben?

F. Mein Heiland nimmt die Sünder an?

J. Das gereicht ihm zur größten Ehre, daß er die nicht hinaus stößt, die von aller Welt verlassen sind. Aber ein ehrlicher Mann wird doch gewiß bei ihm vor einem Sünder den Vorzug haben.

F. Gar nicht. Des Heylands Art ist nun so, daß ihm die größten Sünder die liebsten sind. Von Ge-

rechten, die eigne Gerechtigkeit haben, will er nichts wissen; diejenigen, die Strafe verdienet haben, sind ihm willkommen. Ich rühme mich itzo meiner Sünden, und bedaure, daß ich nicht noch ein größrer Sünder bin, daß mir der Heyland noch größre Barmherzigkeit erzeigen könnte.

Nun rathen Sie mir doch, was ich mit meinem Sohne thun soll? Soll ich ihm verbieten diesen Versammlungen ferner beizuwohnen? diß scheint mir zu hart. Oder soll ich ihn durch Vorstellungen davon abzubringen suchen? wie müßte ich es alsdenn wohl anfangen? oder soll ich es ihm geradezu erlauben?

Ueberhaupt wünschte ich sehr, daß Sie mir Ihre freymüthige Meynung von den Herrenhutischen Anstalten sagten, damit ich doch wüßte, ob ich meinem Sohne dazu rathen, oder ihm davon abrathen sollte. Diese Leute haben ohne Zweifel sehr viel gutes an sich, ich habe unter ihnen recht viele gute Menschen gefunden, und gehe deswegen gern mit ihnen um. Gleichwohl wenn ich es mir denke, daß mein Sohn sich mit ihnen vereinigen sollte, so widerspricht mein Herz. Mein Gefühl sagt mir ich müsse ihm davon abrathen. Da ich mir nun nicht

nicht zu helfen weis, so bitte ich um ihren Rath inständigst.

Der gute Carl ist itzo, wie ich höre, bey Ihnen. Entschuldigen Sie mich bei ihm, daß ich in Beantwortung seiner Briefe nicht pünctlich genug bin. Ich habe seit einiger Zeit wieder Anfälle von Chiragra, die mir das Schreiben äusserst beschwerlich machen.

Er geht itzo einen Weg, auf dem viele ihre Zufriedenheit finden, die mehresten aber verlieren. Verlassen Sie ihn doch ja nicht. Vollenden Sie doch an ihm Ihre treue und weise Leitung, von der Sie bisher schon so viel Gutes gesehen haben. Mit der aufrichtigsten Liebe bin ich der Ihrige

v. Brav.

Sieben und zwanzigster Brief.

Carl an den Obersten v. Brav.

Carmin, den 15 Jänner.

Liebster Herr Vetter!

Gestern habe ich, mit meiner Mutter und dem Feldprediger, bei dem Grafen Morgasky gespeist. Es wurde da mancherley gegessen und getrunken, aber sehr wenig gesprochen. Und das, was gesprochen wurde war alles so studirt, daß es mir vor-

kam, als wenn ich wieder auf der Maskerade wäre. Denn es war augenscheinlich, daß niemand so sprach wie er es meynte, sondern jeder so, wie er am mehrsten zu gefallen glaubte.

So kam z. E. einer von des Grafen Jagdhunden in das Zimmer, der sich alle Ungezogenheit erlaubte, und auch in seiner Bildung nichts empfehlendes hatte. Demohnerachtet lobte ihn, den Feldprediger und mich ausgenommen, die ganze Gesellschaft, und wenn er jemanden das Brod oder das Fleisch vom Teller nahm, so wurde er mit einem lauten Gelächter applaudirt. Gleichwohl weiß ich gewiß, daß, wenn ein Bürgers Hund diese Freyheiten sich erlaubt hätte, er eine gute Tracht Prügel würde bekommen haben.

Nach Tische drängte sich alles zu dem siebenjährigen Sohne des Grafen, und bemühte sich, ihm Schmeicheleyen zu sagen. Man legte ihm Fragen vor, und jede Antwort, die er gab, wurde mit lautem Beyfall aufgenommen. Vater und Mutter stunden dabey und bezeigten ihre Zufriedenheit. Der Feldprediger wendete sich unterdessen ängstlich bald da bald dorthin, und war kaum im Stande seinen Unwillen über dieß unpädagogische Verfahren

fahren zu verbergen. Endlich faßte er mich bey der Hand und sagte:

Ich danke Gott mit Saitenspiel
Daß ich kein Graf geworden;
Geschmeichelt hätte man mir viel
Und mich vielleicht verdorben.

Nu, sagte der Vater, da er einige Zeit die Schmeicheleyen mit angehört hatte, mein Louis wird freylich noch mehr lernen müssen, wenn er seinem Stande Ehre machen will. Unterdessen bin ich für seine Jahre immer mit dem zu frieden, was er weiß. Herr Gisbert! wollen Sie nicht ein kleines Examen mit ihm anstellen?

Herr Gisbert, der Hofmeister des jungen Grafen, trat also hervor und verschafte ihm durch seine Fragen Gelegenheit, den ganzen Vorrath von Tönen, die er nachlallen gelernt hatte, vor der ganzen Versammlung auszukramen.

Der Feldprediger zog mich an das Fenster und hörte dem Examen mit dem größten Unwillen zu. Erst wurde aus der Naturgeschichte gefragt, und ich erstaunte, da der junge Graf das ganze Linneische System, auf ein Haar, herzusagen, und die Nahmen und Merkmale aller Classen anzugeben wußte.

Für ein Kind von diesen Jahren, sagte ich zum Feldprediger, ist das doch wirklich viel.

F. O schweigen Sie! das ist ja wahrer Unsinn! Wozu hilft denn dieser Wörterkram?

J. Es ist ja kein Wörterkram, es ist ja Sachkenntniß, und unsere Pädagogen wünschen ja, daß die Kinder bey der Erwerbung ihrer Kenntnisse den Anfang mit der Betrachtung der Natur machen sollen.

F. Glauben Sie denn, daß der Graf die Natur jemals betrachtet hat?

J. Wenigstens muß sie ihm seyn beschrieben worden.

F. Auch das nicht, ich wette wie viel Sie wollen. Alles was der Graf hier herlallt, sind leere Töne; Staarengeschwäz ist es. Keines von allen den Dingen, die er so schön zu claßificiren weiß, kann er in der Natur wieder finden. Wenn ich nur einmal den Versuch mit ihm machen könnte, daß er mir eine Pentandria, Hexandria, oder Heptandria in der Natur aufsuchen müßte, so würde es sich bald ausweisen.

J. Es scheint mir doch eine gute Uebung des Scharfsinns zu seyn, wenn man früh angeführt wird die Merkmale aufzusuchen. —

F. Freilich. Wird er denn aber dazu angeführt?

Man

Man sagt ihm ja die Merkmale vor, und läßt sie ihn auswendig lernen. Seine Beurtheilungskraft, sein Scharfsinn haben ja dabey ganz und gar nichts zu thun. Es hilft ihm der ganze Kram eben nicht mehr, als wenn er lernte Abrakatabra, Abrakatabra, u. s. w.

J. Da wäre es doch wenigstens eine Gedächtnißübung.

F. Die ists denn freylich, aber eine höchst schädliche, die auf Unkosten des Verstandes und des Scharfsinnes geschieht. Das ist so die eigentliche Methode, Viros beatæ memoriæ expectantes judicium zu bilden. Statt dieser Gedächtnißübung wollte ich lieber, daß man ihm Lieder, oder kleine Geschichten, erst erklärte, dann lernen liesse.

J. So halten Sie also das alles für unnütze?

F. Nicht blos für unnütze, sondern für schädlich. Es stärkt das Gedächtniß auf Unkosten der Beurtheilungskraft, ja wenn ich es aufrichtig sagen soll, auch auf Unkosten des Herzens.

J. Wie meynen Sie das?

F. Das ist ja augenscheinlich. Das kleine Männchen weiß uns eine Menge Worte herzusagen, die grösstentheils Ihnen und mir, und ganz gewiß der

ganzen Versammlung fremd sind. Das kann ihm nicht lange verborgen bleiben. Wer kann es ihm nun verdenken, wenn es glaubt mehr als alle andere zu wissen, stolz auf uns Leute herab siehet, und die Erwerbung wirklich nützlicher Kenntnisse vernachläßigt? Nach meinen Einsichten versteht der, der eine Pflanze zu bauen, und gehörig zu benutzen weiß, weit mehr Naturgeschichte, als ein anderer, der die ganze Linneeische Claßification mit dem Gedächtnisse blos gefaßt, und die Beobachtung der Sachen selbst vernachläßigt hat. Ist denn das, was Schubart und Holzhausen vom Anbau des Spanischen Klees gesagt haben, nicht weit reeller, als die Wortkrämerey.

J. Also sind sie mit Linnees Bemühungen gar nicht zufrieden?

F. Recht sehr wohl, so lange man seine Claßification nicht von Kindern auswendig lernen läßt, und sie, der Absicht des grossen Mannes zuwider, zu einem Mittel braucht, die Aufmerksamkeit der Kinder von der Natur abzuziehen.

Da Herr Gisbert das Gespräch auf die Geographie lenkte, mußte ich mich wieder über die Fertigkeit des jungen Grafen verwundern, mit welcher er von den merkwürdigsten Ländern und Städ-

ten plauderte. Der Feldprediger war aber auch hiermit nicht zufrieden. Ich bin gut dafür, sagte er, das Kind kennt die Dörfer und Städtchen noch nicht, die zu nächst um Carmin liegen. Ists nun nicht widersinnig, wenn man sich so viele Mühe giebt, ihm Begriffe durch Beschreibung beyzubringen, da es so schöne Gelegenheit hätte, sich eine Menge weit richtigerer Kenntnisse durch den Anblik zu erwerben? Würde die Besuchung eines einzigen Dorfs, Beobachtung der dortigen Bauart, Sitten und Geschäfte, die Besehung eines einzigen Bergs und Beobachtung seines Bodens, seiner Gewächse und seiner Aussichten, nicht weit richtigere und nützlichere Kenntnisse in des Kindes Seele bringen, als die Benennung u. Beschreibung von tausend Dingen, die es nicht gesehen noch empfunden hat? Ich möchte doch wissen, was sich der gute Graf bei dem Parlamente dächte, von dem er itzo plaudert. Will es doch einmal versuchen!

Er trat itzo in den Kreis der Bewunderer, faßte lächelnd des jungen Grafen Hand und sagte: Ey! ey! lieber Graf! wenn Sie itzo schon so viel wissen, was will es werden, wenn Sie zwanzig Jahre alt sind! Ich kann ja wohl auch noch etwas von Ihnen lernen. Sie reden hier vom Englischen Parlamen-

te! ich habe immer wissen wollen, was denn das eigentlich sey? Können Sie mir es nicht sagen?

Gr. Je was wird es denn seyn? ein Parlament ist halt ein Parlament.

Die ganze Gesellschaft lachte dieser Antwort ihren Beyfall zu.

Ja, das weis ich wohl, fuhr der Feldprediger fort, daß ein Parlament ein Parlament ist. Aber ich möchte doch so recht wissen, was ich mir dabey vorstellen sollte, ob ich mir einen Menschen, oder eine Maschine, oder was, dabey denken sollte.

Gr. Je es ist halt ein schön groß Haus von 2 Etagen, die obere heißt das Oberparlament, und die untere das Unterparlament.

F. Ja nun höre ich aber, daß der König ohne Einwilligung des Parlaments nichts wichtiges thun könne. Wie soll ich denn das zusammenreimen? Wie kann denn ein Haus seine Einwilligung zu etwas geben?

Der Graf wurde roth und schwieg. Meine Mutter endigte aber seine Verlegenheit bald, indem sie sehr hastig zu ihm sagte: lieber Graf, sagen Sie doch zum Feldprediger: wenn Sie erst so einen starken Bart, wie er, hätten, dann wollten Sie ihm drauf antworten.

Dieser Einfall ward von der ganzen Gesellschaft mit Beyfall aufgenommen, und der Feldprediger zog sich, ohne ihn einer Antwort zu würdigen, aus dem Kreise wieder zu mir an das Fenster zurück.

Jetzo wurde der junge Graf aus der Geschichte befragt, und sagte die Namen aller grossen Herrn vom Ninus an bis auf Joseph den zweyten her. Die Gesellschaft konnte des Bewunderns gar nicht satt werden, der Feldprediger aber seufzte.

Sie scheinen, sagte ich zu ihm, auch mit den Progressen nicht zufrieden zu seyn, die der Graf in der Geschichte gemacht hat?

F. Wie ist es denn möglich so etwas zu billigen.

Ja freylich, wenn sich der junge Graf das Parlament als ein Haus vorstellt, so kann man leicht denken, was für lächerliche Vorstellungen er sich vom Xerxes, Alexander u. d. gl. machen wird.

F. Weinen möchte man, wenn man so etwas sieht. Ein Kind von so herrlichen Talenten so zu verderben! Jtzt künstelt man es zum Jüngling, wenn die Jünglingsjahre kommen, so wird es Mann seyn wollen, und wenn die Zeit kommen wird, da es wirklich Mann werden sollte, wird es wieder kindisch werden.

J. Recht sehe ich den Zusammenhang davon nicht ein.

F. Jezo wird das Kind durch allerlei Künsteleyen dahin gebracht, Sachen zu lernen, die ganz über seine Fähigkeiten sind. Es muß also seine Kräfte anspannen. Und die Folge von jeder Ueberspannung ist allemal Erschlaffung. Daher findet man fast immer, daß die frühklugen Kinder, mit zunehmenden Jahren, ganz einfältig werden. Und bedenken Sie selbst, itzo im Siebenden Jahre kann das Kind schon einen solchen Schwall Worte, von denen man es versichert, es wäre Naturgeschichte, Weltgeschichte, und Geographie. Biñen zwei Jahren wird es wieder einen andern Wortkram lernen müssen, von dem man ihm sagt: Es sei Philosophie u. Mathesis. Wenn nun die Jahre eintreten, da es diese Wissenschaften wirklich studiren sollte, so wird es glauben es könne alles. Wo soll da der nöthige Eifer u. die nöthige Anstrengung herkommen? und gesezt — doch stille da wird gar aus der Mythologie gesprochen; wirklich wurde das gute Kind auch in die Mythologie geführt.

Wie hieß der Vater Jupiters? sagte Sisbert.

Gr. Saturnus.

G. Was thaten denn seine Söhne mit ihm?

Gr. Sie wurfen ihn zum Himmel hinaus und theilten sich in sein Reich.

F. Sehr erbaulich für Kinder!

G. Wer war denn die Gemahlin des Jupiters?

Gr. Seine Schwester Juno.

G. War er aber seiner Gemahlin treu?

Gr. Nein, er hielt es noch mit einer Menge Mädchen und Weibern.

F. Ein schön Exempelchen! Eine schöne Zubereitung zur Annahme Jesu Christi. Guter Erlöser! wirst eine schlechte Rolle in dem Herzen des Grafen spielen, das der wollüstige Jupiter schon in Besitz genommen hat.

G. Können Sie mir einige davon nennen?

Gr. O ja! Die kenne ich alle. Da war erst die Diane, da sie ihr Vater eingesperrt hatte, verwandelte sich Jupiter in einen goldnen Regen, und kam so zu ihr durch das Dach.

G. Wissen Sie auch, wen er mit ihr damals erzeugte?

Gr. Den Perseus.

G. Sehr recht. Sonst kennen Sie wohl keine mehr?

Gr. O ja! die Semele. Mit der erzeugte er den

Bacchus. Da die Semele einmal von ihm verlangte, er solle sie mit Donner und Bliz besuchen, so that er es, da wurde aber ihr Haus angezündet, und sie verbrannte. Jupiter holte aber sogleich den kleinen Bacchus aus ihrem Leibe und nährte ihn in seiner Hütte.

G. Sie wissen auch wohl wer die Mutter des Herkules war?

Gr. Das war die Alkmene, die Frau des Amphitryon. Jupiter verwandelte sich einmal in ihren Mann, und kam so zu ihr, und damit er recht lange bey ihr bleiben könnte, so ließ er eine Nacht so lange als zwey werden.

F. Allerliebst!

G. Aber von der Leda haben Sie wohl nichts gehört.

Gr. Ja, zu der kam Jupiter in Gestalt eines Schweines, und erzeugte mit ihr den Castor und Pollux.

F. Kommen Sie, lieber Carl, ich halte es nicht länger aus.

J. So verziehen Sie doch nur einen Augenblik. Ich will nur erst Gelegenheit suchen, meine Mutter zu sprechen!

F. So bleiben Sie! mir ist es unmöglich hier auszuhalten. Ich fühle, daß mir die Galle schon in den Magen getreten ist.

J. Ohne Sie bleibe ich nicht hier.

So schlichen wir uns denn von der Gesellschaft fort, und machten, weil es ein heller Tag war, noch einen Spaziergang um die Stadt.

Fortsetzung.

Während demselben fuhr der gute Feldprediger fort, gegen diese unpädagogische Art, die Kinder zu behandeln, und gegen dies Bestreben, sie früh klug zu machen, zu eifern. Am stärksten sprach er gegen die Mythologie und die unvorsichtige Art, wie man junge Leute zur Lesung der alten Autoren anführe; wozu, sagte er, sollen junge Leute die alten Autoren lesen? Ihren Geschmack zu bilden, sagt man recht gut! Ich leugne gar nicht, daß ihre Werke sehr schöne Muster sind, an denen der Geschmack für das Schöne in der Darstellung der Natur gebildet werden kann. Aber erstlich ist es mir ärgerlich, wenn ich höre, daß die Alten zu sehr auf Unkosten der Neuern erhoben werden. Zweytens ist es gewiß, daß das Gefühl der Alten für das moralisch Schöne, oder für das Schöne in den Gesinnungen

bey weitem nicht geläutert genug war. Sie waren sehr sinnreich, alle Schönheiten des menschlichen Körpers darzustellen; ein altes Weib, mit gekrümmtem Nacken, höckrichtem Rücken, triefenden Augen und verwachsnen Füssen, stellten sie entweder gar nicht vor, oder stellten es ins Dunkle. Aber einen Jupiter abzubilden, der seine höchste Glückseligkeit in Verführung der Unschuld und Befriedigung thierischer Begierden sucht, oder einen Cäsar, der in Siegen sein Glück, und in Unterjochung freyer Nationen seinen Ruhm suchte, im Lichte, oder mit Merkmalen des Beyfalls abzubilden, waren sie eben so sinnreich. Und ist ein Jupiter, ein Cäsar, nach unserm verfeinerten Gefühle für Schönheit und Wahrheit, nicht eben ein solches Monstrum, wie der monströseste Körper? Versündigen sich diejenigen, die die Darstellung solcher moralischen Ungeheuer ihre Schüler studieren lassen, nicht eben so an dem guten Geschmacke, als diejenigen, die sie beständig Abbildungen von häßlichen menschlichen Figuren durchblättern lassen?

Sehen Sie hier, mein Lieber, die Ursache, warum ich die Alten so sparsam mit Ihnen gelesen habe! Ich besorgte, bey Ihnen das Gefühl für

Wahr-

Wahrheit und moralische Schönheit zu verderben, und Ihre unschuldige Seele mit den unzüchtigsten Bildern anzufüllen. Wenn erst Ihr Charakter die nöthige Festigkeit hat, wenn Sie das Süsse des ehelichen und väterlichen Glücks geschmeckt haben, dann lesen Sie was Sie wollen, es wird Ihnen unschädlich seyn!

Ich fühlte itzo, lebhafter als jemals, den Werth meines redlichen Wenzels, und drückte ihm meine Empfindung durch eine herzliche Umarmung aus.

Itzo hörten wir, daß der Schnee hinter uns knitterte, sahen uns um und erblickten den Herrn Gisbert, der mit schnellen Schritten uns nachfolgte.

Sind Sie mit ihrem Examen zu Ende? fragte ihn der Feldprediger.

G. Ja, dem Himmel sey Dank!

F. Haben Sie nicht auch die erbauliche Historie von der Pasiphae mit ihrem jungen Grafen durchgegangen?

G. Ich fühle das Bittere dieser Frage ganz! Aber eben deswegen, weil ich es fühle, werden Sie auch, liebster Herr Feldprediger, so billig seyn, und mir das ungereimte, das ich vorhin gethan und gesprochen habe, nicht beymessen.

F. Ich habe das, was Sie gethan und gesprochen haben, noch nicht für ungereimt erklärt. Gesetzt es wäre aber dabey eins und das andere vorgefallen, das ich nach meinen Grundsätzen für ungereimt halten müßte, wem könnte ich es sonst beymessen, als Ihnen?

G. Wenn Sie also auf dem Theater jemanden die Rolle des Abderiten spielen sehen. —

F. Um Vergebung, heute haben Sie nicht auf dem Theater agirt.

G. Und das habe ich allerdings gethan, ich habe eine Rolle gespielt, die mir der Director gegeben hat.

F. Doch mit Ihrer Einwilligung?

G. Ey freylich! Daß ich mich bey dem Director engagirte, war mein freyer Wille, und nachdem dieses geschehen ist, steht es nicht mehr bey mir zu wählen, welche Rolle ich spielen will, sondern ich muß die annehmen, die er mir gegeben hat.

F. Aber warum nennen Sie denn den Unterricht und die Erziehung, die Sie dem jungen Grafen geben, eine Rolle? Haben Sie denn nicht selbst den Plan dazu gemacht?

G. Nichts weniger als dieses. Da ich meine

Stelle

Stelle antrat, habe ich dem Herrn Grafen einen Entwurf gegeben, nach dem ich meinen Zögling behandeln wollte. Er gab mir ihn aber zurück und sagte, der Plan möchte für ein Bürgers Kind sehr gut seyn, aber für eine Person vom Stande, die einmal in der Welt glänzen und über andere gesetzt seyn sollte, wäre er gar nicht schicklich. Er gab mir darauf eine Encyklopädie, und sagte: sehn Sie, mein lieber Gisbert, hier ist der Inbegriff aller Wissenschaften. Sie haben dabey weiter nichts zu thun, als das Buch in ordentliche Pensa einzutheilen, und darauf zu sehen, daß der junge Graf täglich sein Pensum lerne. Ich stellte dagegen sehr bescheiden vor, bey dieser Methode würde es mir freylich sehr leicht seyn, den Grafen dahin zu bringen, daß er recht viel zu wissen schiene, im Grunde aber werde er gar nichts wissen. Der Herr Graf gab mir aber zur Antwort, dafür sollte ich ihn sorgen lassen. Da ich nun sahe, daß ich mit allen meinen Vorstellungen nichts ausrichtete, so bequemte ich mich endlich —

F. So bequemten Sie sich den jungen Grafen auf einen Weg zu leiten, von dem Ihr Gefühl Ihnen sagte, daß es der Weg der Unwissenheit sey?

G. Wie konnte ich anders?

F. So bequemten Sie sich, gut zu heissen und zu billigen, was, nach Ihrem Gefühle, schädlich und ungereimt war, und so den guten Grafen in seinem Irrthume zu bestärken?

G. Aber, liebster Herr, man will doch leben! Der Herr Graf gibt mir einen ansehnlichen Gehalt, und hat mir, wenn der junge Graf das sechzehnte Jahr zurück gelegt hat, eine Beförderung versprochen. Ists da nicht meine Schuldigkeit, daß ich während dieser Zeit auf meine Einsichten resignire, und nach den Einsichten und dem Willen dessen handle, in dessen Dienst ich stehe? Wenn ich ein Baumeister wäre, und sollte für einen Grafen ein Gebäude aufführen, wessen Geschmacke müßte ich da folgen?

F. Wenn der Graf die Baukunst verstünde, dem Geschmacke des Grafen. Wenn er aber ein Gebäude projectirte, dem Festigkeit, Bequemlichkeit und Schönheit fehlte?

G. So würde ich dagegen Vorstellungen thun. Wenn er aber darauf nicht Rücksicht nähme?

F. So möchte er bauen lassen wen er wollte.

G. Ihm würde es leicht seyn, einen andern Baumei

meister zu finden, der ihm für sein baares Geld seinen Plan ausführte, ob ich aber eben so leicht einen Bauherrn wieder fände? das wäre die Frage?

F. Ein guter Baumeister wird immer gesucht.

G. Sie machen mich sehr unruhig, lieber Herr Feldprediger. Und was würden Sie sagen, wenn ich Ihnen alles erzählen wollte, was ich bey meiner Resignation noch dulden muß!

F. Und was ist das?

G. Weiter gar nichts, als daß ich ohne allen Einfluß auf den jungen Grafen bin.

F. Ein Hofmeister ohne Einfluß auf den Zögling? sonderbar!

G. So ist es aber. Ich habe fast alle Schriften unserer neuen Pädagogen gelesen, ihre Vorschläge zur Bildung junger Seelen sind vortreflich, aber bey meinem Grafen sind sie nicht anwendbar.

F. Wie so?

G. Nu, wenn ein Hofmeister auf seinen Zögling wirken und ihn nach seinem Willen lenken soll, so muß dieser doch glauben, daß jener mehr sey als er?

F. Ey das versteht sich.

G. Das ist aber bey meinem Grafen nicht. Bey

 dem

dem wird von allen Seiten her drauf los gearbeitet, ihn glaubend zu machen, daß ich eine Art von Bedienten bey ihm bin. So oft ich ihn mit in die Assemblee nehme, und ihn dahin zu führen ist mir zur Pflicht gemacht worden, so drängt sich der ganze Adel zu ihm, sagt ihm Schmeicheleyen, und mich, mich sieht er über die Achsel an. Ja wann Festins für den Adel gegeben werden, so darf ich daran gar keinen Antheil nehmen, wohl aber der Herr Graf. Müßte denn der Graf nicht blödsinnig seyn, wenn er sich nicht für ein Wesen von einer höhern Gattung halten wollte, als ich bin? und von diesem, so tief unter ihm stehenden Wesen soll er sich lenken lassen? Herr Feldprediger! antworten Sie mir darauf!

F. Ihre Lage ist bedenklich, das gestehe ich Ihnen zu. Ich glaube aber doch, daß es Ihnen, wenn Sie recht darüber nachdenken wollten, sehr leicht seyn müßte, einem Kinde Ihre Ueberlegenheit fühlen zu lassen.

G. So lange ich mit ihm allein bin. Da aber das Alleinseyn mit ihm nie länger als einige Stunden dauert, so verschwindet das Bischen Gefühl meiner Ueberlegenheit bald wieder. Ich habe die Ehrliebe bey ihm suchen rege zu machen, aber —

F. Nun mit der Erregung der Ehrliebe richtet man, wenn man damit nicht recht sehr behutsam verfährt, sehr wenig aus. Man stiftet damit mehr Schaden als Nutzen. Alles, was man von dieser Seite thun kann, ist, daß man bey Kindern Gefühl für Verachtung zu erhalten, oder ihnen fühlbar zu machen sucht, daß verdiente Verachtung ein wahres Uebel sey.

G. Und wenn nun der unartige Graf in die Assemblee kommt, und man erzeigt ihm, bey allen seinen Untugenden, Achtung, unterdessen, daß man dem Hofmeister den Rücken zukehret, wie denn da?

F. Da ist es freylich schwer zu rathen.

G. Das glaube ich wohl. Ich habe mehr gethan, ich habe Strafe brauchen wollen, ich habe ihm bisweilen, wenn er unartig war, das Frühstük oder die Abendmahlzeit versagt. Da lächelte er, gieng zur Mama oder zum Kammerdiener und bekam mehr, als er gewöhlich zu bekommen pflegt.

F. Das hätte ich Ihnen voraus sagen wollen. Geben Sie sich denn aber nicht Mühe, ihm Gefühl für das Wohlthun beizubringen? Ich dächte, wenn er erst schmekte, wie süsse es sey, Elende zu erfreuen, und hierzu Neigung bekäme, so könnte

diese Neigung ein Keim werden, aus dem sich alles, was Gut und Edel ist, entwickeln liesse.

G. Wenn nur nicht immer in den Assembleen, die der Graf besuchen muß, so verächtlich von den Leidenden gesprochen würde, wenn nur nicht bey manchem das menschliche Elend ein Gegenstand der Spötterey wäre!

F. Wenn Sie aber ihn nur einmal in die Hütte einer verlaßnen, mit Kindern gesegneten Wittwe führten, aus seiner Casse die Familie unterstützen, und ihn ihre Thränen und ihren Dank einerndten liessen?

G. Das ist geschehen, lieber Herr Feldprediger! er ist gerührt worden, er hat geweint — sobald er aber wieder in die gewöhnlichen Gesellschaften kommt, und seinem Hange zur Ueppigkeit und zur Eitelkeit geschmeichelt wird, so ist alles wieder vergessen. Sensatio fortior obscurat debiliorem!

F. Nun da weis ich Ihnen weiter keinen Rath zu geben, als diesen, daß Sie dem Herrn Grafen den Vorschlag thun, entweder Ihnen zu erlauben, den jungen Grafen ganz nach Ihrem eignen Plane zu behandeln, oder Ihnen Ihre Dimißion zu geben.

G. Das ist meine Meynung auch gewesen. Ich

habe

habe aber nicht Muth genug gehabt, sie durchzusetzen, ehe ich Ihre Meynung darüber gehört hatte. Nun da ich sie weiß, nun thue ich es ohne Bedenken. Da ich mir die Möglichkeit nicht denken kann, daß es mir erlaubt würde, den jungen Grafen nach meinem Plane zu erziehen, so werde ich lieber geradezu um meine Dimißion bitten.

Ich danke Ihnen für Ihren gütigen Rath und wünsche Ihnen wohl zu ruhen.

Mit diesen Worten schied er von uns, und sezte mich durch seinen Abschied wieder in den Stand mit meinem lieben Mentor allein zu sprechen, und ihm meine geheimsten Anliegen zu entdecken.

Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin und gönnen stets ein geneigtes Andenken

Ihrem

aufrichtigen

Carl.

Acht und zwanzigster Brief.

Carl an den Obersten von Brav.

Kolchis, den 15. Jänner.

Liebster Herr Vetter!

Ich bin heute früh mit meinem lieben Feldprediger abgereißt, um nach Koldingen zu gehen und mei-

meiner guten Henriette, die mir, wie ich hoffe auch ihr, so erfreuliche Nachricht zu überbringen, daß das lezte Hinderniß gehoben sey, das bisher unserer Verbindung im Wege stund.

Gestern besuchte ich erst meine Mutter und nahm von ihr Abschied. Sie versicherte mich nochmals, daß sie sich über meine getrofne Wahl freue, und mit Sehnsucht den Augenblik erwarte, da sie ihre liebe Schwiegertochter umarmen könne. Aber ach! es war nicht die herzliche zuversichtliche Versicherung einer Mutter, es war die, auf Schrauben gesezte, Versicherung einer Hofdame, deren innern Gehalt ich so gut kenne, daß ich gar nichts daraus zu machen pflege. Ich gab mir alle Mühe, den Ton des Gesprächs etwas herzlicher zu stimmen, es war aber alles umsonst, und ich sahe mich genöthigt, mit einem sehr studirten Complimente von Ihr Abschied zu nehmen.

Das ist ein wahres Elend! Vater- und Mutterlos zu seyn ist etwas trauriges, aber blos den Schatten von Vater oder Mutter zu haben, dünkt mich noch trauriger zu seyn.

Wir haben, weil mein lieber Feldprediger darauf bestund, unsere Reise zu Fusse gemacht.

Da

Da wir in einiger Entfernung von Carmin uns befanden, sahen wir einen Bauer vor uns hergehen, der mit sich selbst sprach, mit den Händen focht, mit dem Stocke gegen die Erde stampfte, und den Hut von Zeit zu Zeit abnahm und wieder in die Augen drükte. Die Neugier trieb uns, unsere Schritte zu verdoppeln, um ihn einzuholen und von ihm zu erfahren, was ihn so beunruhige. Guten Morgen, mein Freund, sagte der Feldprediger zu ihm.

B. Guten Morgen! meine Herren.

F. Warum so unruhig, mein Freund?

B. Je man möchte ja wohl unruhig werden. So alberne Anstalten, wie bey uns zu Lande sind, kann es in der Türkey nicht geben. Meiner Seele, in der Türkey nicht.

F. Und was sind denn das für Anstalten?

B. Je haben Sie denn nicht davon gehört, da hat die Akademie in Kolchis eine Prime dem versprochen, der das meiste wüste Land urbar machte und mit Bäumen bepflanzte.

F. Das wird doch wohl keine alberne Anstalt seyn?

B. Nicht doch! lassen Sie sich aber nur sagen! Da ich das Ding hörte, was hatte ich zu thun, ich

machte mich dran, riß vier Aecker um, die seit der Schweden Zeit leite gewesen waren, bestellte sie und pflanzte Obstbäume darauf, die alle nach Herzenslust gekommen sind, und kriegte die Prime.

F. Nu? und darüber ärgert er sich?

B. Hören Sie nur wie es weiter gieng! da es der Edelmann erfuhr, was hatte der zu thun? Meiner Seele, ließ verwichenes Frühjahr die Schaafe auf meine Saat treiben und ließ sie abhüten. Und das war noch nicht genug, er schikte mir auch einen Befehl zu, daß ich binnen vier Wochen die Bäume wieder wegschaffen, und das Land wieder leite liegen lassen sollte. Ich that es nicht, da strafte er mich um zwanzig Thaler. Was hatte ich zu thun, ich appellirte an die Regierung nach Carmin. Da hat sich das Ding hingezogen bis gestern, da habe ich meinen Bescheid erlangt. Gott im hohen Himmel sei es geklagt.

F. Und wie lautete denn der Bescheid?

B. Ich soll die Bäume wegschaffen, den Acker wieder leite liegen lassen und die Gerichtskosten tragen. Was meinen Sie nun dazu, lieber Herr, ist das auch recht und erlaubt, kann es in der Türkey schlimmer zugehen? In meinem Leben will ich an

die

die Prime denken. Ich habe ein Haar drinne gefunden, daß mir wohl mein Lebelang die Lust vergehen wird, wieder eine Prime zu haben. Funfzig Thaler habe ich gekriegt, und ein paar hundert Thaler angewendet, und muß Strafe und Kosten noch hinter drein werfen. Daß du mir giengst mit deiner Prime!

F. Aber lieber Mann! war denn das Fleck, das er anbaute, auch sein Eigenthum?

B. Je vor tausend Guckuck, es wird ja mein Eigenthum seyn! Ich muß ja Steuern, und Soldatengeld und Decimation, und Erbzins und den Henker sein Zeug drauf geben. Warum soll es denn nicht mein Eigenthum seyn? Kann ich denn nicht auf meinem Grund und Boden pflanzen was ich will?

F. So scheint es ja freilich. Aber die Regierung muß doch einen Grund angeführt haben, warum er sein Land nicht besäen und bepflanzen soll.

B. Das hat sie ja freylich. Sie spricht, der Edelmann hätte die Trift über die Aecker, und er wäre schon seit undenklichen Zeiten in Poßeßion, da müßte ihn die Regierung darinne schützen.

Guten Morgen, Gevater Hans, rief ihm ein anderer Bauer zu, der hinter uns gekommen war,

na? wie stehts denn? habt ihr guten Bescheid gekriegt?

Einen Bescheid, das Gott erbarm! war Hansens Antwort.

Sagte ich es euch nicht, fuhr der andre Bauer, welcher Martin hieß, weiter fort. Ich kann es meist so ziemlich vorher sagen wie es ausfallen wird, wenn eins bei der Regierung etwas zu suchen hat. Das ist wieder so ein Stückchen, meiner Treue! in dem nämlichen Lande wird der nämliche Unterthan um einerley Sache willen belohnt und bestraft. Ha! Ha! Ha! Das ist wieder ein Stückchen in das Sonntagsbüchelchen!

F. Was ist denn das für ein Büchelchen, das Sonntagsbüchelchen?

B. Es ist halt ein Büchelchen, das ich und mein Gevatter Schulmeister Sonntags Abends bey einer Pfeiffe Tobak lesen.

F. Und was steht denn in dem Sonntagsbüchelchen?

B. Allerley närrisches Zeug. Wenn ein alberner Streich in unserer Nachbarschaft paßirt, da schreiben wir ihn allemal in das Büchelchen, hernach lesen wir es zusammen und discuriren drüber und haben unsern Spas damit. F.

F. Kann er mir denn nicht etwas aus dem Sonntagsbüchelchen erzählen?

B. Da würde ich heute nicht fertig.

F. Wenn er mir nicht alles erzählt, so kann er mir doch etwas daraus sagen.

B. Na! zum Exempel: da haben wir fürstlichen Befehl, daß jeder Bursch, wenn er Unterthan wird, sechs Bäume in der Flur anpflanzen soll.

F. Und das nennt er albern?

B. Nicht doch! hören Sie doch nur! wenn der Befehl wäre befolgt worden, so wäre schon unsere ganze Flur ein Baumgarten. Da läßt sich aber der Amtmann für jedes halbe Dutzend Bäume, das gepflanzt werden sollte, einen halben Gulden zahlen. Mit der Manier hat der Unterthan eine Abgabe mehr, und wird doch immer kein Baum gepflanzt. Ist das nicht ein Schildbürgersstreich?

F. Recht ist es freylich nicht.

B. Ferner: da ist mein Nachbar Jermis, der hat sonst einen Acker Land an der Borne gehabt. Nun ist die Borne, wie Sie schon wissen, ein Wasser, das seine Mucken hat. Das Wasser hat in etlichen Jahren den Acker so ganz und gar, mit Stumpf

und Stiel weggerissen, daß der arme Schelm auch keine Hand breit übrig behalten hat. Und dem allen ohnerachtet, muß er noch alle Jahre seine Steuren und Gaben fort geben, wie wenn er den Acker noch hätte.

F. Mann, was redet er da! das kann ich unmöglich glauben.

B. Mein Name ist ein Schelm, wenn es nicht wahr ist.

F. Hat er denn aber nicht deswegen Vorstellung gethan?

B. Je das versteht sich. Da hat er aber allemal zur Antwort gekriegt, die Herrschaft könnte nichts einbüßen.

F. Wenn nun aber die Borne auf der einen Seite den Acker weggerissen hat, so dächte ich, sie müßte ihn auf der andern Seite wieder angesetzt haben?

B. Ey das wollte ich meynen. Jenseits der Borne ist ein groß Stück Land entstanden, das recht schöne mit Pappeln bepflanzt ist.

F. Kann denn sein Nachbar nicht darum ansuchen, daß ihm das Land zuerkannt wird?

B. Das kann er freylich. Es kostet ihm ein

Wort

Wort, so steht ihm das Maul offen, aber erlangen thut er damit nichts.

F. Wer hat sich denn aber das neuentstandne Stück Land zugeeignet?

B. Wer denn anders als die Herrschaft.

F. Hum!

B. Und was sagen Sie denn dazu? Da ist das Dorf Kürbisleben, das war sonst luthrisch, weil es aber mitten in einem Lande liegt, das reformirt ist, so sind nach und nach so viele Reformirte dahin gezogen, daß itzt keine Seele mehr luthrisch ist. Und doch muß das reformirte Dorf immer einen lutherischen Pfarrer haben.

F. Und was schadet das? Die Reformirten sind ja Christen und die Lutherischen sind Christen.

B. Ey das wohl. Die Reformirten gehn auch alle in des lutherischen Pfarrers Predigt. Aber zum Abendmahle können sie doch bey ihm nicht gehen, und wenn sie auch gehen wollten, so kann er sie ja nicht annehmen.

F. Und warum nicht?

B. Ey das geht doch auf keine Fälle an. Unterschied in der Religion muß doch seyn. Die Leute haben wohl funfzigmal bey dem Consistorien supli-

plicirt, daß es ihnen einen reformirten Pfarrer geben möchte. Hat alles nichts geholfen. Wollen die Leute wohl oder übel, so müssen sie allemal eine Stunde weit gehen, wenn sie das heilige Abendmahl genießen wollen. Ist das nicht albern?

F. Ja, manche Dinge sind nicht wohl zu ändern.

B. Noch ein Stückchen! Da ist in unserm Dorfe ein Edelmannsgut, der Herr von Panther dem es gehört, hat, wie es mannichmal bey solchen Herren geht, ein Bischen mit der wilden Gans um die Wette gelebt, hat Schulden gemacht, und sein Gut ist in Sequestration gerathen. Es ist schon seit meines Vaters seliger Zeiten sequestrirt gewesen, kein Schuldner hat aber einen rothen Heller Interesse oder Capital bekommen. Alles geht für Sequestrationskosten auf. So oft ein Schweinstall soll gebauet, oder eine Ochsenkrippe gemacht werden, kömmt der Herr Sequester in einer vierspännigen Kutsche gefahren, tractirt, lebt auf Regiments Unkosten, und setzt dreymal so viel an, als der Bau kostet — He? was meynen Sie dazu?

F. Billigen kann ich es nicht.

B. Und was sagen Sie dazu? Vor etlichen

Jah-

Jahren, da ich meinen ersten Jungen taufen ließ, gab das Consistorien die Verordnung, daß das Beichtgeld abgeschaft werden, und von jedem Kopfe etwas gewisses an den Prediger gezahlt werden sollte. Ein und der andere Starrkopf sperrte sich dagegen. Die Verständigsten aber giengen es ein, und nach und nach verstunden sich alle dazu. Aber was geschah? Unser Pfarrer wußte den Leuten so nach dem Maule zu reden, daß einer nach dem andern wieder Beichtgeld gab. Da haben wir uns nun vom Pferde auf den Esel gesetzt. Wir haben zwar ein neues Kopfgeld, hingegen auch noch das Beichtgeld. Gott behüte Sie, meine Herren! unser Weg geht nun rechter Hand. Wenn ich Ihnen alles erzählen sollte, was in dem Sonntagsbüchelchen steht —

F. Wie stark ist es denn?

B. Vergangnen Sonntag haben wir das funfzehnte Bändchen angefangen. Behüte Sie Gott!

Fortsetzung.

Den 17. Jenner.

Wir haben heute ausserordentlich unfreundliches Wetter, und müssen deswegen unsere Abreise von Kolchis aufschieben, bis wenigstens der Hauptsturm sich legt. Dieß giebt mir Zeit, Ihnen die Fortsetzung meiner Reise zu beschreiben.

Da die Bauern sich entfernt hatten, sprach mein lieber Wenzel sehr vieles über das, was sie erzählt hätten. Er meynte, wenn die Obrigkeiten immer gerecht handelten, so würden alle Klagen über Bedrückungen aufhören. Die unruhigen Köpfe, die jede obrigkeitliche Verordnung meisterten, würden bald durch die übrigen überstimmt und zum Schweigen gebracht werden. Die Anhänglichkeit des gemeinen Mannes an sei-

ne Vorgesetzten wäre so groß, daß nur offenbare Ungerechtigkeiten ihn davon abbringen könnten. Wenn diese aber freylich einträten, so könnte man auch dem geringsten Menschen es nicht verdenken, wenn er dagegen laut spräche, und sich sein Sonntagsbüchelchen hielte. Unter diesen und ähnlichen Gesprächen kamen wir in Kolchis an. Wir kehrten im Hotel de Crolau wieder ein, weil der Feldprediger versicherte, daß dieß noch immer der beste Gasthof sey.

Der Hausknecht sagte, die Honoratiores speisen in der untern Stube, ob wir nicht in ihrer Gesellschaft seyn wollten?

Ja! sagte der Feldprediger zuversichtlich, und setzte, da der Hausknecht sich entfernt hatte, noch hinzu: wenn Sie, lieber Carl, Menschenkenntniß sich erwerben wollen, so müssen Sie alle Classen von Menschen sprechen und urtheilen hören.

Wir trafen im Speisezimmer eine vermischte Gesellschaft von obrigkeitlichen Personen und Officiren an, die bey der Mahlzeit die obscönsten Gespräche führten, die ich jemals gehört habe. Jedes Gericht, das aufgetragen wurde, veranlaßte einen neuen pöbelhaften Scherz, der mit eben so pöbelhaftem Gelächter aufgenommen wurde. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie viel ich bey dieser Mahlzeit gelitten habe. Das Zotenreissen ist mir immer ein Eckel gewesen, und mein Herz hat sich allemal empört, wenn ich die pöbelhaften Scherze der Postknechte und anderer Personen vom niedrigen Stande mit anhören mußte. Ich verzieh Ihnen aber leicht, weil ich alles auf Rechnung des Mangels an Erziehung schrieb. Aber das war mir itzo unausstehlich, daß ich eben diese Scherze aus dem Munde solcher Personen

hörte,

hörte, die sich der Cultur rühmen, und deren Pflicht es ist, über Reinigkeit der Sitten, und über die Handhabung der Geseze zu wachen.

Erwarten Sie ja nicht, daß ich Ihnen alle die schmutzigen Reden schreibe, mit denen unsere Mahlzeit entweihet und eckelhaft gemacht wurde. Nur ein Fragment davon will ich Ihnen niederschreiben. Und da ich die Namen sowohl als den Titel dieser elenden Menschen vergessen habe, so will ich sie mit Zahlen bezeichnen.

1. Legte vor und gab an 2 eine große Markröhre, so daß die ganze Gesellschaft es bemerken mußte.

3. Herr 2. hat Herrn 1. gewiß einen Liebesdienst erwiesen, daß er ihm die ganze Markröhre giebt.

1. Na! Na! Eine junge Frau und zwey Nähterinnen, dazu hat man ja wohl Mark nöthig.

Alle: Ha! Ha! Ha! He! Hi!

3. Der Herr 2. ist doch ein Mann, der das verliehene Pfund recht wohl nutzt.

Alle: Ha! Ha! Ha!

4. Er ist doch ein wahrer Patriot, der für die Bevölkerung des Vaterlandes sorgt.

2. Und das von Rechtswegen. Die Rekruten müssen doch wieder ersetzt werden, die unsere Stadt hat liefern müssen.

Alle: Ha! Ha! Ha! He! Hi!

1. Und sorgt doch dafür, daß seine Schreiber Weiber bekommen — Ha! Ha! Ha!

2. Da wäre ich ja ein schlechter Mensch, wenn ich meine Leute nicht versorgen wollte.

3. Ey Sie denken sehr edel, versorgen Ihre Leute nicht nur mit Weibern, sondern auch mit Kindern.

Alle: Ha! Ha! Ha! He! Hi!

4. Unterdessen müssen Sie doch eingestehen, daß Ihre Verdienste nicht verkannt werden. Sie werden doch in Ihren Arbeiten von allen Seiten unterstützt. Wenigstens läßt es der Herr Hauptmann 5. an seiner Unterstützung nicht fehlen.

Alle: Ha! Ha! Ha!

5. Ey das erfordert ja die Menschenliebe. Man muß ja seinem Nebenmenschen helfen und fördern in allen Leibesnöthen. Ha! Ha! Ha!

Alle: Ha! Ha! Ha!

2. Theilte das Mark und gab die Hälfte davon an 3.

3. Na? soll ich Ihrer Frau vielleicht auch in Leibesnöthen helfen?

Alle: Ha! Ha! Ha! He! Hi! Ha! Ha! Ha!

2. Na! Na! Sie haben genug zu helfen und zu fördern bey der jungen Frau des Kaufmanns T.

Alle: Ha! Ha! Ha!

5. Zumal da die Frankfurter Messe nicht weit mehr entfernt ist.

4. Man muß ja das Alter unterstützen.

5. Ey freylich, und die Betrübten trösten.

4. Und der Prediger L. predigte am vergangnen Sonntage: leihet ihr Starken den Schwachen eure Kräfte.

Alle: Ha! Ha! Ha!

5. Das Verdienst muß ja gekrönt werden. Der Kaufmann T. macht sich so verdient um unsere Stadt, schaft durch seine Fabrik so vielen Menschen Nahrung, unterzieht sich so vielen Beschwerlichkeiten der Reise. Wer krönt ihn aber dafür, wenn es Herr 3. nicht thäte?

Alle: Ha! Ha! He! Hi! Hi! Ha! Ha!

Wenn ich Ihnen alle die albernen, faden,

schmu=

schmuzigen Reden niederschreiben wollte, die während der Mahlzeit von den Vätern der Stadt und den Beschützern der Bürger geführt wurden, so reichte der heutige Tag nicht zu. Sie können aber das Uebrige leicht selbst errathen, wenn Sie an die Reden zurück denken, die Sie ehemals, da Sie noch Ihr Freybataillon commandirten, von Ihren Freybeutern gehört haben. Im Wesentlichen scherzten sie gewiß eben so wie diese Honoratiores, nur die Einkleidung mochte etwas verschieden seyn!

Vive la joie! rief 5 aus; alle riefen ihm nach: vive la joie! stießen die Gläser an einander; der Feldprediger goß aber sein Weinglas auf die Erde, gieng fort, und ich folgte ihm nach. Alles verstummte. Erst, da wir zur Thür hinaus waren, hörten wir wieder: Ha! Ha! Ha! He! Hi! Ha! Ha! Ha!!!

So lange solche Leute Honoratiores heisen, sagte der Feldprediger, indem wir die Treppe hinauf giengen, so lange solche Leute in Gesellschaften den Ton angeben, so lange dürfen wir uns über den Ursprung des menschlichen Verderbens die Köpfe wohl nicht zerbrechen. Die Tugend wird von einigen Personen wöchentlich einmal empfohlen, die ganze Woche durch wird sie aber von den Honoratioribus öffentlich verhönt — Und doch wollen die Menschen die Tugend nicht lieb gewinnen —

Wenn ich solche Gespräche höre, lieber Carl, so wundere ich mich gar nicht, daß es so viele böse Menschen in der Welt giebt. Darüber aber wundre ich mich, daß man noch wirklich tugendhafte antrift.

Dies Thema wurde den ganzen Abend ausgeführt, es ist mir aber unmöglich Ihnen, die

Ausführung zu schreiben. Der Himmel klärt sich auf — wir müssen weiter reisen. Ich bin stets

Ihr

treuer

Carl.

Neun und zwanzigster Brief.

Carl, an den Obersten v. Brav.

Schellingen den 18. Jenner.

In größter Zerstreuung schreibe ich Ihnen, liebster Herr Vetter! einige Zeilen nieder. Da wir von Kolchis ausgegangen waren, und Schellingen beynahe erreicht hatten, begegnete uns eine Kutsche mit vier Pferden. Da wir an dieselbe kamen, streckte ein Frauenzimmer die Arme heraus, und rief ängstlich: Herr von Carlsberg! Herr von Carlsberg!

Fahrt zu ins T. Namen, schrie eine männliche Stimme. Der Kutscher hieb die Pferde an, sie galloppirten — ich sprang nach — ich sahe noch einigemal das Frauenzimmer, hörte es rufen — Stimme — Gestalt — Kleidung — alles war von Henrietten. Meine Kräfte verliesen mich endlich, ich konnte nicht weiter nachkommen. Itzo suche ich Pferde, daß wir nachreuten können. Gott stehe mir bey!

Carl.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salzmann, Christian Gotthilf,

Carl von Carlsberg oder über das menschliche Elend

Bd.: 4

Carlsruhe (1797)

P.o.germ. 1208-173
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10117878-4
VD18 90435362